This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600029630Q

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Seite.

Die reformatorischen Bewegungen und Kämpfe von Peter Waldo bis zum Tode Calvins . . . . . 1 bis 53

Erstes Kapitel.

Die Waldenser und Albigenser . . . . . 1 bis 13

Zweites Kapitel.

Reformatoren des 14. und 15. Jahrhunderts . . . . . 13 bis 19
Johann Wiklef und die Lollarden . . . . . 13 bis 16
Johann Huß, Hieronymus von Prag . . . . . 16 bis 19

Drittes Kapitel.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts . . . . . 19 bis 53
Martin Luther . . . . . 19 bis 25
Ulrich Zwingli und die schweizerische Reformation . . . . 25 bis 33
Johann Calvin oder Chauvin . . . . . 33 bis 53

Zweites Buch.

Vom Beginn der Reformation in Frankreich bis zum Widerruf des Ediktes von Nantes . . . . . 54 bis 97

Erstes Kapitel.

Die bürgerlichen Kriege in Frankreich. Das Edikt von Nantes von Franz I. bis Heinrich IV. . . . . 54 bis 69

Zweites Kapitel.

Angriffe auf das Edikt von Nantes; Aufhebung desselben; das Edikt von Potsdam; die Auswanderung der Reformirten . 69 bis 97

Drittes Buch.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Réfugiés in Brandenburg, und Einfluß derselben auf das Land 97 bis 201

Erstes Kapitel.

Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Kolonisten . 97 bis 128

Stp. C. 15

Inhalts-Verzeichniß.

Erſtes Buch.

Die reformatoriſchen Bewegungen und Kämpfe von Peter Waldo bis zum Tode Calvins . . . . . Seite. 1 bis 53

Erſtes Kapitel.

Die Waldenſer und Albigenſer . . . . . 1 bis 13

Zweites Kapitel.

Reformatoren des 14. und 15. Jahrhunderts . . . . . 13 bis 19

Johann Wiklef und die Lollarden . . . . . 13 bis 16

Johann Huß, Hieronymus von Prag . . . . . 16 bis 19

Drittes Kapitel.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts . . . . . 19 bis 53

Martin Luther . . . . . 19 bis 25

Ulrich Zwingli und die ſchweizeriſche Reformation . . . . 25 bis 33

Johann Calvin oder Chauvin . . . . . 33 bis 53

Zweites Buch.

Vom Beginn der Reformation in Frankreich bis zum Widerruf des Edikts von Nantes . . . . . 54 bis 97

Erſtes Kapitel.

Die bürgerlichen Kriege in Frankreich. Das Edikt von Nantes von Franz I. bis Heinrich IV. . . . . 54 bis 69

Zweites Kapitel.

Angriffe auf das Edikt von Nantes; Aufhebung deſſelben; das Edikt von Potsdam; die Auswanderung der Reformirten . 69 bis 97

Drittes Buch.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Refugiés in Brandenburg, und Einfluß derſelben auf das Land 97 bis 201

Erſtes Kapitel.

Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Koloniſten . 97 bis 128

Zweites Kapitel.

Einfluß der Réfugiés auf den brandenburgiſchen Staat durch Wiſſenſchaft und Kunſt . . . . . Seite. 128 bis 151

Drittes Kapitel.

Einfluß der Réfugiés durch Fabriken, Manufakturen u. ſ. w. 151 bis 201

Anhang.

Die Inſtitute der Kolonie . . . . . 291 bis 241
A. Anſtalten, welche die geiſtige und leibliche Pflege in ſich vereinigen . . . . . 201 bis 221
Das Waiſenhaus . . . . . 201 bis 209
Die Ecole de Charité . . . . . 209 bis 216
Das Kinderhoſpital . . . . . 216 bis 218
Das Hospice français . . . . . 218 bis 221
B. Anſtalten für die Bildung des geiſtigen Elements oder die Schulen der Kolonie (das Collège français, das theologiſche Seminar, die Pepinière) . . . . . 221 bis 227
C. Wohlthätigkeitsanſtalten im engern Sinne: Maison française, Hoſpital, Maison de Réfuge, Maison d'Orange . 227 bis 235
Die Verwaltungsbehörden der Kolonieen: das Diakonat, das Mittwochsdirektorium und die Generalverſammlung . . . 235 bis 241
Die früheren und die noch jetzt beſtehenden Kolonieen . . . 243 bis 244

Vorrede.

Durch mein Lehramt war ich ſeit einigen Jahren hindurch veranlaßt, in meinem hiſtoriſchen Unterricht die Geſchichte der Réfugiés in Preußen mit beſonderer Rückſichtnahme abzuhandeln. Ich wurde ſo auf das Studium der Quellen geleitet, die ſehr auseinander geſtreut in den Schriftwerken verſchiedenſter Art aufgeſucht werden mußten. So war ich's im Stande, dem Bedürfniſſe meines Berufes zu genügen. Aber gerade dieſe meine Forſchungen nach dem Materiale, die damit verbundenen Schwierigkeiten und Umſtändlichkeiten machten es mir klar, wie Wenige ſich die Zeit dazu nehmen könnten, eine ähnliche Selbſtbelehrung zu unternehmen, und daß die Mitglieder der Kolonie, wer wer ſonſt Intereſſe für dieſe kleine Schaar eingewanderter Franzoſen nehme, nur eine ſehr dürftige nnd unzureichende Erkenntniß über die vergangenen Zeiten gewinnen könnten. Es fehlte ein beſonderes Handbuch über

dieſen Gegenſtand, ein ſolches iſt nun das vorliegende Buch geworden. Ich war gezwungen, da ich hierbei an ein reiferes Publikum dachte, über den engen Kreis der Schule in der ganzen Behandlung hinaus zu gehen. Es mußte eine größere Vollſtändigkeit erzielt werden, damit das Weſentliche des hiſtoriſchen Herganges umfaſſend vorhanden ſei, dabei aber mußte der Inhalt durch einfache und klare Darſtellung allen Bildungsſtufen zugänglich gemacht, und ſelbſt für die Schuljugend ein Leſebuch, und denen, die die Schule verlaſſen, eine Mitgift fürs Leben geſchaffen werden.

Alle Geſchichte, welche aus einem geiſtigen Punkt ſich entwickelt, hat ihre lebendige Kraft und zeugende Wirkſamkeit für fernere Jahrhunderte: was unſer kleines Völkchen der Réfugiés aus ihrer Heimath trieb, dieſe Standhaftigkeit des Geiſtes, dieſe Treue im Glauben, dieſe Zuverſicht auf ein höheres Walten, kurz was ſie als Keime in das neue Vaterland brachten, das iſt als rüſtige Thatkraft in Gewerbe und Handel, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in häuslicher Sittlichkeit und aufopferndem Gemeinſinn groß geworden, und hat nicht bloß dem Einzelnen Glück und Segen gebracht, ſondern auch der ganzen Gemeinde Anſehn und Liebe bei ihren großmüthigen Beſchützern und bei ihren neuen Landesbrüdern erweckt. So iſt im Verfolg des Geſchehenen, indem die Darſtellung die nackten, wahren Vorgänge gewähren ließ, ohne alles künſtliche Zuthun und Fernhalten aller berühmenden Ueberſchätzungen ein Denkmal erſtanden, welches den Abkömmlingen

zur freudigen Genugthuung und Erinnerung, und insbesondere der Jugend zur ſittlichen Erhebung ihres Menſchthums und zum Gedächtniß frühern öffentlichen Gemeinſinns dienen mag.

Wer ſelbſt an ſich erprobt hat, wie eine ſorgſame und liebevolle Hingebung an ein Unternehmen Mühe und Fleiß vergeſſen macht, der kann ermeſſen, daß die Arbeit an dieſem Werke nicht ohne fröhliche Ausdauer, und bei dem ernſten Streben nach Gelingen nicht ohne Genugthuung vollbracht iſt. Sollte es ſich aber fügen, daß die öffentliche Theilnahme und Anerkennung dieſem kleinen Werke ſich zuwendete: ſo würde auch der Zweck deſſelben in beſonderer Weiſe belohnt ſein.

Berlin, im September 1852.

Der Verfaſſer.

I. Buch.

Die reformatoriſchen Bewegungen und Kämpfe von Peter Waldo bis zum Tode Calvins. 1180 — 1564.

Erſtes Capitel.

Die Waldenſer und Albigenſer.

Wenn ich, lieber Leſer, dir in dieſem Werkchen eine Geſchichte der in Preußen lebenden franzöſiſchen Colonie, der du angehörſt, geben will: ſo wirſt du auch gern wiſſen wollen, wie es gekommen iſt, daß deine Voreltern aus dem ſchönen, herrlichen Frankreich auswanderten! Etwas Höheres, als leibliches Wohlſein muß es geweſen ſein, dem ſie nachzogen, das ſie antrieb, Heerd und Heimat, Freunde, Verwandte und liebe Nachbaren zu verlaſſen, um in der Ferne und Fremde, unbekannt mit Sprache, Sitte und Lebensweiſe jenes Landes, ſich ein Aſyl zu ſuchen.

Aber was war es, das ihnen ſo hohen Muth, ſo große Selbſtverleugnug einflößte, daß die Aufopferung irdiſcher Güter ihnen ſo leicht machte? Es war der Glaube an Jeſum Chriſtum, den Erlöſer der Welt, der da geſagt hat: „Wer mich bekennet vor den Menſchen, den werde ich wieder vor meinem Vater bekennen.“ Und was war es, das Preußen hatte und Frankreich ihnen nicht geben konnte, oder wollte? „die Glaubensfreiheit!“ d. h. diejenige Freiheit, ſeinen Glauben öffentlich darlegen und bekennen zu dürfen, ohne darüber zur Rechenſchaft gezogen zu werden.

Religiöse Unduldsamkeit, von fanatischen Priestern und schwärmerischen Mönchen genährt, hatte in diesem, von der Natur so gesegneten Lande die Fackel des Bürgerkrieges entzündet, und dem Bruder gegen den Bruder die Waffen in die Hand gegeben. Christi Lehre: „Liebet euch unter einander," hatte sich in den bittersten Haß verkehrt, und Frankreichs Boden trank Ströme Blutes seiner sich gegenseitig zerfleischenden Söhne. Diese religiöse Unduldsamkeit, durch all' die niedern Leidenschaften der Seele: Eigennutz, Habsucht und Herrschsucht hervorgerufen, durch Unwissenheit und Unverstand genährt, wollte nur eine „allein seligmachende Kirche," die katholische! Nicht nur Heiden, Juden und Türken waren nach ihrer Lehre von Gott und Christo verworfen, sondern auch alle Christen, welche nur den leisesten Zweifel an der Untrüglichkeit und Wahrheit ihrer Lehrsätze hegten, in ihren religiösen Ansichten von ihr abwichen, mochten sie auch in der Bibel ihre Quelle haben, waren verdammt und wurden blutig verfolgt. Und doch hatte die Mutter viele ihrer Kinder zum Abfall gezwungen! denn seit den frühesten Zeiten des Christenthumes hatte die katholische Kirche eine Menge von Satzungen und Irrlehren zu Glaubenssätzen erhoben, und die reine Christuslehre so verdunkelt und verunstaltet, daß der denkende Geist nur mit Unwillen die religiösen Fesseln trug, und sich herausſehnte aus der geistigen Knechtschaft.

Daher finden wir aber auch schon in der frühesten Zeit Männer von tiefem Gemüth und echtem, christlichem Glauben gegen die eingeschlichenen Mißbräuche, gegen die Anmaßungen der Päpste und der Hierarchie eifern, und im Kampfe für religiöse Wahrheit und Ueberzeugungen; und wenn sie und ihre Anhänger in diesen finstern Jahrhunderten im Streite unterlagen, und als Märtyrer für ihren Glauben starben, so bereiteten sich, wiewohl langsam, aber auch desto sicherer und unabweisbarer die Jahrhunderte einer reinen und unverfälschten Glaubenslehre vor.

Des Zusammenhanges wegen müssen wir hier einige der Secten erwähnen, welche sich schon frühzeitig von der katholischen Kirche lossagten und im Kampfe mit dieser, ihrer er-

bitterten Feindin, eine Hingebung und Ausdauer bewieſen, die nur aus einer innigen Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glaubens hervorgehen konnte, und die um ſo mehr unſere Theilnahme und Dankbarkeit verdienen, als wir in der Glaubenslehre dieſer Secten die erſten Anfänge der Reformation zu ſuchen haben. Hierher gehören beſonders:

die Waldenſer und die Albigenſer.

Ueber den Urſprung des Namens und der Secte der Waldenſer haben ſich verſchiedene Meinungen geltend gemacht. *einige* behaupten, und nicht ohne gewichtige Gründe, daß dieſer Name von Val, franzöſiſch: Vaux, Vaudois; italieniſch: Valdesi; lateiniſch: Valdenses, d. h. Thalleute herkomme, und ſetzen den Urſprung dieſer Secte ſchon in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums; andere leiten ihren Urſprung unmittelbar von dem Apoſtel Paulus her, der auf einer Reiſe von Rom nach Spanien durch die Thäler von Piemont gekommen ſei, und führen zum Beweiſe die Stelle aus der Epiſtel an die Römer an: Cap. 15, v. 24 u. 25; noch Andere halten den Peter Waldo für den Stifter derſelben.

Dieſer Peter Waldo ſoll ein reicher Kaufmann in Lyon geweſen ſein, und um das Jahr 1160 gelebt haben. Wegen ſeiner ausgedehnten Handelsverbindung hatte er Gelegenheit, viel mit Fremden zu verkehren nnd die verſchiedenen Secten im ſüdlichen Frankreich kennen zu lernen. Auf welche Weiſe er dazu gekommen, ſich religiöſen Betrachtungen hinzugeben, und ſich im Dienſte Gottes einem Wanderleben zu weihen, erzählt eine alte waldenſiſche Kronik folgendermaßen: „Peter Waldo habe ſich eines Tages, vereint mit einigen Freunden, bei einem fröhlichen Nachteſſen befunden, als plötzlich einer der Anweſenden eines unerwarteten und ſchnellen Todes geſtorben ſei. Dies Ereigniß habe auf ihn einen ſo erſchütternden Eindruck gemacht, — wer denkt hier nicht an Luther — daß er fortan ſein Geſchäft aufgegeben, ſeine Güter den Armen geſchenkt, ſich gegen die Lehren der katholiſchen Kirche erklärt, und auf Straßen und Märkten das Evangelium gepredigt habe.“ Er fand leicht Anhänger, und ſeine Jünger nannten ſich: „Arme von Lyon.“ Bald erregte er Aufſehen, und ſeine Lehren wurden

verboten; da er aber nach dem Grundſatze: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen," fortfuhr zu predigen, ſo erging über ihn die Verfolgung, und er verbarg ſich, ohne jedoch ſeine Thätigkeit einzuſtellen, drei Jahre hindurch bei ſeinen Freunden, bis ihn der Bannfluch des Papſtes, Alexanders III., 1175 aus ſeinem Vaterlande in die Thäler von Piemont vertrieb; aus Piemont flüchtete er nach der Picardie, im nördlichen Frankreich. Hier führten ſeine Anhänger den Namen Picarden, und da er auch hier nicht ſicher war, ſo ging er durch Deutſchland nach Böhmen, wo er gegen das Jahr 1180 geſtorben ſein ſoll. —

Auch in Böhmen und in den benachbarten Ländern muß er viel Anhänger gefunden haben; denn nach einer alten Nachricht wurden im Jahre 1391 in der Mark und in Pommern über 400 Waldenſer ihrer Irrlehren wegen vernommen, und Angermünde ſoll, wegen der vielen Waldenſer, die hier lebten, den Namen Ketzer-Angermünde erhalten haben. In der Neumark zählte man gegen vierzehn ſolcher Ketzerdörfer, die ſich ſpäter den Huſſiten anſchloſſen.

Welche Annahme nun die richtige ſei, iſt ſchwer zu entſcheiden, für uns übrigens gleichgültig; denn es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß man mit dem Namen Waldenſer meiſt diejenigen bezeichnete, die in ihren Dogmen von der katholiſchen Kirche abwichen. So viel ſcheint doch ausgemacht, daß ſie als eine beſondere Secte ſchon vor Peter Waldo vorhanden waren, jedoch erſt nach Gregor VII. als ſolche entſchieden hervor traten, wegen ihrer abweichenden Glaubenslehre die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und ſpäter die grauſamſten Verfolgungen gegen ſich hervorriefen.

Die Waldenſer verwarfen in ihrer Glaubenslehre die Meſſe, das Fegefeuer, Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder, die Obergewalt, Unfehlbarkeit und Heiligkeit des Papſtes, ſo wie das Cölibat — Eheloſigkeit der Geiſtlichen —; dagegen erklärten ſie die heilige Schrift als die einzige Erkenntnißquelle in Glaubensſachen, geſtatteten einem Jeden das freie Forſchen in derſelben, und nahmen nur zwei Sacramente, die Taufe und das heilige Abendmahl an.

Ebenſo einfach, wie ihre Glaubenslehre, waren auch ihre Sitten, und der Frömmigkeit ihres Wandels mußten auch ihre erbittertſten Feinde Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die kirchlichen Verhältniſſe waren tief in das Leben und in die Familie eingedrungen. Die Geiſtlichen in der erſten Zeit Barbes oder Onkel genannt, waren mit ihnen innig vereint; ſie waren die Vertrauten und die treuſten Freunde der Familien, die Wächter der Zucht und der Sitte, oft auch, bei den einfachen bürgerlichen Verhältniſſen, die Schiedsrichter über Mein und Dein. Aber ihre Geiſtlichen waren auch der hohen Achtung würdig! denn nicht nur theilten ſie die Armuth ihrer Gemeinden, ſondern ſie übten auch die gewiſſenhafteſte und treuſte Seelſorge unter großen Mühen und Beſchwerlichkeiten, denen ſie ſich in den ſchwer zugänglichen Gebirgen und Thälern Piemonts bei der Ausübung ihres Hirtenamtes unterziehen mußten. Gotteslästerliche Reden, Fluchen und Schwören hörte man bei den Waldenſern nie, wiewohl ſie dem Richter den Eid nicht verweigerten; Kartenſpiel uud Tanz waren früher ſtreng verboten, ſpäter wurde aber Beides nachgegeben; dagegen halten ſie noch bis auf den heutigen Tag den Feiertag in gebührender Weiſe heilig. Auch Luther, der zwar die böhmiſchen Brüder und Picarden, die man von den Waldenſern herleitet, zuſammenwirft und Waldenſer nennt — wir haben jedoch ſtets die Waldenſer in Piemont, dem urſprünglichen Sitze derſelben vor Augen — ſagt in einem, an die böhmiſchen Brüder gerichteten Schreiben: „Denn weil ich höre, daß von Gottes Gnaden bei euch ein ſo freier, züchtiger, äußerlicher Wandel iſt, daß man nicht ſo ſchwälget, frißt und ſäuffet, wie bei uns, ſondern ein jeglicher ſich ſeiner Arbeit nähren muß, wo er kann, und nicht ſolche müßige Fräßlinge und Bäuchlinge habt, wie wir, und auch Niemanden darben läſſet: habe ich mich nicht mögen enthalten, und aus chriſtlicher Pflicht euch anzeigen, was mich dünkt, daß noch an eurem innerlichen Wandel des Glaubens und der Lehre Mangel habe, welchen ich ja gerne aufs allerlauterſte ſehen und hören wollte.“

Wiewohl nun die Waldenſer nichts weiter forderten, als ungeſtört ihrem Gott in ihrer Weiſe dienen zu können, im

Uebrigen aber ſich durch ihren ſtreng ſittlichen Lebenswandel, durch Fleiß und treue Anhänglichkeit an ihre Fürſten — die Waldenſer hatten ſich von Piemont, ihrem Urſitze, nach Frankreich, Spanien und Italien verbreitet — auszeichneten: ſo ergingen doch bald die ſchauderhafteſten Gerichte über ſie.

Im Weſentlichen ſtimmten die Waldenſer in ihrer Glaubenslehre mit den Albigenſern, von der Stadt Albi, in Languedoc, ſogenannt, überein, — wiewohl ein Theil derſelben ſich ketzeriſchen Lehren hinneigte — und wir erwähnen derſelben beſonders deswegen, weil ihre Geſchichte mit der der Waldenſer zuſammenhängt und ſie gleiche Verfolgungen erduldet haben.

Die erſten Verfolgungen traten erſt nach dem Tode Peter Waldo's ein und waren zunächſt gegen die Albigenſer, im ſüdlichen Frankreich, wo ſie in dem Grafen Raimund von Toulouſe und andern Großen mächtige Beſchützer und Anhänger hatten, gerichtet. Schon Papſt Alexander III., 1179, hatte harte Verordnungen gegen ſie erlaſſen, aber erſt unter Innocenz III., 1198 bis 1216, unter welchem bekanntlich der Dominikanerorden, und gegen 1200 das furchtbare Inquſitions-Tribunal entſtand, begannen die Verfolgungen allgemeiner zu werden.

Innocenz verſuchte zuerſt den Weg der Güte, da aber weder dieſer, noch eine, 1206 gehaltene, Zuſammenkunft von Theologen beider Parteien einen günſtigen Erfolg hatten, und die Verirrten nicht in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche — einige Arme abgerechnet — zurückkehren wollten: ſo wurde das Kreuz gegen die Verſtockten gepredigt. In der Bannbulle, die der Statthalter Chriſti gegen die Ketzer erließ, hieß es:

„die Albigenſer müſſen mit allen Mitteln, die Gott ihnen,
„den Kreuzrittern und Soldaten, offenbaren wird, ja, ſchärfer
„als die Saracenen verfolgt werden, weil ſie ſchlechter als
„dieſe ſind! Sie ſollten ſie vom Felde des Herrn verjagen,
„den Gläubigen aber ihre Güter übergeben werden."

Der Graf Simon von Montfort, ein perſönlicher Feind Raimunds von Toulouſe, fiel verheerend in das unglückliche Land ein: Städte, Burgen und Schlöſſer gingen in Rauch auf,

die Einwohner wurden dem Schwert geopfert, oder ſpäter dem Ketzergericht übergeben.

Wohin Raubſucht und Glaubenswuth führen kann, zeigt die Eroberung von Beziers. Hier ſollen gegen ſechszig Tauſend Menſchen erſchlagen worden ſein; ſieben Tauſend der Einwohner wurden allein mit der Magdalenen-Kirche den Flammen geopfert! Als man den Abt von Citeaux fragte, wie man die Gläubigen erkennen könnte, ſoll er geantwortet haben: „Schlagt nur todt, der Herr wird die Seinigen ſchon erkennen!“ Auf dieſes Wort hin ſtürzte die wüthende Bande über eine Prozeſſion von Prieſtern und Mönchen her, die, von der Partei der Kreuzſoldaten, denſelben mit einem „Herr Gott, dich loben wir“ entgegen zogen und hieben in ihrem blinden Fanatismus ihre Freunde nieder.

Dieſer Vernichtungskrieg dauerte faſt das ganze 13. Jahrhundert hindurch, bis 1281; hier endigte er. Die Albigenſer waren bis auf Wenige, in welchen ſich der Glaube der Väter erhielt und fortpflanzte, vertilgt.

Gleichzeitig mit den Albigenſern begannen auch die Verfolgungen gegen die Waldenſer, jedoch beſchränkten ſie ſich anfänglich nur auf die Colonien in Spanien, Frankreich und Italien, wo mit dem Jahre 1560 auch die letzte Spur derſelben verſchwindet. Als aber die Ketzergerichte, die in dem Albigenſer-Kriege ſo vortreffliche Dienſte geleiſtet hatten, überall eingeführt und mit der größten Machtfülle ausgerüſtet worden waren, ſo verbreiteten ſich die Verfolgungs- und Vernichtungskriege auch über die urſprünglichen Sitze der Waldenſer in Piemont. Solche Kriege fanden namentlich in den Zeiträumen von 1560 — 1650, dann von 1650 — 1685, und endlich in den Jahren 1685 und 1686 Statt.

In allen dieſen Kriegen kämpften die ehrlichen frommen, gottergebenen Glaubenshelden mit dem größten Heldenmuthe, und nicht der Uebermacht, nicht den blanken Waffen ihrer Feinde erlagen ſie, ſondern den ſchlauen Künſten derſelben, dem Verrath, der Tücke und Hinterliſt; nicht die feierlichſten Verſicherungen, nicht die Heiligkeit der Eide banden die Feinde an die gegebenen Verſprechungen! — Ketzern brauchte man ja nicht

Wort, nicht Eid zu halten! Und mit welcher Barbarei wurden dieſe Kriege geführt!

Es giebt keine Schandthat, keine Marter, die an dieſen Unglücklichen nicht ausgeübt wurde. Bei der Vernichtung der Waldenſer in den Colonieen, 1560, ließ der Inquſitor Panza 80 derſelben wie Schaafe abſchlachten, andere mit Pech überziehen und verbrennen, noch andere von hohen Thürmen herabſtürzen. Alle ſtarben mit einer Glaubensfreudigkeit, die ſelbſt ihren Verfolgern Bewunderung abnöthigte. Einem der zu Opfernden hielt man das Crucifix zur Anbetung hin, und verſprach ihm Leben und Freiheit, aber auch graſſen Tod von ſchwindelnder Höhe, wenn er verſtockt bliebe; er wählte ſofort den letztern.

In demſelben Jahre beſchloß Philibert die Vernichtung der Waldenſer in Piemont; die Erſchreckten wandten ſich mit Bittſchriften an ihn und ſeine Gemahlin, aber während der Unterhandlungen wurden ſie in St. Germain mitten in der Nacht überfallen, viele Geiſtliche verbrannt und ſogar Frauen gezwungen, zu den Scheiterhaufen ihrer Männer das Holz herbei zu ſchleppen. Im Jahre 1655 rückte eine Armee von 15,000 Mann in ihre Thäler ein. Der Marquis von Pinaße lud die Waldenſer-Vorſteher freundlich ein, behielt ſie zur Tafel bei ſich, und bot ihnen Frieden an. Die Getäuſchten, die den Frieden wünſchten, öffneten ſorglos die Thore; aber ſogleich wurde das Zeichen zur allgemeinen Niedermetzelung gegeben, wobei die ausgeſuchteſten Grauſamkeiten verübt wurden. Männer und Frauen wurden verſtümmelt, dann langſam getödtet, Kinder mit den Köpfen gegen die Felſen geſchmettert, oder an den Beinen von einander geriſſen. Das Theatrum Europäum berichtet: „So viel Grauſamkeit damaliger Zeit vorgegangen, drangen durch Herzen und Nieren; dergleichen barbariſchen Gräuelthaten müſſen alle Menſchen feind ſeynd.“

Als Ludwig XIV. 1685 das Edict von Nantes aufhob, erließ auch der Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus II., ein Edict, das an ſchonungsloſer Härte alle bisherigen Erlaſſe dieſer Art übertraf. Jede Religionsübung, auch in Privat-

häuſern, ward bei Lebensſtrafe unterſagt; alle Kirchen, Häuſer und Gebäude, welche zu religiöſen Verſammlungen dienten, ſollten niedergeriſſen werden; alle Prediger und Schullehrer bei Lebensſtrafe innerhalb vierzehn Tage das Land verlaſſen, und alle Kinder in der katholiſchen Religion erzogen werden. Als alle Vorſtellungen der Waldenſer nichts fruchteten, ſo rüſteten ſie ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtande. Der Krieg begann, und wurde mit all' der Grauſamkeit wie die früheren, geführt; gegen 3000 Waldenſer verloren das Leben, und mehr als 10,000 ſchmachteten in den Gefängniſſen; die Leiden dieſer waren entſetzlicher als der Tod. In vierzehn Gefängniſſen zuſammen geſchichtet, erhielten ſie zur gewöhnlichen Nahrung nichts anders, als Brot und Waſſer, beides aber von ſo ſchlechter Beſchaffenheit, daß nur die Noth zum Genuſſe zwingen konnte. Das Waſſer war entweder ſtinkend, oder aus den Straßengoſſen geſchöpft, mit Kehricht, Kalk und Glas vermiſcht. In Lumpen gehüllt, von Ungeziefer gepeinigt, der Sonnenhitze, wie der Winterkälte ausgeſetzt, verfaultes Stroh zum Lager, ſtarben viele dahin, aber unerſchüttert in ihrem Glauben an Chriſtum, ihren Erlöſer. Zu dieſen Körperleiden kamen die noch viel härtern der Seele, denn fortwährend wurden ſie von Mönchen und Prieſtern gequält, ihrer Religion zu entſagen, und zur katholiſchen Kirche überzutreten; aber nur Wenige unterlagen der Verſuchung. Endlich, durch die kräftige Vermittelung proteſtantiſcher Fürſten, ſchlug die Stunde ihrer Freiheit, die ſelbſt, durch die Bosheit ihrer Feinde, ihnen Verderben bringen ſollte. Mitten im ſtrengſten Winter, und an den meiſten Orten erſt gegen Abend, wurden ihnen die Gefängniſſe geöffnet und die Unglücklichen ohne Aufenthalt über die Gebirge, über Schnee- und Eisfelder, bei furchtbarem Sturm, nach der Schweiz geführt. Viele der Unglücklichen, namentlich Weiber, Greiſe und Kinder, kamen auf dieſem Marſche um; die Uebrigen, vielleicht einige Tauſende, erreichten ihr Aſyl in einem jammervollen Zuſtande. Und dies hieß man Gott dienen, Chriſti Gebot erfüllen!

Wenden wir uns nun zu einem freundlicheren Bilde, welches uns in dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich

Wilhelm dem Großen, entgegentritt. Dieſer Fürſt hatte ſich, ſchon bei den früheren Verfolgungen, der Bedrängten auf das Thätigſte angenommen; und auch jetzt hatte er, in Verbindung mit Holland und England, für die Befreiung der Verfolgten kräftig mitgewirkt. Seine Menſchenfreundlichkeit beſchränkte ſich jedoch nicht allein darauf, den Waldenſern die Gefängniſſe geöffnet zu haben, ſondern er ſteuerte auch zu den in den proteſtantiſchen Ländern veranſtalteten Sammlungen reichlich bei, was um ſo höher zu ſchätzen iſt, als ſein Land noch an den Wunden des dreißigjährigen Krieges blutete; dann aber traf er Veranſtaltungen, daß gegen 2000 der Vertriebenen in ſeinem Lande Aufnahme finden konnten, von welchem Anerbieten indeſſen nur 900 Gebrauch machten, indem die meiſten es vorzogen, in der Nähe ihres Vaterlandes zu bleiben, um in daſſelbe zurückzukehren, wenn die Verhältniſſe ſich günſtiger geſtalten ſollten.

Schon dieſe einzige Handlung hätte hingereicht, den Namen dieſes Fürſten unſterblich zu machen. Neunhundert Unglückliche gerettet zu haben, iſt doch wohl mehr werth, als Schlachten gewinnen, Länder verwüſten und erobern! beſonders, wenn wie hier reine Menſchenliebe, nicht Eigennutz, die Triebfeder iſt; denn die Waldenſer waren arm, waren Ackerleute und Weinbauer, brachten keinen neuen Zweig der Induſtrie mit in's Land, ſondern verurſachten vielmehr Sorge, Unkoſten und Unbequemlichkeiten, um ſie günſtig unterzubringen. Beſondere Schwierigkeiten veranlaßte der Transport und der Durchmarſch der Waldenſer durch die verſchiedenen Staaten der deutſchen Fürſten, welche mancherlei Bedenklichkeiten hegten. Alle, hierüber von Seiten des Churfürſten gewechſelten Briefe zeigen von ſeinem edlen Sinne, von ſeinem menſchenfreundlichen Charakter; aber der hochherzige Fürſt ſollte die Vollendung ſeines ſchönen Werkes nicht mehr ſehen. — Der Tod ereilte ihn am 26. April 1688. Indeſſen erlitt daſſelbe durch ſeinen Hintritt keine Störung; die Geſinnung des Vaters war auf ſeinen Sohn, Friedrich III., übergegangen und alle hierüber gefaßten Beſchlüſſe wurden von dieſem beſtätigt.

Am 30. Juli 1688 brachen die Waldenſer in mehreren

Abtheilungen von Bern auf und gelangten am 31. Auguſt wohlbehalten in Stendal, ihrem neuem Aufenthaltsorte an, wo ſie indeſſen nicht auf's Freundlichſte empfangen wurden, ſo daß ſich die Regierung genöthigt ſah, ſie zum Theil nach Burg, Magdeburg und Spandau überzuſiedeln.

Die in der Schweiz und in den benachbarten Ländern aufgenommenen Waldenſer, hätten mit ihrem Looſe wohl zufrieden ſein können und wären es auch geweſen, wenn nicht der mächtige Trieb, den die Natur dem Menſchen ſo tief eingepflanzt hat, die Liebe zu der urſprünglichen Heimat, ſo lebendig in ihnen geweſen wäre. Mit Sehnſucht blickten ſie nach der Wiege ihrer Kindheit, nach den Thälern und Bergen, wo ihre Väter gelebt hatten, zurück. Was galt ihnen auch das Leben, wenn ſie es da nicht beſchließen konnten, wo ſie es empfangen hatten! Nicht der Reiz der Neuheit, nicht das reichere Leben konnte ſie feſſeln, nicht die Gefahren, die ſie bedrohten, zurückſchrecken. In aller Stille wurde der Plan entworfen und mit kühnem *Muthe* unter der Oberleitung ihres Pfarrers, Henri Arnaud, ausgeführt. In einem großen Walde, zwiſchen Nion und Rolle, nördlich vom Genfer-See, verſammelten ſie ſich, acht- bis neun hundert an der Zahl, und traten in der Nacht vom 17. Auguſt 1689 dieſen denkwürdigen Zug an, der nur für die, an die Schreckniſſe einer wilden Natur gewöhnten Waldenſer die Möglichkeit des Gelingens in Ausſicht ſtellte; denn nicht genug, daß ſie über hohe Berge, tiefe Schlünde, reißende Bergſtröme, Schnee- und Eisfelder ihren Zug zu nehmen hatten, ſondern er mußte auch meiſtentheils bei Nacht und mitten durch das feindlich geſinnte Savoyen genommen werden; ſie hatten nicht allein mit den Bewohnern, ſondern auch mit den geübten Heeren der Franzoſen und Piemonteſer harte und blutige Kämpfe zu beſtehen, und würden auch wohl dem zwanzig Mal ſtärkeren Feinde haben unterliegen müſſen, wenn nicht unter den beiden feindlichen Gewalthabern ſelbſt Zwietracht und Krieg ausgebrochen wäre, in Folge deſſen den Waldenſern von dem Herzog von Savoyen, ihrem früheren Landesherrn, Frieden, Rückkehr in ihre alten Wohnſitze in Piemont und mit dieſem freie Religionsübung angetragen worden wäre.

Als die Waldenser in den brandenburgischen Staaten von dem glücklich ausgeführten Unternehmen ihrer Landsleute und den von dem Herzog Victor Amadeus II. ihnen ertheilten Rechten und Freiheiten Kunde erhielten, regte sich auch in ihnen die Liebe zum alten Vaterlande und der Wunsch nach Rückkehr in dasselbe.

Der Churfürst, Friedrich III., willfahrte ihnen gern, und äußerte sich in einem Schreiben an die evangelischen Eidgenossen der Schweiz folgendermaßen:

„Wenn Wir aber auch an der andern Seite consideriren, wie „alle Menschen die Begierde, sich in Ihrem Vaterlande und „an dehnen Orten, woselbst Sie und Ihre Vorfahren von so „langen Jahren her gewohnt, auch ferner zu mainteniren, „gleichsam von der Natur selbst eingepflanzt, diese armen „Leute auch mit großer Gewalt und ohne alle einzig Ihr „Verschulden aus dem Ihrigen verstoßen worden, so finden „Wir dieses Ihr Verfahren so beschaffen, daß, wenn selbiges „nicht gar excusirt werden kann, jedoch billig darüber einige „Commiseration uud christliches Mitleiden mit Ihnen zu „haben ist. —"

So brachen sie denn im Jahre 1690 auf, mit Allem versehen und auch durch die Freigebigkeit des Churfürsten mit Geldmitteln reichlich ausgestattet und langten glücklich in ihrem Vaterlande an, von wo aus sie in einem Schreiben an den Churfürsten ihren heißesten Dank für die erwiesene Gnade ausdrückten. Die wenigen zurückgebliebenen Waldenser-Familien schlossen sich den Refugiè's an.

Wenn nun auch die Waldenser nach ihrer Rückkehr zu verschiedenen Zeiten noch mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen zu erdulden hatten, so ist doch seit dem Jahre 1818 ihre Lage eine durchaus befriedigende. Dies verdanken sie den kräftigen Verwendungen nnd Geldunterstützungen der protestantischen Fürsten und besonders dem edelgesinnten König Friedrich Wilhelm III.; wie denn überhaupt alle brandenburgische Regenten, von dem großen Churfürsten bis auf den jetzt regierenden König, Friedrich Wilhelm IV., sich ihrer Glaubensgenossen stets thatsächlich angenommen haben. Friedrich

Wilhelm IV. unterſtützt nicht nur die evangeliſchen Glaubensgenoſſen und deren Kirchen in fremden Ländern und Erdtheilen mit königlicher Freigiebigkeit, ſondern ſeine Großmuth gewährt noch bis auf den heutigen Tag vier Waldenſern die Mittel, ſich dem Studium der Theologie widmen zu können.

Zweites Capitel.

Reformatoren des 14. und 15. Jahrhunderts.

a. Johann Wiklef und die Lollarden *).

Durch die blutigen Verfolgungen, welche die Waldenſer von dem weltlichen Schwerte und dem geiſtlichen Gericht — der Inquſition — in den ſüdlichen Ländern Europas erduldet hatten, war hier jede feſte Verbindung der evangeliſchen Gemeinde zerriſſen, die weitere Verbreitung des Glaubens faſt unmöglich gemacht. Was noch unternommen wurde, geſchah von Einzelnen, ohne Zuſammenhang, und desbalb ohne beſondere Erfolge. Jeder, der die reine Lehre predigte, ward ergriffen und verbrannt. Aber, was dem Süden nicht gelang, das ſollte von den naturkräftigen Völkern des Nordens, wenn auch erſt Jahrhunderte ſpäter, ausgeführt werden.

Viele der Verfolgten waren, wie oben erwähnt iſt, in die nördlichen Länder Europas, namentlich nach England, geflüchtet, und wenn ſie auch hier nicht öffentlich auftraten, denn die römiſche Kirche war überall wach geworden, wenn auch hier keine bedeutende Wirkungen ihrer Thätigkeit ſichtbar wurden: ſo iſt es doch unverkennbar, daß ihr Geiſt wirkſam geweſen iſt, daß ihre Meinungen und religiöſen Anſichten ſich verbreitet und erhalten haben; denn von den Waldenſern gingen wahrſcheinlich die engliſchen Lollarden aus, wenigſtens haben dieſe in ihren Grundſätzen die größte Aehnlichkeit mit ihnen. Auch die Lollarden verwarfen die römiſche Kirche, die ſie eine Synagoge des Satans nannten; ſie leugneten, mit Ausnahme der Taufe

*) Lollarden, von Lollen, ſingen; in den Schlaf lullen.

und des Abendmahles, die Kraft aller Sacramente, und auf den Umsturz des römischen Kirchenthums, wie auf den Umbau der christlichen Kirchengesellschaft, der das unverfälschte Evangelium zur Unterlage dienen sollte, waren alle ihre Bestrebungen gerichtet; sie unterschieden sich aber von den Waldensern dadurch, daß sie auch eine politische Secte bildeten, und in die Bewegungen der Zeit bedeutend eingriffen.

Auch in England stand es, wie überall, mit der Religion übel. Die Geistlichkeit war übermäßig reich, hatte den größten Theil des Grund und Bodens an sich gerissen — der Papst zog fünfmal so viel Einkünfte aus dem Lande, als der König selbst — und war in Lüste und Ausschweifungen versunken; herrschte über König und Volk und kümmerte sich um das Seelenheil des Volkes, das in tiefer Unwissenheit lag, gar nicht; denn das Predigen wurde für überflüssig erklärt, und wo es noch Statt fand, geschah es durch die Bettelmönche, die Franziskaner, die aber alberne Dinge lehrten, und ihre Bettelarmuth über Christi Verdienst stellten; die Bibel, die Quelle aller christlichen Erkenntniß, wurde — wenigstens das Evangelium Johannis — für ketzerisch erklärt, und sogar deren Gebrauch, den jungen Priestern untersagt.

Die Könige Eduard I. und III. und Richard II., zwischen 1272—1399, traten zwar kräftig den Anmaßungen der Geistlichen entgegen, zwangen sie, von ihrer Armuth zu den Staatslasten beizusteuern, und der erstere verbot ihnen, 1279, ohne Erlaubniß des Königs, weder etwas zu erwerben, noch zu erkaufen, oder zu ertauschen. An allen diesen Bewegungen nahm Johann Wiklef den thätigsten Antheil.

Johann Wiklef ward im Jahre 1324 zu Richmond, in der Grafschaft Yorkshire, geboren, widmete sich der Theologie und studirte die Bibel mit solchem Eifer, daß er sich den Beinamen Doctor evangelicus erwarb. Die tiefe Unwissenheit des Volkes, die große Verworfenheit der Priester und Mönche und ihre Anmaßung ergriff auf's Tiefste sein reines Gemüth, und mit Wort und Schrift trat er 1360 gegen das Unwesen der Letztern auf, und griff besonders, wie später Luther, ihre Lehre von der Buße, die Werkheiligkeit und den Ablaß an.

Namentlich ſuchte Wiklef die heilige Schrift dem Volke zugänglich zu machen, und überſetze ſie in's Engliſche — was ihm als Ketzerei ausgelegt wurde — die Bibel war bis dahin nur in lateiniſcher Ueberſetzung vorhanden — damit Männer und Frauen, Alt und Jung ſie leſen könnten. Wie ſehr ſie im Volke verbreitet geweſen ſein muß, beweiſen die Worte eines Schriftſtellers, der darüber jammert, daß nun die Laien, und unter dieſen ſogar die Weiber oft beſſer in der heiligen Schrift bewandert wären, als viele, ſelbſt gelehrte Geiſtliche. „Die Perle," meint er, „ſei damit vor die Säue geworfen!"

Die Ueberſetzung der Bibel machte den Geiſtlichen große Unruhe; ihm, dem Wiklef, erwarb ſie aber die Gunſt und den Schutz des Königs und der weltlichen Großen, und da er die Rechte des Königs gegen die Geiſtlichen mit allem Eifer vertheidigte, ſo erhielt er die Pfarre von Lutterworth und die Profeſſur an der Univerſität zu Oxford.

Anfangs trat Wiklef mit vieler Mäßigung gegen die Mißbräuche der Kirche auf, ſpäter aber kühner gemacht, griff er die Meſſe an, und leugnete die fleiſchliche Gegenwart des Leibes und des Blutes Chriſti bei derſelben, und wollte dies in 16 Sätzen, 1381, beweiſen. Hierüber that ihn der Biſchof von Canterbury. in den Bann, und ſeine Gönner und ſelbſt König Richard erklärten ſich gegen ihn; doch verlor er ihre Gunſt nicht, mußte aber die Univerſität verlaſſen. Er begab ſich auf ſeine Pfarrei, wo er nicht weiter verfolgt wurde, ja ſogar ungeſtört fortfuhr zu lehren. Hier ſtarb er denn auch, 1384, unangefochten, vom Schlage getroffen. Die Römlinge ſtellten ſeinen Tod als Strafe des Himmels dar, und erzählten, daß er gerade am Feſttage des heiligen Thomas von Becket, gegen welchen er habe predigen wollen, erfolgt ſei.

Nach ſeinem Tode erging nun über ſeine Anhänger eine furchtbare Verfolgung: wozu die Geiſtlichen den Aufſtand der ſo hart gedrückten Bauern benutzten: die Geiſtlichen zettelten eine weit verzweigte Verſchwörung gegen Richard II., den ſie wegen ſeiner reformatoriſchen Ideen haßten, an, ſtürzten ihn, 1399, vom Throne und ermordeten ihn, in demſelben Jahre im Gefängniſſe. An ſeine Stelle ward Heinrich IV. König, ein

williges und fügſames Werkzeug der Kirche; denn unter ihm begannen eben jene Verfolgungen gegen die Ketzer. Richard's Unentſchiedenheit war Schuld, daß er den Thron verlor, und daß die Reformation nicht ſchon im 14. Jahrhundert durchgeführt wurde. Doch was jetzt nicht geſchah, bewirkte das 16. Jahrhundert, wie in Deutſchland, ſo auch in England.

b. Johann Huß, Hieronymus von Prag, die Taboriten und Huſſiten.

Kurze Zeit nachher, nachdem in England Wiklef und die Lollarden eine Reformation der Kirche durch die weltliche Macht herbeizuführen verſucht hatten, entſtand eine andere in Böhmen, welche für Rom und das ganze römiſche Prieſterthum weit gefährlicher zu werden drohte; aber hier wurde, wie in England, das Beſtreben, die Welt der römiſchen Hierarchie zu entreißen, überwältigt, die Reformation aufgehalten, jedoch der Geiſt der Wahrheit nicht zerſtört. Dies giebt uns Zeugniß, und in bedrängter Zeit Beruhigung, daß Wahrheit und Recht endlich ſiegen werden! Denn welche Macht hat es je auf Erden gegeben, welche gewaltiger war, als die römiſche Kirche, und dennoch mußte ſie vor dem flammenden Lichte der Wahrheit zurückweichen, ihr Truggewebe zerriſſen ſehen, durch die Kraft des Evangeliums! damit das Wort Chriſti, des lebendigen Gottesſohnes erfüllet würde, der zu Petro ſprach: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen.“

Immer weiter breitete ſich der Geiſt des kirchlichen Widerſtandes aus, und wo ein evangeliſches Wort erſcholl, da fand es Anklang in tauſend und aber tauſend Gemüthern!

Schon im 13. Jahrhundert war Böhmen ein Land voll Ketzer; denn auch hierher hatten, wie oben mitgetheilt, ſich Waldenſer geflüchtet; aber auch hier verfolgt, zogen ſie ſich in die Stille zurück, und traten erſt wieder hervor, als Böhmen durch Huß in Bewegung geſetzt wurde und wie ſie in England den Namen Lollarden führten, ſo nannten ſie ſich hier Taboriten; wenigſtens muß man dieſe als die Träger der Meinungen und Lehren der Waldenſer anſehen.

Die Lehren Wiklef's hatten in Deutschland vielen Anklang gefunden; zwischen England und Böhmen war aber noch eine ganz andere Verbindung durch die Vermählung der Tochter Karl IV. mit Richard II. eingetreten. Vornehme Böhmen studirten seitdem in Orford, und Engländer bezogen die Universität zu Prag, welche Karl IV., 1348, gestiftet hatte. So fanden also die Schriften Wiklef's in Böhmen leicht Eingang und Verbreitung.

Damals lebte zu Prag ein ehrwürdiger Priester, der Liebe und des Strebens nach Wahrheit voll: Johann Huß, geboren den 6. Juli 1373, zu Hussinez, auf der Prager Universität gebildet, seit 1396 Magister und seit 1398 Professor der Philosophie. Er war ein gerader und einfacher Mann, ganz erfüllt von der Heiligkeit seines Berufes; sein Leben war so rein, daß selbst seine erbittertsten Feinde, die sonst so gern ihre Zuflucht zur Unwahrheit nahmen, auch nicht den geringsten Makel auf ihn bringen konnten. Die Treue und Aufrichtigkeit, die heilige Gluth nach Wahrheit und Recht setzte er bei Allen voraus, wo sich das Gegentheil noch nicht unzweideutig ausgesprochen hatte. Von der Schlauheit und Tücke dieser Welt verstand er nichts, und diese heilige Einfalt ist es, die ihn nach Kostnitz und in den Flammentod führte. —

Zu seinem akademischen Lehramte wurde ihm 1402 noch der Beruf zu Theil, an der Kapelle Betlehem, das Predigtamt zu übernehmen. Hier predigte er in der Landessprache und befleißigte sich ganz besonders eines recht einfachen Vortrages der großen Lebenswahrheiten des Evangeliums. Als er aber in seinen Predigten die Verderbtheit der Kirchen und ihrer Diener mit christlichem Muthe hart angriff und strafte, die Wunderwerke der römischen Kirche als Blendwerk verwarf, gegen den Ablaß und für die Rechtfertigung durch Christum, wie später Luther, eiferte: so zog ihm dies, 1413, den Bann zu und er ward gezwungen, da Unruhen in Prag ausbrachen, die Stadt zu verlassen.

In der Lehre vom Abendmahl trat er Wiklef's Ansichten nicht bei, obgleich er in vielen Dingen mit ihm übereinstimmte.

Als Huß nun 1414 aufgefordert wurde vor der großen Kirchenverſammlung zu Coſtnitz zu erſcheinen, — Huß hatte an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirt — ſo warnten ihn mehrere böhmiſche Ritter, dem Worte des Kaiſers Sigismund und deſſen Geleitsbriefe zu trauen, und boten ihm ihren Schutz an, wenn er in Böhmen bliebe. Er lehnte dies ab; denn wie konnte der redliche Mann in die Worte eines Kaiſers Zweifel ſetzen!

Auf ſeiner Reiſe von Prag nach Coſtnitz gewann er durch ſeine Freundlichkeit Aller Herzen. Jedem Gaſtwirthe ſchenkte er für die gute Bewirthung eine Abſchrift der zehn Gebote — ſo groß war damals die Unwiſſenheit in religiöſen Dingen!

Huß kam nach Coſtnitz, um vor Biſchöfen und Doctoren der abendländiſchen Kirche, vor den mächtigſten Fürſten frei ſeinen Glauben zu bekennen; aber dieſe Freude ward ihm nicht zu Theil; denn am fünf und zwanzigſten Tage nach ſeiner Ankunft, am 28. November, Abends ſpät, wurde er gefangen geſetzt. Der Kaiſer, der noch nicht angekommen war, ſchickte ſogleich den Befehl hin, Huß ſofort frei zu geben, ſonſt würde er das Gefängniß erbrechen laſſen. Man befolgte aber ſeinen Befehl nicht, und als er ſelbſt nach Coſtnitz kam, wußte man ihn gegen Huß ſo einzunehmen, daß er wortbrüchig ward. Wie anders Karl V. gegen Luther zu Worms!

In ungeſundem Kerker, von Krankheit darnieder gedrückt, ohne Anwalt, den man ihm verweigerte, ſollte er ſich gegen ſeine argliſtigen Feinde vertheidigen. Nur mit Mühe erlangten ſeine Freunde, unter denen ſich der Ritter von Chlum durch ſeine rührende Anhänglichkeit, durch ſeine edle Aufopferung — er hielt bis zum letzten Augenblicke bei dem Verfolgten aus — bei allen Gutgeſinnten ein bleibendes Denkmal geſetzt hat, ein öffentliches Verhör.

Am 5., 7. und 8. Juni 1415 ſtand Huß vor dem Concil, aber nicht, wie er es wollte, um ſeine Lehre zu vertheidigen, ſondern unvertheidigt ſie zu widerrufen. Seine Worte gewannen ihm Aller Herzen, aber ſeine Sache verlor er!

Er erwartete und empfing ſein Todesurtheil — man hätte ihn gern gerettet, aber er wollte Chriſtum nicht verleugnen —

mit Ergebung und festem Vertrauen auf Gott und seinen Erlöser. Am 6. Juli, an seinem Geburtstage, erduldete er den Feuertod. Seine Asche wurde in den Rhein gestreut, wie ein Jahr später, den 31. Mai 1416, die seines edlen Freundes, Hieronymus von Prag. Aber aus ihrer Asche entzündete sich ein Feuer, das viele Jahre hindurch Böhmen und die angrenzenden Länder verwüstete; noch weiß die späte Nachwelt von diesem Hussitenkriege zu erzählen. Nachkommen der Taboriten, von dem Berge Tabor so genannt, sind wahrscheinlich die böhmischen und mährischen Brüdergemeinden.

Drittes Capitel.

Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts.

Wenn die Sittenlosigkeit und Unwissenheit der Geistlichen und Mönche bei allen Wohldenkenden den Wunsch nach einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern hervorgerufen, und die in ihnen lebendig gewordene Sehnsucht nach der reinen evangelischen Lehre den muthigen Vorkämpfern der Reformation zahlreiche Anhänger zugeführt hatte: so waren doch die Erfolge ihrer Bestrebungen im Ganzen nur geringe zu nennen, und selbst die Kirchenversammlungen zu Costnitz, 1415—1418, und zu Basel, 1431, entsprachen keineswegs den Hoffnungen, welche alle Wohlgesinnten gehegt hatten. Der römische Stuhl hatte sie von Neuem zerstört. —

Wenn man aber bedenkt, wie groß die Macht und das Ansehn der jeder Reform feindlich gesinnten Geistlichen bei dem Volke war, in welcher beklagenswerthen Unwissenheit das letztere im Ganzen sich noch befand, wie schwach und mangelhaft die Mittel zur Verbreitung reinerer und besserer Lehren waren, wenn man ferner und hauptsächlich berücksichtigt, daß außerordentliche Ereignisse ihre Zeit haben müssen, um reif zu werden, daß über solche Zeitpunkte allein in der Hand der Vorsehung liegen: so wird das Auffallende dieser Erscheinung, so werden

uns die mißglückten reformatoriſchen Beſtrebungen der früheren Jahrhunderte, trotz des Bedürfniſſes, trotz der Theilnahme, die ſie fanden, nicht weiter befremden, zumal das Volk noch in der unbedingteſten Abhängigkeit von ſeinen Geiſtlichen lebte.

Anders geſtalteten ſich aber die Verhältniſſe im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts. Eine Menge von Erfindungen und Entdeckungen erweiterten den Blick der europäiſchen Menſchheit, läuterten ihre Anſichten, und regten das Streben nach freierer Bildung in ihr an.

Unter den derzeitigen Erfindungen nimmt die Buchdruckerkunſt unbeſtreitbar den erſten Rang ein, denn durch dieſe Erfindung — von den eigennützigen und gewinnſüchtigen Mönchen zwar als Teufelswerk verſchrieen — wurde nicht ſowohl der flüchtige Gedanke gefeſſelt und verkörpert, als vielmehr und hauptſächlich vervielfältigt, und dadurch ein Gemeingut Aller. Was die bevorzugten Geiſter jener Zeit empfunden und gedacht, blieb nicht mehr in ihrem Kopfe begraben, oder auf den kleinen Kreis ihrer Freunde und Geſinnungsgenoſſen beſchränkt, ſondern durchflog mit Blitzesſchnelligkeit, tauſendfältig vermehrt, die Welt, und entzündete alle, nach beſſerer Einſicht ringende Geiſter! Sie war es vornehmlich, die einen Umſchwung aller Verhältniſſe hervorrief und den nun ſich entſpinnenden Kampf mit den Feinden des Lichtes ſiegreich zu Ende führen half; zumal da durch die Eroberung von Konſtantinopel, 1453, in Folge deren viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten, der Sinn für die klaſſiſche Literatur von Neuem angeregt wurde. Eine natürliche Folge war, daß man die herrſchende Lehre mit dem Inhalte der Bücher verglich, welche die Quelle aller Wahrheit ſein mußten, und daß dieſe Vergleichung nur zum Nachtheile der Kirche ausfallen konnte. Mit ernſten und gelehrten Forſchungen, noch mehr aber mit der Satyre, einer furchtbaren Waffe in den Händen der Gegner, griff man die Mißbräuche an; geißelte mit Spott und Witz die Anmaßung, den Hochmuth, die Unwiſſenheit, das ſchwelgeriſche und laſterhafte Leben der Geiſtlichen; — und dieſe Schriften wurden faſt verſchlungen. So wurde der feſte Bau der Hierarchie allmälig gelockert und einem entſcheidenden Schlage entgegen ge-

führt. Alles drängte zu einer allgemeinen kirchlichen Umwälzung: — Die Zeit war erfüllt! — Da erschien der Mann, den sich die Vorsehung zum Rüstzeuge ausersehen hatte. — Es war:

„Doctor Martin Luther."

Es wäre genug, seinen Namen zu nennen, und füglich könnten wir seine Lebensgeschichte übergehen, die Hoch und Niedrig, Jung und Alt bekannt ist. Wer hat auch wohl jemals mehr Popularität besessen, als der Uebersetzer der Bibel, die dem einfachsten Verstande verständlich, und dem tiefsten Denker noch unerschöpften Stoff für seine Forschungen bietet; er war ein Mann des Volkes, der Volksmann schlechthin, der sich nicht nach höfischem Brauch zu gebahren wußte, auf den aber die Fürsten blickten mit Hoffnung und Zuversicht, oder mit Furcht und Zagen, je nachdem er für oder wider sie war; ihm gehörte Deutschland, wie er Deutschland angehörte.

Wer weiß nicht, daß er 1483, am 10. November zu Eisleben geboren wurde, eines Bergmann's Sohn war, der zu Magdeburg und Eisenach die Schule besuchte, und, um nach dem Wunsch und Willen seines Vaters die Rechte zu studiren, die Universität zu Erfurt, 1501, bezog, wo ihn dieser mit aller Liebe und Treue hielt, und durch seinen sauern Schweiß und Arbeit, ihm dahin geholfen, wohin er gekommen ist; daß er 1505 aus Rührung über den plötzlichen Tod seines Freundes ein Mönch ward — wie dieser Freund sein Leben verlor, scheint ungewiß, denn Melanchthon selbst kannte die Todesart nicht — und wie er in Schwermuth verfiel, aus der ihn sein Beichtiger und Staupitz, sein späterer Gönner, wieder aufrichteten; — denn bis zu dem Glauben an die Rechtfertigung durch Christum, war er noch nicht durchgedrungen — wie er als Professor an die Universität berufen und daselbst zu predigen gezwungen ward, was ihm, dem Furchtsamen, sauer ankam, ihm, dem später Menschenfurcht fremd war! wie er nach Rom, der heiligen Stadt, reisete, wo er Alles, nur nichts Heiliges sah, und 1517, am 31. October, in frommer Entrüstung seine 95 Sätze gegen Tetzel und den Ablaßkram an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, und Jeden männiglich, nach der Sitte der Zeit, herausforderte, ihm zu widerlegen. Wer kennt nicht

ſeinen Streit mit Johann Eck, dem rüſtigen Werkzeuge der Finſterniß, zu Leipzig, und ſein kühnes, verwegenes Auftreten gegen den Papſt, deſſen Bannbulle er, ſammt dem kanoniſchen Recht, den 10. Oktober 1520. vor dem Elſterthore zu Wittenberg den Flammen übergab, weil er den Heiligen des Herrn geläſtert habe? Wer nicht die muthige, unerſchrockene Vertheidigung ſeiner Lehren, die Antwort ohne Hörner und Zähne, vor Kaiſer und Reich und wüthenden, nach Auto da Fé's dürſtenden Prälaten, auf dem Reichstage zu Worms? wo ſo viel Teufel waren, als Ziegel auf den Dächern; des ehrlichen Frundsbergs Worte und ſein feſter Glauben ihn aber ſprechen ließen: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Wer kennt nicht den Ritter Görge von der Wartburg, wohin er vor der Reichsacht gerettet wurde, und von wo er hervorbrach, nicht mit Roß und Reiſigen, nicht unter ſeines Landesherrn Beiſtand und Schutz, den er auch nicht begehrte, ſondern mit dem Beiſtand des Himmels, um die Bilderſtürmer unter dem raſenden Karlsſtadt nieder zu werfen? Den Reformator, der die Herrſchaft des Papſtes, das Cölibat und das Mönchsweſen verwarf; die Dogmen von der Brotverwandlung, das Meßopfer und die Fürbitte der Heiligen verließ; den Glauben, daß durch unſere eigene Gerechtigkeit und die guten Werke allein das wahre Heil zu erlangen ſei, ſtürzte, und demgemäß die Meſſe abſchaffte, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt austheilte, die Mutterſprache bei dem Gottesdienſte einführte, den Geiſtlichen die Ehe geſtattete, das Kloſtergelübde für unverbindlich erklärte, und die Feſttage verminderte; dann aber für Kirche und Schulen heilſame Verordnungen ergehen ließ. Dies Alles, und wie er auf den Reichstagen, für den Glauben nnd für die Erhaltung des Friedens wirkte, iſt hinlänglich bekannt, ſo wie ſein Ungeſtüm, ſein männlicher Trotz, ſeine Heftigkeit; die in Verbindung mit ſeinem halsſtarrigen Beſtehen auf ſeiner Meinung viel Gutes verhinderte, und wir könnten uns dem weiteren Gange der Begebenheiten zuwenden, wenn nicht noch einige Züge aus ſeinem Leben und die Schilderung ſeines Charakters, durch einen Zeitgenoſſen, ein beſonderes Intereſſe gewährten.

Ueber seine Weihe zum Priester, 1507, äußerte sich Luther später in folgender Weise: „Mein Weihbischof, da er mich zum Pfaffen machte, reichte mir den Kelch mit den Worten: Nimm hin die Gewalt zu opfern für die Lebendigen und die Todten! Daß uns die Erde nicht verschlang, das war Unrecht, und all zu große Gottesgeduld!“ Wegen seiner Namensänderung als Klosterbruder, als solcher wurde er Augustin genannt, machte er sich später bittere Vorwürfe; denn, meinte er, was kann es Schädlicheres und Ungöttlicheres geben, als mit der Kappe auch den in der heiligen Taufe empfangenen Namen zu ändern.“

Von seinem Aufenthalt in Rom macht er uns auch eine ergötzliche Schilderung: „Ich war, sagte er, in Rom noch so ein toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klöster, glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Ich habe auch wohl ein oder zehn Mal Messe gelesen, und war mir sehr unlieb, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gar gerne mit meinen Messen und köstlichen Werken aus dem Fegefeuer erlöset.“

Bald aber wurde er, als er das ausschweifende, gottlose und frivole Leben in Rom kennen lernte, anderer Meinung, und tiefer Jammer erfüllte sein frommes, reines Gemüth. Ist es doch, als trieben sie ein Gaukelspiel! denn ehe ich an's Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaffe seine Messe ausgericht, und schrie mir zu: „Eile, und mache, daß Du davon kommst!“

Mit tiefer Entrüstnng verließ er Rom, und warnte Alle, nach dieser Babel zu reisen. „Wer das erste Mal nach Rom kommt, sagt man, der sucht einen Schalk; zum zweiten Mal findet er ihn; zum dritten Mal nimmt er ihn mit heraus.“ An einer andern Stelle sagt er jedoch: „Ich wollte nicht hundert tausend Gulden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte.“

Albers entwirft folgende Schilderung von Luther:

„Luther war ein wohlberedeter, feiner, freundlicher, holdseliger, ehrenhafter, wahrhaftiger, besorgter, züchtiger, gastfreier, fröhlicher Mann, dem Alles wohl anstand, was er that; konnte in allen Dingen Mäßigkeit halten, redete kein vergeblich Wort; dem Halsstarrigen war er schrecklich, den Blöden tröstlich. Wenn

er gefragt wurde um den rechten Verſtand eines Wortes, oder Spruches der heiligen Schrift, alsbald war er mit der Antwort fertig. Wenn er um Rath gebeten ward, von Stund an gab er ſo guten Rath, als hätte er ſich eine lange Zeit darauf bedacht, und war ſo wohl gerathen, daß man leichtlich ſpürte, der heilige Geiſt wäre der Meiſter und Rathgeber geweſen. Er ward nicht ſtörrig, ſahe Niemanden mürriſch an, gab freundliche Antworten und guten Bericht, war kein Spötter, ſondern hatte Mitleid mit der einfältigen Thorheit oder Unverſtand, half gerne, leitete gerne, gab gerne: beides, mit Rath und That, Worten und Werken. Aus ſeinem Geſpräche über Tiſche lernte man ſo viel, als aus einer Predigt. Er war ein Mann ohne Falſch; Lügnern und Zweizüngigen war er gram; Aufrichtigkeit hatte er lieb, den Geiz haßte er, der Hoffarth war er feind; Trunkenheit und Unzucht waren ihm unbekannt, doch ſuchte und liebte er die anſtändigen und geſelligen Vergnügungen, ſogar Schauſpiele, zu deren Aufführungen er ſelber die Hand bot, — nur waren ſie anderen Inhalts als die unſrigen. — Man ſpürte an ihm keinen Zorn, außer wenn er zu Felde lag gegen die Papiſten und Schwärmer."

Wie dem Huß, Zwingli und Calvin, ſo hatte der Himmel auch dem Luther einen Freund beigeſellt; dies war Philipp Melanchthon, der zu Bretten 1497 das Licht der Welt erblickte. Mit einem leichten Sinn, einer ruhigen Beſonnenheit und Beſcheidenheit verband er eine tiefe Gelehrſamkeit, aber auch große Schüchternheit, die ihn zu einem ſelbſtſtändigen Reformator unfähig machten. Die Vorſehung führte ihn dem Luther zu, deſſen ungeſtüme Hitze er zu mäßigen verſtand, und ſo entſpann ſich zwiſchen beiden ein Freundſchaftsbund, der, weil ſie ſich einander ergänzten, ungeachtet der unendlichen Verſchiedenheit ihrer Charaktere, bis an den Tod dauerte. Er nahm an faſt allen Religionsgeſprächen den thätigſten Antheil, und die wichtigſten Abhandlungen gingen meiſtens von ihm aus; wie die Augsburgiſche Confeſſion, und die Apologie derſelben gegen die Angriffe und Widerlegungen der Katholiken. Eben ſo thätig, wie für die Kirche, wirkte er auch für die Verbeſſerung der Schulen, und ihrer Lehrbücher.

Später und nach Luthers Tode, der ihm allen Muth raubte, neigte er sich zu Calvins Ansichten hin, wodurch er sich viele Angriffe und Verfolgungen zuzog, die seine letzten Lebensjahre sehr verbitterten. Er starb im Jahre 1560.

Ulrich Zwingli und die schweizerische Reformation.

Geschützt durch die Natur ihres Landes, durch ihre himmelhohen Berge, lebten die Schweizer von dem Ertrage ihrer Heerden in ursprünglicher Einfachheit und Unabhängigkeit; fern von dem Getriebe der Welt und unberührt von ihren Bedürfnissen. Einig unter sich, fromm und arm, liebten sie nichts mehr, als ihre Freiheit und ihre Berge, die sie beide gegen Oesterreichs Habsucht und Hinterlist und Frankreichs Eroberungssucht in blutigen und siegreichen Schlachten zu vertheidigen wußten, und Thaten verrichteten, die den gepriesensten des Alterthumes würdig an die Seite gestellt werden können. Aber wie die Griechen dem persischen Golde, und die Römer dem asiatischen Luxus unterlagen, so wurden auch die Schweizer nicht durch das Schwert der Feinde, sondern durch deren Gold besiegt. Der Ruhm ihrer Tapferkeit flog durch die Länder Europa's und die Fürsten buhlten um die Gunst der freien Bergbewohner, um sich ihres Beistandes bei ihrem Länderraub zu versichern. Die französischen und besonders die italiänischen Fürsten zahlten reiche Jahrgelder und nahmen für den höchsten Sold Schweizer in ihre Dienste. Dieser Reislauf, so nannte man das Eintreten in fremde Kriegsdienste, überstieg alle Grenzen. Die zurückkehrenden Söldlinge brachten Ueppigkeit, frechen Leichtsinn und alle Laster in ihr Vaterland mit herein; die Beamten bereicherten sich durch schnöden Lohn, wurden die feilen Diener fremder Herrn und ergaben sich ebenfalls allen Lastern. Mit dem Verfall ihrer Sitten verfiel auch ihre Einigkeit, die sie allein stark machte. Die Geistlichkeit war eben so wenig geneigt noch geeignet, diesem Unwesen zu steuern, denn sie theilten die Laster des Volkes.

Der Papst, der sich gleichfalls der schweizerischen Tapferkeit gegen seine Widersacher bediente, bewies ihnen eine Nachsicht,

wie keinem Volke; und ſo entwickelte ſich hier ſchon früh ein freierer Sinn in kirchlichen Angelegenheiten und Glaubensſachen, der durch die aufblühenden Wiſſenſchaften noch mehr genährt, ſich überall verbreitete; und ſchon im Anfange des 16. Jahrhunderts ließen ſich auf der Univerſität zu Baſel ſehr freie Stimmen vernehmen. Es war daher kein Wunder, daß Luther's Werk gleich im Anfang große Theilnahme in der Schweiz fand, und daß ſeine erſten Schriften zuerſt in Baſel 1520 gedruckt, mit vielem Beifall geleſen wurden. Dieſen Geiſt nährten die aus Wittenberg zurückkehrenden Studirenden noch mehr; jedoch kann man dies Alles nur als Vorbereitung zur Reformation in der Schweiz anſehen, die hier ſpäter in ſelbſtſtändiger und eigenthümlichen Weiſe von Ulrich Zwingli durchgeführt wurde.

Ulrich Zwingli ward am 1. Januar 1484, zu Wildhauſen, einem Dorfe in der Grafſchaft Toggenburg, geboren. Die Einwohner des Dorfes trieben wegen der hohen Lage deſſelben nur Viehzucht. Unter dieſem gemüthlichen Hirtenvolke lebte Zwingli's Vater, ein mäßig begüterter Landmann, aber durch die Achtung ſeiner Mitbürger in der höchſten Stelle des Ortes, der eines Ammans. Ulrich, unter ſeinen Brüdern der Begabteſte, wurde von ſeinem Vater für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und ſein Oheim, ein Prieſter, übernahm den erſten Unterricht. Später beſuchte er die Schule zu Baſel und Bern und zuletzt auf zwei Jahre die hohe Schule zu Wien. Hierauf kehrte er nach Hauſe zurück und ging dann nach Baſel, wo der fremde, noch nicht achtzehn Jahr alte Jüngling eine Magiſterſtelle erhielt. Hier beſchäftigte er ſich viel mit dem Studium der griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker, dabei aber, wie es ſein Beruf erforderte, auch eifrig mit der Theologie, die damals ſehr im Argen lag; denn die Prieſter, anſtatt in einfacher Weiſe die heilige Schrift zu erklären, unterhielten ihre Zuhörer mit müßigen Träumereien einer verirrten Phantaſie: ſo malte der eine die Hölle mit ſolcher Genauigkeit, als wenn ein langer Aufenthalt in derſelben ihm die Details geliefert hätte; ein anderer erklärte der Welt Entſtehung wie ein Augenzeuge ihrer Schöpfung; ein dritter unterſuchte, ob nach der

Auferſtehung Eſſen und Trinken wohl erlaubt ſein möchte, und was des Unſinns mehr war. Gegen ſolche Verirrung ſchützten Zwingli ſeine klaſſiſche Bildung und ſein heiteres, offenes Gemüth.

Im Jahre 1506 wurde er nach Glarus als Prediger berufen und hier ſtudirte er das griechiſche neue Teſtament mit großem Eifer. Anfänglich zog er die Auslegung der Kirchenväter zu Rathe; bald aber dachte er: „Du mußt Alles liegen laſſen, und die Meinung Gottes aus ſeinem eigenen einfältigen Worte lernen. Er nahm daher die Schrift allein vor ſich, hub an, Gott inbrünſtig um die Erleuchtung von oben zu bitten, nnd fand, wie ſo viele vor und nach ihm gefunden haben, daß ihm auf dieſem Wege mehr von dem Verſtändniß der Schrift gegeben würde, als irgend wie ſonſt. Hiermit gewann er aber auch die Ueberzeugung von der Verderbtheit in Lehren und Gebräuchen, Verfaſſung und Verwaltung der Kirche. Dieſe gewonnene Ueberzeugung behielt er jedoch jetzt noch für ſich; es waren andere Mißbräuche, gegen die er ſeine Stimme erhob.

Als echter Republikaner nahm er den lebendigſten Antheil an allen, das Gemeinwohl betreffenden Angelegenheiten, zog mit ſeiner Gemeinde nach Schweizer Sitte in den Krieg, kämpfte aber eben ſo unerſchrocken und kühn gegen den überhandnehmenden Reislauf, und gegen die noch größere Unſitte der Annahme von Jahrgeldern. Dafür verlor er aber ſeine Stelle; denn ſeine Gegner behielten die Oberhand.

Im Jahre 1516 ging er als Pfarrer nach der Abtei Einſiedeln. Dieſe Abtei liegt im Kanton Schwyz, und war im 9. Jahrhundert eine, faſt unzugängliche Einöde, die man den finſtern Wald hieß. Meinhard, ein Mönch aus dem Hauſe Hohenzollern entſproſſen, fand ſich in ſeinem Kloſter Rapperswyl der Welt zu nahe und baute in Mitten dieſes Waldes eine Einſiedelei und Kapelle. Hier lebte er noch ſechs und zwanzig Jahre in ſtrenger, frommer Buße. Räuber, Beute ſuchend, erſchlugen ihn; ſie wurden, der Sage nach, von zwei Raben, die der fromme Klausner aufgezogen hatte, verrathen. Im 10. Jahrhundert baute der Straßburger Domherr auf der Stelle der Einſiedelei des finſtern Waldes ein Kloſter, und

weihete es der heiligen Jungfrau. In der Nacht vor der Einweihung vernahm der Biſchof von Conſtanz, welcher die Handlung vollziehen ſollte, frommen Geſang in der Kapelle, und weigerte ſich am Morgen die Weihe vorzunehmen. Als er aber dennoch auf dringendes Bitten die Feſtlichkeit begann, hörte er drei Mal die Worte erſchallen: „Höre auf, Gott hat ſie geweiht!“ — Die Sage des Ereigniſſes iſt uralt und alle ſieben Jahre wird zum Wiedergedächtniß das Feſt: „die Engelsweihe“, gefeiert. Noch in unſern Tagen ziehen große Schaaren von Pilgern hierher, um Ablaß zu erhalten. Hier, unter dem aufgeklärten Adminiſtrator, Diebold von Gerolseck, und in Verbindung mit gleichgeſinnten Freunden bildete Zwingli durch fortgeſetztes Studium der Alten und beſonders der Bibel immermehr die Geſinnung aus, die ihn befähigte, die weltlichen und kirchlichen Zuſtände ſeines Vaterlandes dereinſt umzugeſtalten. Auch fing er hier ſchon an, das morſche Gebäude des Katholicismus abzutragen; die Inſchrift des Kloſters: „Hier wird den Pilgern vollkommener Ablaß ertheilt“, wurde ausgekratzt, die Reliquien eingegraben, und in einem ihm untergebenen Nonnenkloſter führte er eine neue Zucht ein, hob mehrere Uebungen auf, forderte Statt der Meſſe das Leſen des neuen Teſtamentes, und erlaubte denen, die keinen Beruf für das Kloſterleben fühlten, die Rückkehr in die Welt.

Die Predigten, die er den Pilgern hielt, athmeten gerade den entgegengeſetzten Geiſt, von dem, was jene wollten, und ſie ſchonten weder des Volkes Glauben, noch der Prieſter Unglauben.

Den Letzteren legte er am Tage der Engelsweihe folgende Worte in den Mund: „Laſſet uns unſerer Lüſte fröhnen, durch Anderer Vermögen uns bereichern, ſcheuen wir uns nicht, mit Mord und Blut unſ're Hände zu beſudeln, der Kirche Gnade ertheilt uns ja für alle Sünden leichte Abbüßung!“ „O, der Thoren,“ fährt er fort, „glauben ſie denn durch öfteren Anruf der Königin des Himmels ihre Lügen, ihre Unzucht, Ehebruch, Mordthaten und Meineid zu büßen, als wenn dieſe Verbrecher ſchützte. O, täuſche dich nicht länger, verblendetes Volk! Worte des Mundes verſöhnen nicht den Himmel! Gott verzeiht nur

dem, der ſeinem Feinde Beleidigungen verzeiht." — Dabei fuhr er fort, gegen diejenigen zu eifern, die ihr Vaterland an fremde Herren verkauften.

Von einem ſolchen Prediger verſprach ſich die Züricher Geiſtlichkeit die beſte Wirkung auf das Volk, mit deſſen Sittlichkeit es in allen Klaſſen traurig ausſah. Neid, Gewiſſenloſigkeit und ſtörriſcher Eigenſinn herrſchte bei den Dürftigen; Stolz, Uebermuth und Geiz aber bei den Reichen. Beſtechlichkeit bei den Magiſtrats-Mitgliedern, hatte die Regierung in Verachtung gebracht, und bedrohte den Staat mit gänzlichem Verfall. Daher trug man Zwingli, beſonders auf Betrieb des Chorherrn am Münſter, Konrad Hoffmann, durch deſſen kräftige Reden die Einwohner bewogen worden waren, die franzöſiſchen Jahrgelder für immer abzuweiſen, die Pfarrſtelle am Münſter an, die er, wiewohl nicht ohne Kampf, mit Freudigkeit annahm, weil ſich hier ein viel weiteres Feld ſeiner Thätigkeit, als in Einſiedeln bot, und er trat ſofort zur Gemeinde in die doppelte Beziehung eines politiſchen und kirchlichen Reformators, die er mit ſo vieler Feſtigkeit behauptete.

Am 1. Januar 1519, an ſeinem fünf und dreißigſten Geburtstage, hielt Zwingli die erſte Predigt und mit ſolchem Beifall, daß, wiewohl ſich Magiſtrats-Perſonen, Geiſtliche und Leute jedes Standes von ſeinem Tadel getroffen fühlten, ſie dennoch zu ſeinen Vorträgen unwiderſtehlich hingezogen wurden und Gott für die Sendung eines ſolchen Prieſters der Wahrheit dankten.

Dieſer Tag und dieſes Jahr ſind auch zum Zeitpunkt des Jubiläums der Reformation in Zürich gewählt worden.

Um ſeine Zuhörer ſo recht in die heilige Schrift einzuführen, erklärte er ganze Bücher derſelben in fortlaufender Reihenfolge, und dies in ſchlichter, einfältiger, allgemein verſtändlicher Weiſe. Seiner Lehre Hauptbegriff war: die wahre Religion beſteht in Gottvertrauen und Gottesliebe. Bei dem Allen verfuhr er im Allgemeinen ſehr behutſam; denn nicht mit Gewalt, ſondern durch überzeugende Belehrung wollte er der Wahrheit den Sieg erringen. Ging es mitunter, wie es nicht anders ſein konnte, etwas zu ſcharf in ſeinen Predigten her, und der Unſchuldige verletzt werden konnte, ſo ſprach er beſänftigend:

„Frommer Mann, nimm dir's nicht an.“ Vertheidigten die Leute mit zu großer Hartnäckigkeit ihre Irrthümer, ſo brach er den Streit mit den Worten ab: „Nun, verſucht ihr es auf eure Weiſe, ich will bei der meinigen bleiben, und es wird ſich zeigen, wer Recht behalten wird.“

Wie Tetzel in Sachſen, ſo trieb Samſon in der Schweiz ſein Unweſen mit dem Ablaß. So oft dieſer öffentlich auftrat, geboten ſeine Diener den herandringenden armen Leuten, zurückzutreten. „Laſſet,“ ſagten ſie, „zuerſt die Reichen, die ihrer Sünden Ablaß begehren, heran kommen, ſind dieſe abgefertigt, ſo ſoll auch der Arme gehört werden.“ Wirklich brachte er in Kurzem 120,000 Dukaten zuſammen.

Als dieſer nun auch nach Zürich kam, ſo erhob ſich Zwingli und predigte in den ſtärkſten Ausdrücken gegen den Ablaß und gegen die verderbten Sitten der Geiſtlichen und Mönche. Beides zog ihm die heftigſte Feindſchaft und Verfolgung zu, ſo daß ihm der Magiſtrat eine Schutzwache in ſein Haus legen, und des Abends, wenn er ausging, begleiten ließ. Samſon mußte eilig Zürich und die Schweiz überhaupt verlaſſen.

Beſonders förderlich für die Reformation war, daß ein franzöſiſcher Mönch, Franz Lambert, der gen Wittenberg, um den Luther zu hören, zog, und durch Zwingli in einer öffentlichen Disputation beſiegt wurde, dem Papſtthum vor der ganzen Gemeinde entſagte. Dies Ereigniß gab der herrſchenden Kirche einen ſo gewaltigen Stoß, daß der Rath, ungeachtet des Widerſpruchs des Biſchofs, die frühere Erlaubniß, „das Wort Gottes frei zu verkündigen“, jetzt in ein Gebot verwandelte. Nach einer, auf Veranſtaltung des Rathes, im Jahre 1523 gehaltenen Verſammlung von Geiſtlichen, um die Streitpunkte noch einmal gründlich zu erörtern, und wobei Zwingli gegen Faber den Sieg davon trug, ermächtigte er jenen, in bisheriger Weiſe fortzufahren, die Geiſtlichen aber wies er an, nichts zu lehren, ja auch nichts zu unternehmen, was nicht aus der heiligen Schrift erwieſen werden könnte.

Bald darauf wurde auch die Meſſe abgeſchafft, und die Bilder aus der Kirche entfernt, und Zwingli verfaßte eine

Anweiſung für die Geiſtlichen, die als die erſte Bekenntniß-ſchrift der ſchweizeriſchen evangeliſchen Kirche angeſehen werden muß. In Verbindung mit Leo Judae und Kaspar Groß-mann veranſtaltete er eine Ueberſetzung der Bibel, die aber erſt im Jahre 1529 zu Stande kam. Nach dem letzten Be-ſchluß wurde alles, was Gegenſtand abergläubiſcher Verehrung geweſen war, aus der Kirche gewieſen; die Kreuze verſchwan-den, die Mauern wurden weiß übertüncht, die Orgel that man weg, den Altar erſetzte man durch einen einfachen Tiſch und eine neue Taufformel wurde eingeführt.

Am grünen Donnerſtag 1524 feierte man im großen Münſter das Abendmahl in ſeiner urſprünglichen, einfachen Weiſe zum erſten Mal; das Brot wurde in hölzernen Schüſſeln, der Wein in hölzernen Bechern aufgetragen, und jeder nahm davon, nach vorangegangener Ermahnungsrede.

Der gänzlichen Kirchenreformation folgte nun eine eben ſo entſchiedene Reform der Sitten. Eine ſtrenge Kirchenzucht wurde eingeführt; unzüchtige Dirnen und Ehebrecherinnen, ſo wie öffentliche Verbrecher wurden aus der Stadt entfernt, wobei der Reformator und der Rath in dem geſunden und ſittlichen Charakter des Volkes eine kräftige Stütze fanden.

Die Reformation gewann in der Schweiz eine immer größere Ausdehnung, aber auch der Widerſtand vermehrte ſich und drohte mit gewaltſamer Hemmung. Von zwei ganz ver-ſchiedenen Seiten her erhob ſich derſelbe: der eine Angriff ging von den Anhängern der alten Verfaſſung und der alten Kirche aus; der andere jedoch von den Anhängern der neuen Lehre, und zwar von den Widertäufern, mit denen auch Luther zu kämpfen gehabt hatte. Sie trieben zuletzt ſolchen Unfug, daß die Regierung ſich genöthigt ſah, um die Ruhe zu erhalten, mehrere ihrer Häupter hinrichten zu laſſen; die Uebrigen wur-den mit Gewalt unterdrückt.

Weit gefährlicher war der Widerſpruch, den die Freunde des Alten erhoben. Zwingli hatte beſonders die unpatriotiſche Verbindungen der Schweizer mit den fremden Herrſchern an-gegriffen und den Reislauf und die Jahrgelder bekämpft. In manchen Cantonen hatte er Eingang und Beifall gefunden.

Dieſe Erfolge waren es nun, welche die weit verzweigte Partei, die meiſtentheils die Reichen und Vornehmen in ſich begriff, gegen ihn aufgebracht hatte, und dieſe Eigennützigen verbanden ſich ſogar mit der katholiſchen Geiſtlichkeit, die mit Freuden in dieſe Verbindung einging. Religionsgeſpräche ſollten ihnen den Sieg verſchaffen. Aber ſie täuſchten ſich, denn 1528 reformirte Bern und bald folgte auch Baſel, mit ihnen trat auch St. Gallen, Biehl und Mühlhauſen in einen Bund mit Zürich. Dies bewog auch die Gegenparthei, zu einem Bündniß zuſammenzutreten, deſſen Hauptſtützen die beſonders feindlich geſinnten katholiſchen Cantone von Uri, Unterwalden, Schwyz, Zug und Luzern waren, die weder die Jahrgelder, noch das Recht, fremde Kriegsdienſte nehmen zu dürfen, fahren laſſen wollten.

So geſtalteten ſich die Verhältniſſe immer feindlicher, und im Jahre 1531 brach das ſchon lange unter der Aſche glimmende Feuer der Zwietracht zwiſchen den katholiſchen Cantonen und Zürich und Bern zur hellen Flamme des Bürgerkrieges aus. Zwingli, vom Magiſtrat aufgefordert, und der Schweizer Sitte gemäß, begleitete bewaffnet das Banner der Stadt und führte einen ſchwachen Heerhaufen der Grenze zu, nach Cappel, wo die Vorpoſten der Evangeliſchen ſchon im Gefecht waren und der tapferſten Gegenwehr ungeachtet aus dem Felde geſchlagen wurden. Natürlich, denn es herrſchte Uneinigkeit in Zürich und nur 2000 Mann waren in den Streit gegen 8000 gezogen, wiewohl die Stadt gegen 10,000 Streiter hätte ſtellen können. Zwingli, der ſchon längſt Verrath und Unglück ahnte, ermahnte deſſenungeachtet auf dem Marſche zum Kampfplatze hin, zur Standhaftigkeit und zum Heldenmuth: „Müſſend wir glich Lyde, ſo iſt die Sach' güt. Befehlend Uech Gott.

Welch ein Unglück iſt denn das; den Leib können ſie wohl tödten, aber die Seele nit."

Auch Zwingli war unter den Erſchlagenen, und Augenzeugen erzählten, daß er von einem Steine ſchwer getroffen niedergeſunken, und von einigen Feinden mit auf der Bruſt gefalteten Händen, betenden Lippen, gefunden worden wäre. Von dieſen gefragt, ob er nicht noch beichten, oder ſeine Seele

der heiligen Jungfrau empfehlen wolle, ſchüttelte Zwingli „ſyn Haupt, rett' nyt und ſach über ſich in Himel;" hierauf habe ihm ein Hauptmann von Unterwalden den Spieß durch den Hals geſtoßen. Folgenden Tages wurde der Leichnam erkannt und dem Heere zur Schau ausgeſtellt. Ein ehemaliger Amtsgenoſſe des Zwingli, ein Gegner der Reformation, betrachtete ihn lange mit Rührung und brach endlich in die Worte aus: „Wie auch Dein Glaube ſein mochte, das weiß ich, daß Du Dein Vaterland geliebt, und immerfort Redlichkeit geübt haſt. Gott gebe Deiner Seele Ruhe!" Der rohe Kriegshaufen, jedes Gefühles baar, viertheilte und verbrannte die Leiche; die Aſche ſtreuten ſie in die Winde. —

So ſtarb Zwingli, ſieben und vierzig Jahr alt, für ſeinen Glauben und für ſeinen Erlöſer, ein wahrer Chriſt, von frommem, verſöhnlichem Gemüthe, dem Geſetze gehorſam, treu ſeinem Vaterlande bis in den Tod; fern von Anmaßung und Hochmuth. Jeder Gewaltthat fremd, ermahnte er ſtets zum Frieden und zur Eintracht. Immer beſcheiden drang er Niemandem ſeine Meinung auf, nur durch Ueberzeugung wollte er ſeiner Kirche den Sieg bereiten; aber auch unerſchütterlich feſt in dem, was er als wahr erkannt hatte. Mag er immerhin Luther und Calvin nachſtehen, mögen ſeine Anhänger ſich auch nicht nach ſeinem Namen nennen, ſo war doch die Reformation in der Schweiz ſein eigenes Werk und würdig ſteht er ſeinem Vorgänger und Nachfolger zur Seite. Zwingli hatte ſich erſt im vierzigſten Jahre verheiratet; ſein Geſchlecht ſtarb in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus. Sein Todesjahr war auch das ſeines Freundes Oekolompadius, der einer Krankheit und dem Schmerze über den Tod ſeines Freundes erlag.

Johann Calvin oder Jean Chauvin.

In Frankreich, wo das Licht der Wahrheit, wie wir eben erzählt haben, früh durchgebrochen, aber auch mit empörender Gewalt wieder unterdrückt worden war, ging es, faſt nach dreihundertjähriger Verborgenheit, von Neuem auf. Die

Worte des Evangeliums, die jetzt von Deutschland herübertönten und die Gemüther ergriffen, riefen auch hier die Männer auf, aus ihrer Verborgenheit mit ihren geläuterten Ansichten vor die Welt zu treten, und zu bekennen, daß sie der Wahrheit die Ehre geben müßten.

Zu diesen Männern gehörte der ehrwürdige Theologe Lefèvre, der schon manche Erläuterungen über die Bibel geschrieben, und in Frankreich den die katholische Kirche zerstörenden Grundsatz aufgestellt hatte: „Das Heil ist in der Rechtfertigung allein durch Christum, oder in dem Glauben, aber nicht in der päpstlichen Kirche mit ihren todten Werken.“ Unter Lefèvre's Schülern zeichnete sich Robert Olevetan aus Noyen mit Calvin verwandt, als Bibel-Uebersetzer aber vor allen der kühne, fast verwegene Farel aus, der bei einer feierlichen Prozession dem Priester die Monstranz aus den Händen riß und in die Rhone warf, welche verwegene That ihm beinahe das Leben gekostet hätte.

König Franz I., in weltliche Freuden versunken, sah für jetzt den religiösen Bewegungen gleichgültig zu, seine Schwester jedoch, Margarethe, Großmutter Heinrich's IV., wandte sich der neuen Lehre zu, wie auch viele Vornehme am Hofe, der Bischof von Meaux, Briçonnet, der feste und treue Berquin zu Paris, der begeisterte Wollkämmer Leclerc wirkten für die Verbreitung der neuen Lehre. Jetzt erhoben sich aber auch die Feinde des Evangeliums und die Verfolgungen begannen. Leclerc wurde unter den grausamsten Qualen, die er als echter Märtyrer ertrug, hingerichtet; dasselbe Loos traf, wiewohl später, den edlen Berquin. Briçonnet, ohne Glaubensmuth und ohne Glaubensfestigkeit, schwor seine Ueberzeugung ab. Lefèvre flüchtete von Paris nach Straßburg; Farel verließ ebenfalls Paris und ging 1524 nach der Schweiz. Hier erhielt er durch Oecolampadius die Priesterweihe und ging nach Mömpelgard, wohin ihn Ulrich von Würtemberg zum Erzieher seiner Söhne berufen hatte; bald kehrte er aber nach der Schweiz zu Oecolampadius zurück.

In diese Zeit der Verfolgung fällt die erste Jugend Calvin's, der 1509 zu Noyon das Licht der Welt erblickte.

ein Vater bekleidete eine ziemlich anſehnliche Gerichtsſtelle
d ſtand mit den erſten und geachtetſten Familien der Stadt
Verbindung. In der Taufe erhielt der Knabe den Namen
hannes und der ſich früh entwickelnden, herrlichen Anlagen
gen, die ſorgfältigſte Erziehung, die er in Gemeinſchaft mit
i Kindern der angeſehenen, adeligen Familie v. Mommor
roß. Wegen ſeiner großen Frömmigkeit und ſeines hohen
nſtes beſtimmte ihn ſein Vater für den geiſtlichen Stand,
d er bezog ſchon früh mit den Söhnen der Familie die hohe
chule von Paris, 1523, wo er unter dem vortrefflichen Ma-
urin Cordier die lateiniſche Sprache erlernte, die ſpäter
alvin mit ſo großer Eleganz ſprach und ſchrieb. Während
res Aufenthaltes daſelbſt fanden die oben erwähnten blutigen
rfolgungen ſtatt, die auf den jungen Mann gewiß einen
en Eindruck gemacht haben, zumal, da ſein Lehrer Cordier
ngeliſch war, und wohl manches Wort über die römiſche
rche hatte fallen laſſen.

Wie ihm ſein Vater ſchon früher mehrere kirchliche Ein-
ifte verſchafft hatte, ſo erwirkte er ihm auch eine Pfarrſtelle,
er im achtzehnten Jahre, 1527, antrat und mehrere Jahre
ig verwaltete, ohne die geiſtliche Weihe anders, als durch
e Tonſur empfangen zu haben.

Da indeß ſein Vater, unter den obwaltenden Umſtänden,
r das zeitliche Glück ſeines Sohnes ſich doch noch mehr von
r Laufbahn eines Rechtsgelehrten verſprach, ſo beſtimmte er
n jetzt zu dieſen Studien, und Calvin begab ſich auf die
iverſität zu Orleans und ſpäter nach Bourges, wo er dieſen
udien oblag; aber an Melchior Wollmar, einem Deut-
en, fand er einen Lehrer, der ihm außer der griechiſchen
prache, um das neue Teſtament in der Urſprache leſen zu
nen, noch etwas mehr beibrachte, nämlich das Verſtändniß
r heiligen Schrift, wodurch Calvin zur lebendigen Erkennt-
ß der evangeliſchen Wahrheiten gelangte. Neben der Rechts-
ſſenſchaft, in welcher Calvin ſo Tüchtiges leiſtete, daß man
n ſchon nach einiger Zeit den Titel eines Doctoren der Rechte
trug, und die offenbar ſeinen, ohnedies ſtrengen und geſetz-
hen Charakter, noch mehr ausprägte, beſchäftigte er ſich auch

ſo eifrig mit der Theologie und dem Studium der Bibel, daß das Licht der Wahrheit immer lebendiger in ihm wurde und vom Geiſte Gottes getrieben, er anfing, in den einzelnen Familien mit Eifer das Wort zu verkündigen; jedoch wagte er noch nicht öffentlich als Streiter Chriſti aufzutreten; überdies mochte er noch in manchen Banden des Aberglaubens gefangen liegen.

Erſt in Paris, auf der Univerſität, wohin er im zwanzigſten Jahre zurückkehrte, ſiegte nach manchem ſchweren Kampfe Chriſtus in ihm, machte ihn frei von allen den Banden des Aberglaubens und gab ihm die heilige Kraft, der Verfolgung und dem Feuertode, der allen Bekennern der evangeliſchen Wahrheit drohte, Trotz zu bieten. Begeiſtert durch den Gedanken, daß er von Gott und Chriſtum auserwählt ſei, in ganz Frankreich das Evangelium zu verkünden, geſtärkt durch den Glauben, daß er ein Auserwählter des Herrn ſei, für den er Alles freudig zu opfern habe, daß Gott allein die Ehre unſrer Erlöſung gebühre und nicht den Menſchen — Worte, die der Wahlſpruch ſeines ganzen Lebens wurden — trat er, wie Luther, kühn in die Schranken, kämpfte er muthig den ſchweren Kampf zu Ende. Wie feſt und ſtark er in ſeinem Glauben war, lehren uns ſeine eigenen; aus hoher Begeiſterung geſprochenen Worte: „Da die Wahrheit des Herrn feſt und unbeweglich bleibt, ſo laſſet uns ſtehen bis an's Ende auf der Wacht, bis das Reich des Herrn, welches jetzt noch verborgen iſt, erſcheinen wird.“ Und dieſer Glaubensmuth that Noth, denn Gefahren und Verfolgungen blieben nicht aus!

Im Jahre 1532 gab Calvin die Rechtsſtudien auf, und fing an, als Prediger öffentlich aufzutreten. Er begab ſich nach Paris, aber hier war gegen die Neuerer eine heftige Verfolgung ausgebrochen, und nur mit Mühe konnte er von ſeinen Freunden gerettet werden; er flüchtete zur Königin von Navarra, Margarethe, Schweſter Franz I., einer Beſchützerin der Proteſtanten. Hier fand er den ehrwürdigen Lefèvre, Erzieher der königlichen Kinder, der dort von den Verfolgungen ausruhte und 1537 ſtarb. Die letzten Worte des frommen Greiſes waren: „Meinen Leib überlaß' ich der Erde, meine

ſeele übergebe ich Gott, und meine Habe den Armen!" Von ier begab ſich Calvin nach Straßburg und dann nach Baſel, o er die Bekanntſchaft des berühmten Erasmus machte, der deſſen kein ſchmeichelhaftes Urtheil über ihn fällte, und ihn nes Tages dem Bucer mit den Worten zeigte: „Ich ſehe ne arge Peſt in der Kirche wider die Kirche ausbrechen." Wie anders Lefèvre, der in Calvin das Heil Frankreichs blickte. Hier in Baſel gab er das berühmteſte ſeiner Werke, das Lehrbuch der chriſtlichen Religion," heraus, deſſen Vor= ede eine beredte Vertheidigung der Reformation enthielt.

Nach dieſem Werke hält Calvin feſt an einen perſönlichen ott, deſſen Weſen eine große Einheit aus Gerechtigkeit, All= acht und Liebe bildet, und von dem allein Segen und Er= ſung oder ewige Verdammniß nach ſeinem ewigen Rathſchluß sgeht. Nicht nur die Engel, ſondern auch die Teufel ſind ottes Diener, deren er ſich zu ſeinen Zwecken bedient. Da= er können die Teufel ängſtigen, aber nicht beſiegen. Nie hat var Calvin davon geſprochen, daß ihm, wie Luthern der eufel erſchienen ſei, doch glaubte er feſt an ein Beſeſſenſein, ie aus Folgendem erhellet:

„Es lebte in der Nähe von Genf," ſo erzählt Calvin ſei= em Freunde Viret, „ein nichtswürdiger und lüderlicher Mann, er niemals die Kirche beſuchte und mit dem Heiligſten Spott ieb. Dieſer verfiel in ein hitziges Fieber, man wollte ihn urückhalten, zähmen, zum Gebet ermahnen. Er aber ſchrie: Was bedarf ich des Gebetes? Ich gehöre dem Teufel ſchon an!" n einem Morgen, es war in der ſiebenten Stunde, lag er auf inem Bette, und die Mutter ſaß mit der Pflegerin an der hür; auf einmal warf er ſich hinaus, über ihre Häupter hin= eg, wie von einem gewaltigen Sturmwind getrieben. Beide ollten ihn zurückhalten, aber er flog davon, über Mauern und ecken, über einen fernen Berg, wo er verſchwand. — Man nd ſeinen Leichnam nicht. Der Teufel hatte ihn geholt." iele belächelten dieſe Begebenheit, aber Calvin, über ſolchen nglauben entrüſtet, eiferte gewaltig von der Kanzel herab gegen liche Verſtocktheit, und wünſchte ſich lieber den Tod, als Zeuge ſein ſolchen Unglaubens und ſolcher Gottloſigkeit wie in Genf.

Aus der Schweiz, einer Einladung folgend, begab er ſich nach Italien, an den Hof von Ferrara, deſſen Herzogin, Renata, Schwägerin Franz I., ſich der evangeliſchen Lehre zugewendet hatte und von Calvin Belehrung, Troſt und Stärkung in ihrer bedrängten Lage begehrte. Von der Inquiſition aber aufgeſpürt und verfolgt, kehrte er noch einmal nach Frankreich zurück, um ſeine Habe zu verkaufen und das Land auf immer zu verlaſſen. Sein Augenmerk war auf Straßburg und Baſel gerichtet; durch die Kriegsunruhen zu einem Umwege genöthigt, ward er, auf Gottes Veranſtaltung nach Genf geführt, das gerade in großer Bewegung war. Hier müſſen wir vier Jahre in der Geſchichte zurückgehen. Farel war hier vor vier Jahren, alſo 1532, als Reformator aufgetreten und hatte ſeine Vorträge in einer Herberge begonnen. Kaum war dies ruchbar geworden, ſo ließ ihn der General-Vikar des Biſchofs vorladen. Er wurde mit den Worten empfangen: „Komm her, Du garſtiger Teufel! Biſt Du getauft? Woher biſt Du? Was ziehſt Du umher, die ganze Welt zu beunruhigen? Wer giebt Dir Vollmacht zu predigen?“ Kühn erwiderte Farel: „Ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes; ich gehe umher, um Jeſum Chriſtum zu verkündigen, der für unſre Sünden ſtarb.“ Einer der Diener ſchoß auf ihn, aber die Büchſe ſprang und Farel ſprach: „Deine Schüſſe ſchrecken mich nicht. Ihr verurtheilt uns, ohne uns zu hören.“ Man drang jetzt auf ihn ein, ſchlug ihn, und trat ihn mit Füßen, man wollte ihn in die Rhone werfen; nur wie durch ein Wunder wurde er den Dolchen entzogen. Er verließ Genf, ſchickte aber einen jungen Geiſtlichen, Froment, dahin, der unter dem Vorwande, Leſe- und Schreibunterricht zu ertheilen, Erbauungsſtunden hielt. Bald geſtalteten ſich die Verhältniſſe ſo, daß Farel mit ſeinem Freunde Viret dahin zurückkehren, und auf Veranlaſſung des Magiſtrats ein Religionsgeſpräch mit einem katholiſchen Prieſter halten durfte. Von Bern und andern Orten unterſtützt, wurde die evangeliſche Partei ſo mächtig, daß der Rath der Stadt am 10. Auguſt 1535 die Abſchaffung des Papſtthums in's Werk ſetzte und am 31. Mai 1536 das Volk

die Reformation beſchwören ließ. Der Gottesdienſt wurde noch mehr, als in andern Cantonen vereinfacht, alle Feſttage mit einziger Beibehaltung des Sonntags abgeſchafft und die Communion vier Mal des Jahres mit gewöhnlichem Brote gefeiert.

Indeſſen war in der ganzen Reformation noch viel Schwankendes und Unbeſtimmtes, wodurch bei dem raſchen Blute der Genfer viele Unruhen und leidenſchaftliche Kämpfe hervorgerufen wurden; es bedurfte noch eines Mannes, der mit feſterer Hand und größerem Geiſte dem Werke Dauer verlieh. Da *kam* Calvin, wie von Gottes Hand geführt, nach Genf, *um* — eine Nacht hier auszuruhen.

Calvin in Genf.

Wunderbar ſind die Wege der Vorſehung! Ein Umweg, durch Krieg veranlaßt, führte Calvin nach Genf, nach dem Orte ſeines Kampfes und ſeines Ruhmes, gerade in dem Augenblick, als ſich Alles in der größten Aufregung befand und Farel eines Beiſtandes ſehr bedurfte. — Als Calvin den erſten Fuß in Genf ſetzte, mochte es ihm wohl nicht einfallen, zu welch großer Wirkſamkeit die Vorſehung ihn hierher berufen hatte; denn ſein Sinn ſtand nicht nach dieſer Stadt, ſondern nach Deutſchland, dem Heerde der Reformation. Kaum hatte Farel erfahren, daß Calvin angekommen wäre, ſo eilte er zu ihm und drang in ihn, daß er bliebe. Calvin aber machte Einwendungen, und lehnte es ab. Da rief Farel mit gewaltiger Stimme: „Nun ſo erkläre ich im Namen des allmächtigen Gottes, daß, wenn Du nicht dieſes ſein Werk mit uns treibſt, ſo wird ſein Fluch auf Dir ruhen!“ Calvin tief erſchüttert, blieb und wirkte noch acht und zwanzig Jahre hindurch zur Ehre des Allmächtigen. Calvin hatte an Farel einen bewährten Freund ſein Leben lang; zu ihnen geſellte ſich noch der ſanfte Viret, und ſpäter auch der berühmte Bèze, der nach Calvin's Tode deſſen Werk in Genf ſo würdig fortführte.

Calvin wurde ſogleich als Prediger und Profeſſor in Genf angeſtellt, und ſeine erſte Predigt machte ſolchen Eindruck, daß das Volk in's Haus lief, ihm ſeine Freude zu bezeugen.

Eben ſolche Zuſtimmung fand anfänglich ſeine Kirchenordnung. Er verfaßte mit Farel einen Katechismus, und die Bürger beſchworen, immer zu zehn und zehn berufen, das Bekenntniß. Wer daſſelbe nicht annahm, verlor das Bürgerrecht, wirkte er dagegen, ſo trafen ihn bürgerliche und kirchliche Strafen. Die neuen Geſetze geboten das Kirchengehen, verboten das Fluchen, Läſtern, Tanzen, Maskeraden und andere Ausſchweifungen bei ſtarken Strafen.

Der Rauſch der Begeiſterung für die Sache verflog aber aus den heißen Genfern ſehr bald, und viele fanden den Druck dieſer Verordnungen unerträglich. Unruhen, die die Wiedertäufer und ein gewiſſer Karoli erregten, wurden noch glücklich gedämpft; aber bald bildete ſich eine mächtige Partei, namentlich unter den Wohlhabenden und Reichen, welche in dieſen ſtrengen Verordnungen einen Eingriff in die Rechte und Freiheiten des Volkes, d. h. in ihre zügelloſe Lebensweiſe ſahen. Man klagte, daß man ohne Noth Neuerungen gemacht, und verlangte die Wiederherſtellung der Feſttage, des Taufſteines, und des Gebrauches des ungeſäuerten Brotes beim Abendmahl, was Bern und Lauſanne nachgegeben hatten. Calvin, der in dieſen Klagen nur die Umtriebe jener Partei erblickte, weigerte ſich ſtandhaft. Haß und Zwietracht ſpalteten alle Verhältniſſe, alle Bande der Zucht und Ordnung löſten ſich auf, der Reformator blieb unerſchütterlich; ja, er erklärte ſogar, daß ihm ſein Gewiſſen verbiete, das heilige Abendmahl Allen, ohne Ausnahme zu reichen, denn er könne es nur denen geben, deren Glauben rein und wahrhaftig ſei, nicht aber den Zweideutigen im Glauben, dies müſſe unfehlbar den göttlichen Fluch nach ſich ziehen, und den wolle er nicht leichtſinnig auf ſich laden.

Er hielt auch wirklich am Oſtertage, 1538, die Predigt ohne Abendmahl. Dieſe Weigerung veranlaßte den Volksbeſchluß — nicht immer ſiegt das Wahre, das Gute — daß Calvin mit ſeinem Genoſſen Farel, und noch einem anderen Prediger die Stadt binnen drei Tagen verlaſſen ſollte. Als man Calvin dieſen Beſchluß mittheilte, antwortete er: „Wenn ich Menſchen gedient hätte, ſo hätte ich jetzt einen ſchlechten Gewinn; aber ſchön iſt es, daß ich dem gedient habe, welcher

ſeinem Diener immer giebt, was er ihnen verheißen.“ Die Vertriebenen wandten ſich nach Zürich und Bern, wurden aber überall abgewieſen. Obwohl Calvin ſich bereit erklärte, in manchen Stücken nachgeben zu wollen, ſo rief doch die Erklärung, daß er in Bezug auf die ſtrengſte Handhabung der Kirchenzucht und des Kirchenbannes beſtehen müſſe, den ſtärkſten Widerſpruch und ſeine Wegweiſung hervor. Er begab ſich nach Straßburg, wo er mit Freuden aufgenommen wurde; jedoch beſchlich ihn hier von Neuem der Gedanke — ſo troſtlos auch dies für ihn war — ſich jeder öffentlichen Wirkſamkeit fern zu halten; aber wie Farel in Genf, ſo vereitelte dies Vorhaben in Straßburg Martin Bucer's gewaltiger Einſpruch. Er wurde der reformirten Gemeinde als Prediger, und der dort aufblühenden Hochſchule zum Lehrer der Theologie gegeben. Die Verbannung aus Genf war für Calvin eine Quelle reicher Erfahrungen, die er dort nie geſammelt haben würde, zumal, da ſeine perſönliche Theilnahme an den Reichstagen zu Frankfurt, Hagenau, Worms und Regensburg in Anſpruch genommen wurde, wo er beſonders für eine Vereinigung der Deutſchen und Schweizer wirken ſollte, was ihm jedoch in Bezug auf die abweichenden Lehren vom Abendmahl nicht gelang; wiewohl er zu ſeiner großen Freude mit Melanchthon, den er hier zum erſten Mal ſah, ganz übereinſtimmte, und ein, auf gegenſeitiger Hochachtung gegründetes Freundſchaftsbündniß ſchloß. Auf dem Reichstage zu Hagenau, 1540, traf er Melanchthon nicht, der zu Worms krank darnieder lag. Von dieſem Reichstage ſagt Luther in ſeiner gewöhnlichen, kräftigen Weiſe: „Es iſt mit dem Reichstage zu Hagenau ein Dreck, iſt Müh' und Arbeit verloren!“ —

Doch in Straßburg ſollte ſeines Bleibens auch nicht ſein! Denn nach ſeiner Verbannung aus Genf ſtürzte die Stadt, durch die Parteien hin- und hergeworfen, in die wildeſte Verwirrung: trunkene Banden durchzogen die Straßen, und drohten, die Prediger in die Rhone zu werfen; Empörungen und Mordthaten waren ſo häufig, daß viele Bürger die Stadt zu verlaſſen, ſich gezwungen ſahen. Dazu kam, daß Gott anfing, über die Feinde Calvin's Gericht zu halten. Einer wurde

des Mordes überwieſen und hingerichtet; ein anderer, eines ſchweren Verbrechens überführt, wurde flüchtig, und brach bei dem Sprunge durch's Fenſter den Hals. Endlich hatte noch der Biſchof Sadoletus einen Brief an die Genfer geſchrieben, durch den er die Bewohner zur Rückkehr in die katholiſche Kirche aufforderte. Dieſen Brief widerlegte Calvin nicht nur auf eine ſchlagende Weiſe, ſondern es ſprach ſich darin auch noch eine ſo ungeheuchelte Liebe für die Genfer aus, daß dieſe für ihn begeiſtert, mit Ungeſtüm ſeine Rückkehr forderten. Bald empfing Calvin von dem Genfer Rathe einen Brief, der in den rührendſten Ausdrücken um ſeine Rückkehr bat. Aber ſo leicht ſollte es den Genfern nicht werden, denn ein Mal wollten die Straßburger den Reformator nicht laſſen, und dann koſtete es auch Calvin ſelbſt einen harten Kampf, bis endlich auch hier Farel ihn wieder durch ſeine Worte erſchütterte: „Der Herr wird aus Deiner Hand unſer Blut fordern, denn Du ſollſt der Wächter des Hauſes Israel bei uns ſein!" Da giebt er nach, ruft aber auch aus: „So bring' ich denn ein geopfert' Herz dem Herrn als eine Gabe dar!"

An die Genfer ſchreibt er aber ernſt und feſt: „Wollt Ihr mich in Eurer Stadt haben, ſo ſchafft die herrſchenden Sünden ab. Meint Ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, ſo verbannt die Laſter, mit denen ich nicht in einer Mauer wohnen kann. Nicht der Papſt und die Tyrannen ſind Eure Feinde ſondern Wolluſt, Schwelgerei und Meineid und dergleichen ſind Eure Erzfeinde; was hilft es, die Wölfe von außen abhalten, wenn die Heerde durch anſteckende Seuchen von innen verzehret wird!" Rein wollte er ſeine Gemeinde haben, und dies um jeden Preis erringen.

Einrichtung der Kirche in Genf.

Es war am 13. September 1541, als Calvin unter ungeheurem Jubel zum zweiten Male Genf betrat, um ihr kirchlicher und politiſcher Reformator zu werden. Nach dieſem Empfange hätte man glauben ſollen, daß das Volk ihm ein williges Herz entgegen bringen würde, und daß er in den Hafen der Ruhe eingelaufen wäre. Aber alle die früheren Drang-

ſale waren nur Vorſpiele der Kämpfe, die hier ſeiner harreten.

Bei ſeinen kirchlichen Einrichtungen ſtützte ſich Calvin, wie alle Reformatoren, auf die heilige Schrift, und wenn Luther von dem Vorhandenen manches ſtehen ließ, ſo wollte er wie Zwingli, auch dieſe ganz nach der Schrift umgeſtaltet wiſſen. In dieſem Sinne entſtand ſeine Presbyterialverfaſſung. Doch iſt zu bemerken, daß er hierbei nicht mehr ganz freie Hand hatte, ſondern ſich den, von Farel ſchon getroffenen Einrichtungen anſchließen mußte.

Was nun den Gottesdienſt betrifft, ſo war die apoſtoliſche Einfachheit die Richtſchnur für ſeine Formen. Calvin ließ, wie es noch heute der Fall iſt, denſelben mit einem Sündenbekenntniß beginnen, es folgte dann der Geſang der Pſalmen, dann kam ein freies Gebet, das Glaubensbekenntniß, Geſang und der Segen. Das Abendmahl hatte, wie noch heute eine ſehr einfache Liturgie, deren Schluß der Geſang Simeons bildete. Es wurde im Jahre nur vier Mal gefeiert, wiewohl Calvin mehr für eine monatliche Feier ſtimmte. Allein wurde es keinem, auch dem Kranken nicht gereicht; die Feſttage wurden als eine menſchliche Einrichtung alle beſeitigt, womit indeß Calvin, wie mit dem vorigen auch nicht zufrieden war. Aber wie Zwingli entfernte er allen Schmuck aus den Kirchen als gefährlich für die wahre Anbetung im Geiſte.

Wie den Gottesdienſt, ſo wollte auch Calvin das Kirchenregiment auf die einfachen Grundlagen der Schrift zurückgeführt wiſſen. Nach der katholiſchen Kirche hat der Herr die oberſte Kirchengewalt in die Hände der Apoſtel, ſonderlich des Petrus gelegt, und dieſe ſei auf die Geiſtlichkeit, namentlich den Papſt, als den ſogenannten Nachfolger Petri, übergegangen. Calvin dagegen will den Geiſtlichen keine ausſchließliche Gewalt einräumen; durchaus ihnen zur Seite ſetzt er Laien als Kirchenälteſte und Diakonen, Armenpfleger, wie wir ſie in den apoſtoliſchen Gemeinden finden. Sie zuſammen bildeten den Rath oder das Presbyterium, von welchem die Kirchengewalt ausgeübt wurde.

Calvin's Presbyterial-Verfaſſung unterſcheidet vier Klaſſen

kirchlicher Perſonen: 1., Prediger, welchen die Predigt und die Verwaltung der Sakramente zuſteht, und die durch Handauflegen einander die geiſtliche Weihe ertheilen. 2., Die Kirchen-Aelteſten, welche über das ſittliche Leben der Gemeindemitglieder zu wachen und mit den Predigern jährlich zu Oſtern auch Hausviſitationen zu halten hatten. 3., Doctoren oder Lehrer der Kirche, welchen die Erforſchung der Schrift oblag. 4., Die Diakonen, welche für die Armen und die äußere Angelegenheiten der Kirche zu ſorgen hatten.

Den Predigern ordnete Calvin eine doppelte Zahl von Aelteſten zu, damit jene keine Art von Herrſchaft ſich zueignen konnten; ſie bildeten zuſammen das Conſiſtorium, welches ſich wöchentlich ein Mal verſammelte, die Kirchengewalt ausübte, über die Kirchenzucht wachte, die Mitglieder, welche in Lehre und Leben ein Aergerniß gaben, ausſchloß und ſich durch ſich ſelbſt ergänzte. Calvin erklärte, mit allen Reformatoren übereinſtimmend, daß die Kirche dem Staate untergeordnet ſein müßte, und hat der Kirche eigentlich nur die Weihe und den Kirchenbann erhalten. Durch den Staat wollte Calvin der Kirche Macht und Anſehen verſchaffen, im Gegenſatz zur katholiſchen, welche die Kirche über den Staat ſetzt. Sein ganzes Bemühen ging darauf hin, der Geſetzgebung den geiſtlichen Charakter einzuhauchen, wonach jedes Vergehen gegen den Staat angeſehen werden ſollte. Kirche und Staat mußten immermehr zuſammen fallen, zumal die Aelteſten zugleich Mitglieder des Rathes der Stadt waren, welche hier ſogleich weltliche Geſetze und Strafen in Antrag brachten, was der ganzen Geſetzgebung eine eigene Geſtalt gab, zu deren Würdigung Folgendes dienen wird. Uebrigens müſſen wir hier bemerken, daß die Calviniſche Kirchenordnung in Frankreich und ſpäter in Preußen nach den Verhältniſſen des Landes ſich modificirte; auch ſind mit der Zeit einige, im Ganzen jedoch unbedeutende Veränderungen mit derſelben vorgegangen.

Im Jahre 1547 erließ der Magiſtrat an alle Landesbewohner den Befehl, in die Kirche zu gehen. Uebertretungen wurden mit 3 Sols beſtraft; wer nach dem Anfange der Predigt erſchien, wurde zuerſt vor das Conſiſtorium gefordert und

im Wiederholungsfalle mit einer Geldſtrafe belegt. Einſt wurden drei Kinder, die anſtatt in die Kirche zu gehen, Kuchen gekauft hatten, öffentlich gezüchtigt. Wer den Genuß des Abendmahls zu der feſtgeſetzen Zeit verſäumte, wurde auf ein Jahr aus der Stadt verbannt. Die Soldaten mußten täglich zwei Mal das Gebet halten, und an jedem Thore der Stadt mußte vor dem Schluß und vor Eröffnung deſſelben ein Soldat niederknieen und mit lauter Stimme das Gebet ſprechen. Bei Strafe wurde befohlen, daß Niemand drei Tage lang im Bett bleiben durfte, ohne dem Geiſtlichen es angezeigt zu haben, um Worte des Troſtes und der Ermahnung zu hören. Sehr hart wurden auch alle unziemlichen Redensarten und Gotteslästerungen beſtraft. Wer beim Leibe oder Blute Chriſti ſchwor, mußte die Erde küſſen, eine Stunde am Pranger ſtehen, und 5 Sols bezahlen. Im Jahre 1565 wurde eine Frau mit Ruthen gezüchtigt, weil ſie weltliche Lieder auf die Melodie der Pſalmen geſungen, und eine andere für unzüchtige Lieder Landes verwieſen. Verkleidungen der Männer in Frauen und umgekehrt wurden mit Ausweiſung aus der Kirchengemeinſchaft oder mit Gefängniß beſtraft. Spieler kamen an den Pranger, ebenſo Ehebrecher; der doppelte Ehebruch zog die Todesſtrafe nach ſich. Im Jahre 1563 wurde ein Mädchen eingeſperrt, weil ſie ihre Mutter geſchimpft hatte. Ein ſechszehnjähriges Kind, das nur verſucht hatte, die Mutter zu ſchlagen, wurde, mit dem Stricke um den Hals, öffentlich ausgepeitſcht, und 1568 ein anderes, das Vater und Mutter wirklich geſchlagen hatte, hingerichtet.

Calvin's Kämpfe und die Erhaltung ſeiner kirchlichen Einrichtungen.

Wir haben ſchon oben angedeutet, daß den Reformator nach ſeiner Rückkehr Kämpfe erwarteten, wobei ſein Leben mehr als einmal in Gefahr gerieth. Die Strenge, mit welcher er die Sittengeſetze aufrecht erhielt, und die Uebertreter ohne Anſehen der Perſon beſtrafen ließ, rief unter den, in alle Unſittlichkeit und Ausſchweifung verſunkenen, leichtſinnigen Genfern eine Partei gegen ihn hervor, die wegen ihrer Grund-

ſätze die Libertiner hießen. Dieſe haßten den Calvin tödtlich und verfolgten ihn auf's Grimmigſte und gewiß würde er ihnen unterlegen ſein, wenn ihn nicht nächſt Gott der Magiſtrat und der heilige Eifer des Volkes geſchützt hätten. Bei ihnen traten die frivolſten Lehren mit den ſchamloſeſten Ausſchweifungen in ein zurückſchreckendes Bündniß. So behaupteten ſie, es gäbe nur einen Geiſt, wodurch Alles in der Welt geſchehe, und was da geſchehe, ſei Alles gut. Jede Sünde und Frevelthat hielten ſie auch für Gottes Werk. Alle Lüſte des Fleiſches waren ihnen Antriebe jenes Geiſtes, und denſelben mit Verachtung jeder Sitte und Zucht folgen, galt ihnen für die höchſte geiſtige Freiheit. Hierzu kam noch, daß ſie von wiedertäuferiſchen Ideen angeſteckt wurden. Solchen Leuten mußte der Urheber ſo ſtrenger Zucht, ſo ſcharfer Verordnungen, welche die Trink- und Spielhäuſer aufhoben, das Tanzen und die Maskeraden, wie überhaupt alle öffentlichen Aufzüge dieſer Art unterſagten, und nur an fünf Orten den Einwohnern das Kegelſpiel erlaubten, ein Stein des Anſtoßes ſein. Wie groß die Verworfenheit und die Ausſchweifungen, die förmlich organiſirt waren, in dieſer Partei ſich zeigten, mag folgende Begebenheit lehren:

Im Mittelalter wurde Deutſchland, ſo wie die übrigen Länder Europa's faſt durchſchnittlich alle zehn Jahre von der Peſt heimgeſucht. Im Jahre 1544 wüthete dieſe Seuche in Genf ſo fürchterlich, daß das Volk förmlich decimirt wurde, und Allen ſchien es klar, daß hier eine geheimnißvolle, abſichtliche Verbreitung der Anſteckung vorhanden ſein müſſe, aber Niemand konnte ſich das Räthſel löſen. Endlich wurde das Geheimniß entdeckt. Es hatte ſich hier eine Geſellſchaft gebildet, an deren Spitze der Arzt des Peſthauſes ſtand, die alle Thüren, Fenſter und die Taue an den abſchüſſigen Straßen mit einer Peſtſalbe beſtrichen, um, durch die Vernichtung aller Einwohner, ſich in den Beſitz ihres Vermögens zu ſetzen. Dieſe Verpeſter trieben ihr grauenvolles Handwerk mit ſolcher Wuth, daß ſie nicht einmal damit aufhörten, als funfzehn Weiber verbrannt und viele Männer fürchterlich geſtraft worden waren.

Zu den erklärteſten Feinden Calvin's gehörte ein gewiſſer Perrin; mit der Familie der Faber, die an der Spitze der Partei der Libertiner ſtand, verwandt. Dieſer Perrin hatte die Tochter des Faber geheiratet, eine Frau, die einen höchſt ausſchweifenden Lebenswandel führte. Das Conſiſtorium hatte ein ernſtes Verbot gegen Tanz, Putz und andere weltliche Freuden ergehen laſſen; da wurde es bekannt, daß dieſe Familie mit ihren zahlreichen Verwandten auf einer Hochzeit getanzt hatten, und ſehr luſtig geweſen waren. Sie wurden vor das Conſiſtorium gefordert, erſchienen hier mit Hohn und Trotz, mußten ſich aber dennoch dem Geſetze beugen und ohne Anſehen der Perſon auf mehrere Wochen in's Gefängniß wandern. Perrin, General-Capitain ſämmtlicher Truppen in Genf, fühlte ſich durch dieſe Demüthigung ſeiner Verwandten beleidigt, und erſchien mit Drohungen vor dem kleinen Rath, kam aber ſehr übel an; denn er wurde für einen Verräther erklärt und ſeiner Würde entſetzt. Und wiewohl er bald darauf wieder zu Anſehen gelangte, und ſogar veranlaßte, daß ein gewiſſer Bertèlier, ein wegen ſeiner Ausſchweifungen vom Abendmahl ausgeſchloſſener Libertiner, mit Ungeſtüm die Zulaſſung zu demſelben öffentlich forderte: ſo ſetzte es Calvin durch ſeine eiſerne Feſtigkeit durch, daß der Beſchluß des Conſiſtoriums aufrecht erhalten wurde. Perrin, deſſen Ränke der Rath endlich durchſchaute, mußte die Flucht ergreifen und ſein Bildniß wurde an den Schandpfahl geheftet.

Noch ſchuldbedeckter und ſtrafwürdiger erſcheint ein gewiſſer Gruet. Dieſer Menſch hatte ein Werk voll der abſcheulichſten Grundſätze und Gotteslästerungen geſchrieben und Drohungen gegen den Rath und Calvin ausgeſtoßen, die für ihr Leben befürchten ließen. In dieſem Werke hatte er auch zu zeigen geſucht, daß die Stifter des Juden- und Chriſtenthums Frevler geweſen ſeien und mit Recht den Tod verdient hätten. Seine Hinrichtung war verdienter, als die des Servet.

Calvin's Lehre.

Weder der Zweck dieſes Buches, noch der Raum geſtatten eine ausführliche Darlegung von Calvin's Lehre; wir be-

gnügen uns in Kürze die Hauptpunkte anzuführen. Wie Wiclef, Huß, Luther und Zwingli, ſo verdammte auch Calvin diejenigen Lehrſätze der katholiſchen Kirche, welche nicht in der Bibel ihre Stütze haben, als Mißbräuche und Neuerungen; ſo die Unfehlbarkeit und die geiſtige und weltliche Herrſchaft des Papſtes, die Brotverwandlung, das Fegefeuer, die Anbetung der Heiligen und der Jungfrau Maria, das Reliquien-Weſen, das Meßopfer, das Mönchsgelübde und die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, und erkannte als Richtſchnur des Glaubens nur das geſchriebene Gotteswort an, welches lehrt, daß es nur einen Gott giebt, den Schöpfer Himmels und der Erden, der die Welt ſo geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gegeben hat, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben; daß die Gottloſen in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben eingehen; das Jeſus der Urheber alles Heiles denen iſt, die ihm gehorſam ſind, d. h. die den Willen ſeines himmliſchen Vaters thun, und Gott von ganzer Seele lieben, alſo ihm dienen, ſtets zu ihm beten und ihn um die Gnadenwohlthaten ſeines heiligen Geiſtes anrufen; endlich ſeinen Nächſten lieben, wie ſich ſelbſt und züchtig, gerecht und gottſelig leben; Glaubensſätze, die ſich allerdings in der katholiſchen Religion finden, die aber durch die oben angegebenen und von den Päpſten eingeführten Lehrſätze verdunkelt worden ſind. In der Lehre von der Gnadenwahl, Prädeſtination, ſteht Calvin, wie alle Reformatoren in ſcharfem Gegenſatz mit der katholiſchen Kirche, welche die guten Werke, woraus ſpäter die berüchtigte Lehre von dem Ablaß hervorging, als hinreichend zur Seligkeit achtet, doch iſt er darin ſtrenger als Luther, von welchem er abweicht, wie jener aber die Transſubſtantiation der katholiſchen Kirche durchaus verwirft. Transſubſtantiation bedeutet die Verwandlung der Subſtanz oder des Weſens einer Sache in eine andere. Dieſe Lehre beſteht nämlich darin, daß man als eine heilige Wahrheit glaubt, daß das Brot beim Abendmahl — die Katholiken empfangen nur dieſes — in dem Augenblick, da der Prieſter es ſegnet, durch ein Wunder in den wirklichen Leib des Heilands ſich verwandelt, ohne die Geſtalt und

den Geſchmack des Brotes zu verlieren; ſo daß jeder Gläubige, der das heilige Abendmahl empfängt, den Leib Chriſti ſelbſt genieße, dieſer Leib Chriſti aber ſich unaufhörlich, bis in's Unendliche, in allen Orten und zu allen Zeiten wiedererzeuge und vervielfältige. Das ſo umgewandelte Brot heißt Hoſtie oder Opfer, und man erweiſet demſelben die nämliche Ehre der Anbetung, wie Gott. Luther trat dieſer Anſicht entgegen, nahm aber eine räumliche Gegenwart Chriſti bei dem Genuſſe des Abendmahls — Brot und Wein — an. Calvin behauptete dagegen, daß, da es dem Begriffe des Leibes widerſpreche, überall zu ſein, Chriſtus nur geiſtig im Abendmahl genoſſen werden könnte, daß Chriſtus aber ſtets gegenwärtig in dem Sacramente ſei, und dieſe Gegenwart durchaus nicht von dem Glauben des Communikanten abhange; Zwingli betrachtete das Abendmahl nur als eine Gedächtnißfeier der Gläubigen.

Calvin's häusliches und öffentliches Leben, und ſein Lebensende.

Die reformirte Kirche wuchs in Deutſchland, Schottland, und beſonders in Frankreich, auf das Calvin, nächſt Genf, am meiſten ſeine Thätigkeit gerichtet hatte, zu ſeiner Freude mächtig empor, wodurch ſeine, durch Kämpfe und körperliche Leiden getrübten, letzten Lebensjahre verſüßt wurden. Calvin's Lage war nicht glänzend, auch ſtrebte er nach nichts weniger, denn nach Reichthum. Seine ganze Beſoldung betrug gegen 50 Rthlr., 12 Strich Getreide, 2 Tonnen Weines, wozu ſeine Wohnung kam; ſpäter verzichtete er noch auf 20 Rthlr. dieſes dürftigen Gehaltes. Niemals nahm er Entſchädigungen für Reiſen im Dienſte des Staates an, und wies 1563 eine ſolche von 25 Rthlr. ganz entſchieden zurück. Für die zahlreichen Werke, die er ſchrieb, nahm er kein Honorar, und wenn ſeine Feinde ihm auch nachſagten, er ſammle Schätze, ſo bewies ſein Nachlaß von 200 Rthlr. genugſam das Gegentheil. Von Luther und Zwingli muß man daſſelbe rühmen. Verheiratet war Calvin mit Idelette von Büres, und ihr eheliches Verhältniß ein ſehr inniges; er verlor ſie ſchon nach neun Jahren.

Calvin war von zarter, ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, und dabei von vielerlei ſchmerzlichen Krankheiten geplagt; er mußte einen großen Theil ſeiner ſpäteren Lebenstage im Bette zubringen, aß während zehn Jahre nur täglich ein Mal, und oft in ſechsunddreißig Stunden gar nichts. Dieſen Krankheiten und den Anſtrengungen in ſeinen Berufsgeſchäften erlag ſein ſchwacher Leib am 27. Mai 1564. Am folgenden Tage wurde er unter dem Geläute aller Glocken zur Erde beſtattet. Kein prächtiges Denkmal ziert des großen Mannes Grab; ja, man weiß nicht einmal die Stelle, wo ſeine Gebeine ruhen! Doch ſein Name wird mit Achtung, Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden, ſo lange es eine evangeliſche Kirche giebt, und wenn ſchon längſt manches prächtige Denkmal aus Erz und Stein, die ſo oft der Stolz und die Eitelkeit den Großen der Erde errichtet, in Trümmer liegen.

Was den Charakter Calvin's betrifft, ſo hatte er, wie alle großen Männer, auch ſeine Schattenſeiten; er mag unduldſam gegen Andere geweſen ſein, wenigſtens ertrug er keinen Widerſpruch und er ſelbſt klagte ſich darüber ohne Rückhalt an. „Ich habe," ſo ſchreibt er an Bucer, „keine härteren Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich ſind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu beſiegen habe. Dieſes reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr geworden." — Er war nüchtern, ſtreng in ſeinen Sitten gegen ſich und andere; an Uneigennützigkeit übertraf ihn wohl Niemand. In ſeinen Schriften war er ſcharf, oft bitter und ironiſch und ſeiner Meinung ſuchte er mit aller Energie den Sieg zu verſchaffen. Mit Unrecht machte man ihm den Vorwurf, er habe nie das ſüße Gefühl der Freundſchaft kennen gelernt. Sein Verhältniß zu Melanchthon, Farel, Bucer und Bèze beweiſt das Gegentheil. Gegen Luther, den er nie geſehen hat, hegte er die größte Ehrfurcht und ermahnte die Seinen ſtets zur Nachſicht gegen ihn. Zwingli hatte er nie gekannt, dieſer große Mann war ſchon vom Schauplatze abgetreten. In der Arbeit war er unermüdlich, und man begreift nicht, wie ein einzelner Mann ſo viel hat vollbringen können. Außer ſeinen literariſchen Arbeiten, die ungemein zahlreich waren,

predigte er faſt täglich, wohnte Allen Berathungen des Conſiſtoriums und der Predigergeſellſchaften bei, und war die Seele aller Beſchlüſſe. Dabei fand er noch Zeit, für politiſche Verhandlungen der Republik, und ſtand im Briefwechſel mit ganz Europa, vornehmlich aber mit Frankreich.

Die Reformation hatte in allen Ländern Europa's, mit Ausnahme von Spanien, Portugal und Italien reißende Fortſchritte gemacht, und es ſtand zu erwarten, daß dies wahrhafte Gotteswerk überall das Papſtthum ſtürzen, daß ſich Alles der neuen, gereinigten Chriſtuslehre zuwenden würde. Leider geſchah es nicht, und noch heutiges Tages hat die Wahrheit nicht überall den Sieg erringen können! Doch dürfen wir der Zuverſicht ſein, daß Chriſtus, das Licht und die Wahrheit, ſein Werk der Vollendung zuführen, dem Evangelio den Triumph bereiten wird. Wann dies eintreten wird, vermögen wir nicht zu ergründen; denn wer kann des Unerforſchlichen Rathſchlüſſe erforſchen?

Schon die Reformatoren wichen in manchen Dogmen, und namentlich in der Abendmahlslehre von einander ab und waren darüber in heftigen Streit gerathen. Dieſer Kampf entbrannte noch heftiger nach Luther's Tode, und beſonders waren es jene Schreier und Zeloten, die Anhänger des ſtarren Lutherthums, die Affen Luthers, wie Calvin ſie nennt, die da vermeinten, im Geiſte des großen Mannes zu handeln, wenn ſie tobten und ſchimpften, wie er; in ihrer plumpen Beſchränktheit hatten ſie keine Ahnung ſeines großartigen, tiefen Weſens, ſeines lebendigen Chriſtenthumes. Anſtatt in Liebe und Eintracht zu handeln und zu wirken, wie Chriſtus geboten hat, erfüllten ſie aller Herzen mit gegenſeitigem Haß und Zwietracht, und brachten einen Riß in die proteſtantiſche Kirche, der ſich erſt nach dreihundert Jahren in der Vereinigung zur evangeliſchen Kirche wieder ſchloß.

Unter dieſen Zeloten zeichnete ſich vor allen der lutheriſche Prediger Weſtphal in Hamburg aus. Dieſer ſogenannte Zionswächter ging in ſeinem Haſſe, in ſeiner Wuth ſo weit, daß er alles menſchliche Gefühl verleugnend, mehrere Hundert Calviniſten, die aus einem Schiffbruche nichts als ihr nacktes

Leben gerettet hatten, aus Hamburg, wo ſie Zuflucht und Aufnahme ſuchten, in ſtrenger Jahreszeit, ohne Rückſicht auf die Kranken und Schwachen, unbarmherzig austrieb; ſie nicht nur als Diebe, Mordbrenner und Giftmiſcher, ſondern als noch viel ſchändlichere Leute behandelte, als Leute, welche die Seelen durch falſche Lehren verderbten.

Ein gewiſſer Engel, ein ſehr gelehrter Geiſtlicher, gab im Jahre 1598 ein Werkchen unter dem Titel: „Calviniſcher Bettlersmantel," heraus. Ein ſauberer Holzſtich ſtellt einen Bettler dar, in Lumpen gehüllt, und auf einem Klotze ſitzend, der Teufel reicht ihm noch einige Lumpen auf einem Haken zu. Folgende Verſe erläutern die ſchöne Figur:

Hier ſitzt ein Bettler auf dem Stock,
Und hat gar einen geflickten Rock,
Der Bettler iſt der Calviniſt;
Der Rock ſein' Lehr und Irrthum iſt;
Die Flicken aber ſind die Lehr,
So von Heiden und Ketzern kommt her.
Denn, ohn' was er lehrt mit uns gemein,
Nimmt er aus dem Lumpenhaufen unrein
Der gottloſen Heiden und Ketzer heraus
Und macht ihm (ſich) kein Gewiſſen draus,
Drum folg' ihm nicht, rath ich von Herzen,
Daß Du nicht kommſt in ew'ge Schmerzen.

Noch erbaulicher iſt ein anderer Holzſtich in demſelben Buche. Der Teufel paradirt mit fliegenden Haaren und Schlangen, welche den Dr. Luther gräulich zerſtechen. Wiederum ein ſauberes Verslein darunter:

Obgleich alle calviniſche Katzen
Vorne lecken und hinten kratzen;
So bringen ſie doch an den Tag nicht mehr,
Denn ihr falſch' Herz und ſchnöde Lehr!

Aber auch an blutiger Verfolgung fehlte es in dieſer Partei nicht. So ſtarb der kurfürſtlich ſächſiſche Rath und Kanzler Kroll auf dem Blutgerüſt, weil er ſich zum Calvinismus hinneigte und den Exorcismus abgeſchafft wiſſen wollte.

Unter Friedrich Wilhelm III. toloranter Regierung

es, wo die Vereinigung beider Confeſſionen Statt fand;
: man ſcheint, ungeachtet der herben Erfahrungen, den Geiſt
Uneinigkeit in neueſter Zeit wieder heraufbeſchwören zu
en, und wieder ſind es Alt-Lutheraner, die ſich regen, regen
iner Zeit, wo es beſonders Noth thut, auf der Wacht zu
n, um den Umtrieben und dem Andrange der Ultramon-
n, deren Beſtrebungen durchaus der katholiſchen Kirche,
ihrem urſprünglichen Weſen aufgefaßt, fremd ſind, kräftig
zegen zu treten.

Anmerkung. Während deſſen iſt eine Kabinetsorder Sr. Majeſtät Königs an den Oberkirchenrath, vom 6. März 1852 datirt, erlaſſen t, welche auch hier die unter Friedrich Wilhelm III., errungene i der Zukunft erhalten wird.

II. Buch.

Vom Beginn der Reformation in Frankreich bis zum Widerruf des Ediktes von Nantes, 1520 — 1685.

Erstes Capitel.

Die bürgerlichen Kriege in Frankreich; das Edikt von Nantes; von Franz I. — Heinrich IV. 1520 — 1598.

Franz I. und Heinrich II. 1517 — 1559.

Nachdem wir die reformatorischen Bewegungen in ihrem Zusammenhange dargestellt, und das Leben derjenigen Männer beschrieben haben, die entweder als Märtyrer für die gereinigte Lehre gestorben sind, oder als Wiederhersteller derselben sich unvergänglichen Ruhm erworben haben, wenden wir uns dem Lande zu, auf dessen Boden zwar nicht der erste, wohl aber einer der blutigsten Glaubenskämpfe gekämpft wurde, dem Lande, welches eure Väter ihr Vaterland nannten, nämlich Frankreich.

Wir haben oben gesehen, wie die neue Lehre schon unter Franz I. in Frankreich eindrang, und daselbst unter den höchst gestellten Personen im Lande, ja sogar am Hofe, zahlreiche Anhänger fand; ebenso, wie schon unter diesem Könige der religiöse Fanatismus in blutige Verfolgung gegen die Neuerer ausbrach. Diese Verfolgungswuth steigerte sich noch unter seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich II., zumal als die

neue Lehre durch Calvin reißende Fortschritte machte; denn in ihm erkannten die Franzosen einen, durch Ursprung und Charakter ihnen verwandten Reformator und Lehrer, welcher Umstand daher auch einen entschiedenen Sieg der reformirten Confession in diesem Lande über die lutherische herbeiführte. Aber eben diese Verfolgungen, wodurch die Hugenotten — so nannte man hier die Reformirten — ausgerottet werden sollten, brachten hier, wie überall, die entgegengesetzte Wirkung hervor: Anstatt die Protestanten zu schrecken und zu entmuthigen, erweckten die öffentlichen Hinrichtungen und der Heroismus, mit welchem sie die ausgesuchtesten Martern ertrugen, die Freudigkeit, mit welcher sie den Tod erlitten, täglich neue Anhänger. Dieser verfolgungssüchtige Fanatismus mußte nothwendig die Ruhe des Staates gefährden, störende Bewegungen hervorrufen, die Bande des Gehorsams gegen die oberste Staatsgewalt lockern, und den Bürgerkrieg mit seinen zerstörenden Folgen in dem Augenblick zum Ausbruch bringen, wo die Hugenotten sich stark genug fühlten, den Gewaltthätigkeiten ihrer Verfolger offnen Widerstand entgegen zu setzen. Da starb Heinrich II. plötzlich an den Folgen einer, im Turnier erhaltenen, Wunde, am 10. Juli 1559, ein und vierzig Jahr alt. Die Lanze des Hauptmanns von der schottischen Leibwache, Montgommery, war ihm durch das Visir in den Kopf gedrungen. Heinrich hinterließ ein aufgeregtes, in Factionen zerrissenes Reich, eine Wittwe und einen unmündigen Thronerben.

Franz II. 1559—1560.

Franz II., kaum dem Knabenalter entwachsen, schwach an Seele und Leib, war nicht geeignet, die sich jetzt bildenden Parteien nieder zu halten. Diese traten offen in ihren Häuptern, den Guisen und den Prinzen von Geblüt, den Bourbonen, hervor, denen sich die bedeutendsten Männer: die Chatillons, die Montmorenci's und viele Andere anschlossen, je nach ihrer religiösen Ueberzeugung, oder ihrer politischen Meinung, oder nach ihrem persönlichen Interesse; Männer, die durch ihre Tugenden und Talente, im gemeinschaftlichem Zu-

ſammenwirken, Frankreichs Glück und Größe hätten bewirken können, jetzt aber, in religiöſe und politiſche Parteiungen zerriſſen, ihr Vaterland in die wildeſte Anarchie, in einen acht und dreißigjährigen Bürgerkrieg ſtürzten, und es an den Rand des Verderbens brachten, von welchem es endlich Heinrich IV. Genius in einer kurzen, aber ruhmvollen Regierung rettete.

Die Hauptperſonen in dem ſich bald entwickelnden Trauerſpiele waren:

Katharine von Medicis.

Die Gemahlin Heinrich II. Katharine beſaß eine reiche Geiſtesbildung, und war des Wortes, wie eines leichten, ſchriftlichen Ausdruckes mächtig; ohne ſchön zu ſein, verſtand ſie die Kunſt, ihre körperlichen Vorzüge geltend zu machen. Ihr Gemüth war ohne zarte Weiblichkeit und ohne tiefes Gefühl ſittlicher Würde. Falſchheit war ihr eine Klugheitsmaßregel, und der glückliche Erfolg der einzige Maaßſtab ihrer Führung. Ohne Schaam in ihren ſinnlichen Genüſſen, ohne Mitleid in ihrer Rache, leitete ſie Verbrechen mit eben der Unbefangenheit ein, wie ſie Freudenfeſte anordnete. Die Religion war ihr weiter nichts, als ein bequemes Mittel ihre abſcheulichen Zwecke zu erreichen, und daher, nach Umſtänden eben ſo geneigt für ketzeriſche Neuerungen, als eifrig für die Erhaltung des alten Glaubens, weßhalb ſie auch bald für die Intereſſen der Katholiken, bald für die der Proteſtanten thätig wirkte, wie es ihr Vortheil erheiſchte. Ihrer Herrſucht, die ſie jedoch erſt nach dem Tode ihres Gemahls befriedigen konnte, opferte ſie Alles, ſelbſt die Ruhe und das Heil ihrer Söhne, die ſie durch abſichtlich ſchlechte Erziehung verdorben und für die Regierung unfähig gemacht hatte. Für jetzt ſchloß ſich Catharine den Guiſen, als den Mächtigſten im Lande an.

Franz von Guiſe, Herzog von Lothringen, das Haupt der Familie, war ein ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, zwar ehrgeizig und gewaltthätig, aber offen, freimüthig und herablaſſend; uneigennützig und großmüthig. Einem auf der That ertappten Meuchelmörder ſchenkte er Leben und Freiheit mit den Worten: „Wenn Dir Deine Religion gebietet,

mir das Leben zu rauben, ſo befiehlt mir die meinige, es Dir zu ſchenken." Dem Getriebe kleinlicher Seelen war er fremd, deßhalb war er auch von ſeinen Feinden geachtet. Als Retter Frankreichs nach der unglücklichen Schlacht von St. Quentin, 1557, als Vertheidiger von Metz gegen Karl V. Macht, als Eroberer von Calais hatte er ſich Anſprüche auf die Dankbarkeit der Nation erworben. Sein Bruder, Carl von Guiſe, kurzweg der Kardinal genannt, war ein Freund der Gelehrten und ſelbſt ein gelehrter Mann; dabei beredt, aber auch eitel, gefallſüchtig und fanatiſch, ein Meiſter in der Verſtellungskunſt und wegen der zu ergreifenden Mittel nie in Verlegenheit; in ſeiner Rachſucht war er ohne Maaß. Als rifrige Katholiken ſtanden die Brüder bei Klerus und Volk in großem Anſehen, als Fremdlinge waren ſie vielen vom Adel verhaßt, welche Stimmung der Herzog durch ſeine Habgier, wie durch ſeine Parteilichkeit, der Kardinal aber durch ſeinen anmaßenden Stolz, und durch einen Zug grauſamer Härte erhöhten. Nächſt den Guiſen war Montmorency, Connetable von Frankreich, eine der hervorragenſten Perſönlichkeiten auf der Seite der Katholiken.

An der Spitze der Hugenotten ſtanden ebenfalls zwei Brüder: Anton von Bourbon, durch Vermählung mit Johanna d'Albret, König von Navarra, nur durch ſeinen Rang von einiger Bedeutung, nicht aber durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften. Er war ſchwachen Geiſtes, von Aeußerlichkeiten abhängig, vertrauend, ja, leichtgläubig, daher auch leicht zu täuſchen, und deßhalb auch oft ein Werkzeug ſeiner Feinde, deren Intereſſen, durch Verſprechungen verlockt, er häufig förderte; ohne Willens- und Thatkraft, und in Sachen der Religion ohne feſte Grundſätze, wie ſein Rücktritt zur katholiſchen Kirche genugſam beweiſet.

Sein Bruder Ludwig, gewöhnlich Prinz von Condé genannt, war von liebenswürdiger Perſönlichkeit, dabei kühn, unternehmend, voll Durſt nach Ruhm und Macht, nicht ohne Feſtigkeit in der Verfolgung ſeiner Entwürfe, jedoch leichtſinnig und dem Vergnügen ergeben — wiewohl dieſer Hang auf ſeine Thätigkeit keinen ſtörenden Einfluß übte — und geneigt zum Abenteuerlichen.

Aber vor Allen der Bedeutendſte in der reformirten Partei war der Admiral Coligny, aus dem Hauſe Chatillons, ein Mann, gleich groß als Feldherr, Staatsmann und als Menſch. Zwar war ihm das Schlachtenglück nicht günſtig, aber nicht ſeine Siege, ſondern ſeine Niederlagen, deren verderbliche Einflüſſe er ſtets unſchädlich zu machen wußte — haben ihn groß und unſterblich gemacht! Seine Entſchloſſenheit, Umſicht und ſein unerſchütterlicher Gleichmuth retteten ſtets die Seinen aus der drohenden Gefahr, und entriſſen dem Feinde die Frucht ſeiner Siege; er war ein oft Beſiegter, aber ein nie Ueberwundener. Genau kannte er die Kräfte und die Bedürfniſſe der Staaten und die Stimmung der Höfe, und geſchickt im Unterhandeln, wußte er ſchnell die erlittenen Verluſte zu erſetzen. In den gefährlichſten und wechſelvollſten Lagen des Krieges blieb er ruhig und heiter, und wußte ſein, durch Niederlagen entmuthigtes, oft ohne Brot, Kleidung und Sicherheitsſtätten flüchtig umherirrendes Heer zu beruhigen und mit neuem Vertrauen zu erfüllen. Coligny war großmüthig, uneigennützig, freigiebig, treu ergeben ſeinem Fürſten und ſeinem Vaterlande, für deſſen Ruhm, Größe und Glück er mit Aufopferung ſeiner eigenen Intereſſen unermüdlich arbeitete. Seine Sitten waren durchaus vorwurfsfrei; ſeiner Religion war er aufrichtig zugethan, ohne Fanatiker zu ſein. Ein treuer Gatte, ein guter Vater wurde er von ſeinen Freunden und Anhängern geliebt und verehrt, von ſeinen Feinden geachtet, die ihn ſogar vor den Nachſtellungen des Hofes warnten und ſein Geſchick beklagten. Nicht minder groß, und eine eben ſo feſte Stütze der Reformirten, war Andelot, Bruder des Admirals und Obriſt der Infanterie.

Mit den Guiſen nun verband ſich Katharine, nicht ohne Widerſtreben, da ſie ſich in dem Einen, in der Sucht zu herrſchen, was nie zu einem dauerhaften Frieden führen kann, begegneten.

Das erſte Opfer dieſes Bundes war der edle Anne du Bourg, der ſchon unter der vorigen Regierung ſeiner Ketzereien wegen eingezogen worden war. Nun traten die Reformirten, damals ſchon über eine Million ſtark, zu einem Bündniß

zuſammen, an deſſen Spitze der von der Regierung zurückgedrängte Prinz von Condé ſich ſtellte.

Die nächſte Folge dieſes Bündniſſes war die Verſchwörung von Amboiſe, und deren Zweck, die Befreiung des Königs und Katharinens aus den Händen der Guiſen, die hierbei als Opfer fallen ſollten. Aber der Anſchlag wurde verrathen, und ſcheiterte 1560 vor Amboiſe, wohin ſich der Hof geflüchtet hatte, gänzlich. Der Urheber der Verſchwörung, de la Renaudie, fiel im Kampfe und mehr als zwölfhundert Theilnehmer wurden gefangen genommen und hingerichtet; nur Wenige entkamen.

Der Herzog von Guiſe, zum Reichsverweſer ernannt, ſchritt auf der Bahn blutiger Verfolgung fort; der Kanzler des Reiches, Olivier, ſtarb darüber aus Gram, und l'Hopital trat an ſeine Stelle, der Einzige vielleicht, der, fern von ehrgeizigen Beſtrebungen, es mit Kirche und Staat aufrichtig meinte; denn wiewohl eifriger Katholik, war er doch ſtets für religiöſe Duldung und für den Frieden des Landes thätig und beſorgt, weßhalb er ſich auch mit Eifer der Reformirten annahm und die blutdürſtigen Pläne des Cardinals zu vereiteln ſuchte. In dieſer Abſicht bewirkte er 1560 eine Reichsverſammlung zu Orleans, wo die religiöſe Freiheit der Calviniſten feſt begrenzt werden ſollten; man lud hierzu auch unter den ſchmeichelhafteſten Verſprechungen und Lockungen die Bourbonen, Anton und Condé ein; von dem Letzteren wußte man nämlich, daß er in Béarn ein achtunggebietendes Heer aufbringen wollte. — Nach langen Berathungen beſchloſſen die Prinzen der Einladung Folge zu leiſten, und begaben ſich mit einem nur mäßigen Gefolge nach Orleans, das nach der Abſicht der Guiſen ihr Grab werden ſollte. Ihr ganzer Empfang, beſonders von Seiten des Königs war ein Unheil verkündender; er warf ihnen geradezu ihre verrätheriſchen Abſichten vor, und befahl, ſie feſt zu nehmen. Das Verbrechen der Meuterei und der beleidigten Majeſtät wurde für erwieſen angenommen, Anton v. Navarra als unſchädlich nur unter Aufſicht geſtellt, ſein Bruder Condé jedoch von dem feilen und knechtiſch unterworfenen Gerichtshof zum Tode

verurtheilt, ſeine Hinrichtung indeſſen noch aufgeſchoben; dies ſollte ihn retten! — Die Verwandten und Freunde des Prinzen verſuchten das Urtheil von ſeinem Haupte abzuwenden. Der König aber ſchien unerbittlich. „Euer Mann hat mir meine Krone und mein Leben nehmen wollen," war ſeine Antwort auf den Fußfall der Gattin Condé's, und die der Guiſen: „Man muß mit einem Hiebe der Ketzerei und der Empörung den Kopf abſchlagen!" Der Himmel aber hatte es anders beſchloſſen! denn während Condé's Anhänger für ſein Leben zitterten, die Guiſen ſich der baldigen Erfüllung ihrer Rache freuten, ſtarb der König plötzlich, und beide Fürſten waren gerettet. Franz II. ſtarb ſiebzehn Jahr alt, nachdem er ſiebzehn Monate, ſiebzehn Tage und ſiebzehn Stunden regiert hatte. Ihm folgte ſein Bruder

Karl IX. 1560—1574.

Karl IX., ein zehnjähriger Knabe, der Bruder Franz II., wurde König und ſeine Mutter Regentin; die Macht der Guiſen ſank, doch blieb ihr Einfluß noch groß genug, um Katharinen Beſorgniß einzuflößen, die ſich deßhalb den Reformirten näherte und den König von Navarra zum General-Lieutenant des Reiches ernannte. Dies bewog den Herzog von Guiſe ſich mit dem Marſchall von St. André und dem Connetable Montmorency zu verbinden. Dieſe Verbindung, das Triumvirat genannt, hatte den Zweck, die katholiſche Religion und die Verfaſſung aufrecht zu erhalten; dagegen erwirkte l'Hopital den Reformirten auf der Verſammlung zu St. Germain eine, wiewohl beſchränkte, Religionsfreiheit, und ein Religionsgeſpräch zu Poiſſy 1561, dem auch der eitle Kardinal beiwohnte, deſſen Folge war, ungeachtet Theodor Bèze, Calvin's berühmter Schüler, ſeine Lehre gegen den Kardinal und ein Heer von Biſchöfen auf das Glänzendſte vertheidigte, daß Anton v. Navarra, durch große Verſprechungen gewonnen, ſich dem Triumvirat anſchloß und öffentlich zur katholiſchen Kirche übertrat, Katharine ſich aber für die Reformirten erklärte und die Parteien noch erbitterter auseinander gingen. Das Edikt von St. Germain verdeckte

nur ſchlecht den inneren Brand; die Reformirten klagten über ein zu kleines, die Katholiken über ein zu großes Maaß der den erſteren bewilligten Freiheit. Eine unheilvolle Spannung lag über dem Lande; Zwietracht herrſchte in den Gemeinden, wie in den Familien; das Geſetz wurde verachtet; die Parteien erhoben frech ihr Haupt und die Nation verlor, bei dem täglichen Anblick von Verbrechen, Tücke und Gewaltthat, jedes moraliſche Gefühl und jeden Sinn für Menſchlichkeit. Mord und Verrath waren tägliche Erſcheinungen; bald flammte der Bürgerkrieg auf.

Der Ausbruch deſſelben wurde durch die blutige That zu Vaßy, 1562 beſchleunigt, wo das Gefolge des Herzogs v. Guiſe gegen zweihundert Reformirte, die in einer Scheune ihren Gottesdienſt hielten, erſchlugen. Das Geſchrei über die zu Vaßy Ermordeten erſcholl durchs ganze Land; Condé und mehrere Prediger eilten nach Paris, um Genugthuung für ſolche Frevel zu fordern. Katharine empfing ſie mit beruhigenden Worten, der König von Navarra aber behandelte ſie als Ketzer und Rebellen, worauf ihm Bèze die ſtolzen Worte zurief: „Ich ſpreche für eine Religion, welche Beleidigungen beſſer zu ertragen, als zurückzuweiſen weiß; aber erinnern Sie ſich, Sire, daß dies ein Amboß iſt, auf welchem ſich ſchon viele Hämmer abgenutzt haben!“ Man rüſtete hierauf von beiden Seiten, ſei es, um ſich zu vertheidigen, oder um anzugreifen; von allen Seiten hörte man von nichts Anderem ſprechen, als von Mördern und Gemordeten, von blutigen Kämpfen und Niedermetzelungen, von Feuersbrünſten und Plünderungen und anderen Greueln des Bürgerkrieges.

Bei Dreux in Isle de France, wurden die Reformirten nach ſiebenſtündigem, blutigem Kampfe 1562, in offner Feldſchlacht geſchlagen. Der Marſchall von St. André blieb, Montmorency und der Prinz von Condé wurden wechſelſeitig gefangen genommen, Coligny übernahm den Oberbefehl und zog ſich zurück. Hierauf belagerte der Herzog von Guiſe Orleans, wo der im Felde Unüberwindliche durch die Hand eines Meuchelmörders, Jean de Poltrot de Méré, erſchoſſen wurde. Coligny und Bèze wurden, doch mit Un-

recht, der Theilnahme beſchuldigt. Früher ſchon war der König von Navarra an einer vor Rouen erhaltenen Wunde geſtorben. Er wurde von keiner Partei vermißt. Der Verſuch, den Hof aufzuheben, mißglückte und Coligny und Condé wurden zum zweiten Mal bei St. Denys 1563 beſiegt. Der achtzig Jahr alte Connetable ſtarb drei Tage nach der Schlacht an ſeinen Wunden; und ſo ſah ſich Katharine von dem letzten Gliede des ihr ſo verhaßten Triumvirats befreit. Der hierauf geſchloſſene Friede war, wie alle, aus Noth und ohne Aufrichtigkeit geſchloſſenen Verträge, von kurzer Dauer. Die Schlachten von Jarnac und Moncontour, 1569, waren, wie die früheren, für die Hugenotten unglücklich. In der letzten Schlacht wurde der Prinz von Condé verwundet, gefangen genommen und von Montesquiou meuchelmörderiſch erſchoſſen.

Durch den Tod des Prinzen wurde die Lage der Reformirten eine verzweifelte, gänzlicher Untergang drohte ihnen, aber die kluge Entſchloſſenheit der Königin von Navarra, Johanne d'Albret, verſöhnte die in Uneinigkeit zerfloſſenen Parteihäupter, und rettete vom allgemeinen Verderben. Sie erſchien mit ihrem ſechszehnjährigen Sohne Heinrich, Prinzen von Bèarn, ſpäter Heinrich IV., und mit dem jungen Condé, Sohn des Gemordeten, im Lager, und übergab beide dem Schutze des Heeres. Allgemeiner Jubelruf erſcholl, als Heinrich folgenden Eid ablegte:

„Ich ſchwöre, die Religion zu vertheidigen, und bei der gemeinſamen Sache zu verbleiben, bis daß der Tod oder der Sieg uns allen die Freiheit, die wir wünſchen, gegeben hat."

Der Prinz von Béarn wurde einſtimmig als Oberhaupt der Partei und des Heeres anerkannt, und Niemand weigerte ſich jetzt, von Coligny, der die Seele des Ganzen war, Befehle anzunehmen; jede Eiferſucht der übrigen Führer war niedergeſchlagen.

Die oben erwähnten beiden Siege entſprachen in ihren Folgen den Erwartungen des Hofes nicht, und ſo kam 1570 der Frieden zu St. Germain en Laye mit den Reformirten zu Stande. Nach demſelben wurde ihnen gänzliche Amneſtie, (Ver-

zeihung), zugesichert, die eingezogenen Güter zurück erstattet, eine gleiche Vertretung in dem Parlamente in Aussicht gestellt, und endlich das feste la Rochelle, nebst noch drei Sicherheits-Plätzen, ihnen übergeben.

Die Pariser Bluthochzeit, den 24. August 1572.

Dieser Frieden war für die Hugenotten zu vortheilhaft, als daß er nicht den Verdacht rechtfertigen sollte, daß die Hofpartei ihn nur in der Absicht geschlossen habe, um die Gegner, die sie nicht im offnen Kampfe zu unterwerfen vermochten, durch Hinterlist und Verrath vielleicht mit einem Schlage zu vernichten. Wann dieser abscheuliche Plan gefaßt wurde, ist nicht aufgeklärt worden. Zur Ausführung dieses Anschlages mußte die Vermählung Heinrichs v. Navarra mit Margarethe v. Valois, Karls Schwester, die Gelegenheit geben. Die Reformirten erschienen zahlreich, mit großem Gepränge und in vollem Vertrauen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Paris. Die Mutter des jungen Königs von Navarra jedoch, übergab mit einiger Besorgniß ihren Sohn und Neffen den Händen Karl's IX. Auch Coligny war unter der Zahl der Gäste und wurde von Karl mit der größten Achtung, ja mit herzlicher Offenheit empfangen, so daß Coligny mit einer Zuversicht erfüllt wurde, die nichts erschüttern konnte, und ihm endlich sein Verderben bereitete. Werden wir ihn deßwegen tadeln? Auch wollen wir glauben, daß es Karl, der ihn oft Vater nannte, aufrichtig meinte, und daß er erst später in den Plan mit hineingezogen wurde und zur Ausführung durch falsche Vorspiegelungen von Gefahren, die seinem Leben drohten, die Zustimmung gegeben habe. Zwar deuten manche Aeußerungen auf die Mitwissenschaft Karls hin, aber zur Gewißheit kann der Verdacht nicht erhoben werden.

So soll der König dem päpstlichen Gesandten, der ihm Vorwürfe über seine Verbindung mit den Hugenotten machte, geantwortet haben:

„Herr Kardinal, wollte Gott, daß ich Ihnen Alles sagen könnte! Sie sowohl, wie der Papst würden bald erke-

daß nichts geeigneter iſt, als dieſe Heirat, um die Religion in Frankreich ſicher zu ſtellen, und ihre Feinde zu vernichten. Glauben Sie meinen Worten, noch ein wenig Zeit, und der heilige Vater ſelbſt wird ſich gedrungen fühlen, meine Abſichten, ſo wie meine Frömmigkeit und meinen Eifer für die Religion zu loben."

Als alle Verſuche Katharina's und ihres Sohnes, Heinrich, vergebens waren, den König für ihre Pläne zu gewinnen, griff man zum Meuchelmord.

Am 22. Auguſt 1572 wurde auf Coligny geſchoſſen, und er im Arm verwundet. Der König, der gerade mit Ballſpiel ſich beluſtigte, als man ihm die Nachricht brachte, rief aus: „Werde ich denn niemals Ruhe haben? Werde ich alle Tage neue Unruhen ſehen!" Er gerieth in den leidenſchaftlichſten Zorn, befahl die ſchnellſte Verfolgung des Mörders und die Verhaftung des Herzogs Guiſe, den man der Theilnahme an dem Verbrechen beſchuldigte. Noch denſelben Vormittag beſuchte Karl den Kranken und hatte eine lange Unterredung mit ihm, an deren Schluß der König ſagte:

„Mein Vater, zählen Sie darauf, daß ich Sie immer als meinen treuen Unterthan betrachten und für den beſten General meines Königreiches halten werde. Ich werde Sorge tragen, daß die Edikte beobachtet, und Sie gerächt werden ſollen, ſobald die Mörder entdeckt ſein werden." „Dieſe ſind nicht ſchwer zu finden, die Anzeichen ſind ziemlich klar," erwiderte Coligny. „Beruhigen Sie ſich, eine lange Aufregung könnte Ihrer Wunde ſchaden," ſagte der König und verließ den Kranken mit allen Zeichen der Theilnahme.

Dieſe Stimmung blieb nicht lange; denn die Verſchwörer, die jetzt alles fürchteten, faßten den Plan zur Ermordung aller Hugenotten, und entriſſen dem Könige ſeine Zuſtimmung durch falſche Gerüchte von Verſchwörungen der Reformirten gegen das Leben des Königs und der ganzen königlichen Familie. Dies ſetzte Karl in die höchſte Wuth, und er rief aus: „Man tödte den Admiral, aber auch mit ihm alle ſeine Anhänger in Frankreich, damit keiner übrig bleibe,

r mir Vorwürfe machen könnte." — Konnte er auch den orwürfen ſeines Gewiſſens entfliehen?

Um die Schlachtopfer beiſammen zu haben, brachte man e in ein Quartier der Stadt, um die Wohnung des Ad= rals herum, zu ſeiner und ihrer Sicherheit, wie man ihnen redete; auch gab man dem Coligny eine Leibwache. Um itternacht wurde das Zeichen zum Mordwerke gegeben: Co= gny war eines der erſten Opfer, er ſtarb wie er gelebt hatte! it Ergebung und Ruhe empfing er den Todesſtoß; ſein Mör= r war Bèmes, mit ihm fielen in dreitägigem Morden noch ei Tauſend, in den Provinzen gegen ſechzig Tauſend Schlacht= fer. Der Pöbel, beſonders der vornehme, ergötzte ſich an n Anblick der Leichen, auch Katharine mit ihrem Hofſtaate; der König auf die Flüchtigen geſchoſſen habe, iſt kaum zu uben, doch ſoll er zu einem Hofmann, der ſich von den rweſten Leichnamen mit Abſcheu wegwandte, geſagt haben: Ein todter Feind riecht immer gut."

Neben vielen Schandthaten der entmenſchten Nation den wir auch Züge des Edelmuthes und aufopfernder Liebe. o rettete Bezins ſeinen Feind Regnier, und der Vicomte Orthe zu Bayonne ſchrieb dem Könige: „Sire, ich habe hre Befehle bekannt gemacht, aber keine Henkersknechte efunden." Ein Scharfrichter wies den Befehl hochherzig it den Worten zurück: „Ich habe meinen Arm der Gerechtig= it, aber nicht dem Morde geliehen." Wahrſcheinlich belohnte an dieſe Edlen mit Gift, denn ſie ſtarben in kurzer Zeit hin.

Karl ſchleppte noch zwei Jahre ſein Leben, von Gewiſſens= ſen gefoltert, hin, dann ſtarb er, noch nicht fünf und zwanzig ahr alt, am 30. Mai 1574. In noch größere Zerrüttung m Frankreich unter der Regierung ſeines Bruders,

Heinrich's III. 1574—1589,

r auf die Nachricht von ſeines Bruders Tode den polniſchen hron, zu dem er berufen worden war, verließ, und bei Nacht d Nebel davon ging. — Sein treuloſer Wankelmuth und ine tückiſche Grauſamkeit, ſeine ekelhafte Heuchelei und

schamlose Sündhaftigkeit, sein frecher Trotz und seine feige Nachgiebigkeit verfeindete ihn mit allen Parteien. Unter ihm bildete sich aus den katholischen Häuptern die heilige Ligue, deren Zweck war, den katholischen Glauben zu schützen, die Ketzer zu vertilgen; Kampf gegen Jedermann zu erheben, der sich weigern würde, ihrem Bündnisse beizutreten, aber sich wechselseitigen Schutz zu gewähren; ferner das Haus Valois vom Thron zu stürzen und mit Heinrich v. Navarra das ketzerische Haus der Bourbonen von der Erbfolge auszuschließen, dagegen aber das Haus der Guisen, deren Abstammung man von Karl dem Großen herleitete, als rechtmäßige Erben auf den Thron zu setzen.

Heinrich III., zu kraftlos und unentschieden, die Partei niederzudrücken, erklärte sich zum Oberhaupt derselben, wodurch er sich vom Monarchen des Reiches zum Chef einer Partei herabwürdigte, ohne dadurch die drohende Gefahr von sich abgewendet zu haben. Die Ligue wollte den Bürgerkrieg von Neuem anfachen, und entzog den Reformirten die bewilligte Religionsfreiheit. Hierauf entbrannte der Krieg wiederum, in welchem Heinrich v. Navarra das liguistische Heer bei Coutras, 1587, besiegte. Die Ligue, hierdurch keineswegs entmuthigt, erklärte, von Spanien unterstützt, den schwachen König des Thrones verlustig. Heinrich, durch den Barrikadenkampf aus Paris vertrieben, floh nach Chartres, 1588, versöhnte sich aber wieder mit der Ligue, und eine allgemeine Reichsversammlung ward nach Blois berufen. Hier, auf dieser Versammlung, ergriff der feige König das Hülfsmittel feiger Tyrannen: er ließ das Haupt der Guisen, den Herzog Heinrich und dessen Bruder, beides Söhne des ermordeten Herzogs Guise, meucheln. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entkam aber den Mörderdolchen. Der Krone zum zweiten Mal für verlustig erklärt und mit dem Bannfluch des Papstes belastet, sah Heinrich sich von allen Katholiken verlassen. Auf den Rath Katharinens, die damals starb, versöhnte er sich mit Heinrich v. Navarra, in dessen Arme und Lager er flüchtete; doch hier erreichte ihn das Mordmesser des fanatischen Mönches Clement, den 1. August 1589.

Das Haus Valois war mit ihm erloschen und das Haus Bourbon bestieg den französischen Thron mit

Heinrich IV. 1589—1610.

Nach langen und schweren Kämpfen, nach blutigen und glorreichen Siegen, namentlich bei Jory, 1590, warf Heinrich seine Gegner zu Boden; dennoch konnte er nicht zum Besitz des ihm rechtmäßig gebührenden Thrones gelangen; denn spanische Ränke und der Widerstand der, ungeachtet der vielen Niederlagen noch immer mächtigen, Ligue verhinderten es; also schwor er seinen Glauben ab und ging in die Messe. Wir wollen ihn deswegen nicht tadeln, der Zustand des Landes mochte diesen Schritt entschuldigen. Uebrigens ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Heinrich diesen Schritt mehr des Vortheils wegen that, als daß er eine Folge gewonnener Ueberzeugungen gewesen wäre; denn zu freimüthig, um sich verstellen zu können, schrieb er an Croisande v. Audouin und sagte, indem er von den Ligueurs spricht: „Alle diese Mörder sind Papisten, und Ihr seid von dieser Religion; ich ziehe es vor, ein Türke zu werden.“ Zur Gabriele d'Etrées sagte er: „Morgen werde ich den gefährlichen Sprung thun.“ Am bezeichnendsten für seine Gesinnung ist aber folgende Aeußerung: „Paris ist wohl einer Messe werth.“

Zu Chartes empfing er 1595 die königliche Salbung und es erfolgte die Aussöhnung mit dem Papste. Im Jahre 1598 erließ Heinrich das Edikt von Nantes, und Philipp II., der größte und gefährlichste Feind Frankreichs, durch herbe Verluste gedemüthigt, schloß noch in demselben Jahre Frieden.

Nach hergestellter innerer und äußerer Ruhe gab sich Heinrich IV. mit Liebe und Eifer dem schönen und erhebenden Geschäft, sein Volk zu beglücken, ungetheilt hin. Von seinem Freund und Minister Sully unterstützt, blühten Manufakturen, Handel, Ackerbau und Gewerbe fröhlich auf, wurden Wissenschaft und Künste gefördert und allgemeiner Wohlstand kehrte zurück. Durch weise Sparsamkeit wurden die Schulden des Landes getilgt, ein Schatz von vierzig Millionen Livres gespart, und das Land von drückenden Lasten befreit.

Jeder Bauer ſollte des Sonntags ſein Huhn im Topfe haben, ſo wollte es der gute König.

Aber dies Alles, und viele andere gute Thaten ſchützten ihn nicht. — Ravaillac's Dolch traf ihn 1610, als er eben im Begriff war, zur Armee abzugehen. Der größte Fürſt, der beſte König Frankreichs, und, ungeachtet ſeiner Verirrungen, der edelſte Menſch.

Das Edikt von Nantes. 1598.

Das Edikt von Nantes, ein Akt der Gerechtigkeit und Dankbarkeit Heinrich IV. gegen ſeine alten, treuen Kriegsgefährten, die ihn, noch ganz jung, den Händen der Hirten von Béarn entführten, und von Sieg zu Sieg bis zu den Stufen ſeines Thrones geleiteten, ſollte ihnen Sicherheit, Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken gewährleiſten, überhaupt die Parteien verſöhnen und Frankreich zur lang entbehrten Ruhe zurückführen. Nachdem eine allgemeine Religionsfreiheit proklamirt worden war, beſchränkte das Edikt die Ausübung derſelben in folgender Weiſe: Alle Herren mit Ober- und Niedergerichtsbarkeit konnten in einer einzigen ihrer Wohnungen eine Hauskapelle haben, jedoch durften die Letztern nur dreißig Perſonen zum Bethauſe zulaſſen. Die Tempel blieben an den, durch die früheren Edikte beſtimmten Orten; übrigens war es erlaubt, in jeder Ballei, aber nur in der Vorſtadt, neue zu bauen. Ausgenommen waren die königlichen Reſidenzen, Paris mit einem Umfange von acht Stunden (der Tempel von Charenton ward erſt 1606 mit beſonderer Erlaubniß erbaut) und die Militairlager, deren Chef's jedoch, wenn ſie Proteſtanten waren, ein eigenes Bethaus halten konnten. Die Kirchen verſammelten ſich, doch nicht von rechtswegen, ſondern nur mit königlicher Erlaubniß, zu Synoden, bei welchen der König durch einen proteſtantiſchen Commiſſar vertreten wurde, während zwei Abgeordnete die Rechte der Kirche bei dem Könige zu wahren hatten. Der Druck ihrer Bücher war nur in ihren Städten, die ſich in dem Laufe der Zeit bis auf zweihundert vermehrten, erlaubt, und für den Unterricht der Jugend wurden vier Akademieen zu

Sedan, Saumur, Montauban und Montpellier errichtet. Was die Rechtspflege betrifft, so wurde bei dem Parlamente von Paris eine Kammer, die Kammer des Edikts genannt, errichtet, welche über die Aufrechthaltung desselben wachen sollte. Sie war aus einem Präsidenten und sechszehn Beisitzern zusammengesetzt; ferner wurden noch drei Kammern, in Languedoc, Guienne und Dauphiné gebildet. Sie hießen Chambres mi-parties weil sie zu gleichen Theilen aus Katholiken und Protestanten bestanden; überdies waren ihnen alle Aemter zugänglich und ihren Kranken und Armen standen die Hospitäler und Armenanstalten offen, doch mußten sie den Dezem an die Clerisei zahlen und an den Festtagen der Katholiken feiern.

Viel hatten die Protestanten durch dieses berühmte Edikt allerdings gewonnen; aber der Absicht des Königs, die Ruhe Frankreichs durch Versöhnung der Parteien herbeizuführen, konnte es bei seinen unzureichenden und unvollständigen Bestimmungen nicht entsprechen; außerdem waren die Gemüther, in Erinnerung der früheren Kämpfe und Drangsale, noch viel zu erbittert; und so geschah es denn auch, daß es schon unter Heinrich IV. selbst versucht wurde, die gewonnenen Rechte auf mancherlei Weise zu schmälern. Nochmehr trat dies unter seinem Nachfolger hervor.

Zweites Capitel.

Angriffe auf das Edikt von Nantes; Aufhebung desselben; das Edikt von Potsdam; die Auswanderung der Reformirten von 1610 — 1685.

Ludwig XIII. 1610 — 1644.

Ludwig XIII., Sohn und Nachfolger Heinrich IV., bestätigte zwar zu verschiedenen Malen das Edikt seines Vaters, unter andern, als er 1610 zur Krone gelangte, und dann bei seiner Volljährigkeit, 1614. Aber schon des Ediktes Bestätigung war eine üble Vorbedeutung, und leicht konnte es

die Regierung, wenn ſie es in ihrem Intereſſe fand, aufheben, zumal ſie ja ohne Weiteres 1614 die Reichsſtände auflöſte. Und wie wenig man die Geſetzeskraft des Ediktes anerkannte und reſpectirte, davon zeugen die Angriffe, die Ludwig, oder vielmehr ſein ehrgeiziger Miniſter, der Kardinal von Richelieu, der alle königliche Gewalt an ſich geriſſen hatte, gegen einzelne Beſtimmungen deſſelben ſich erlaubte. Beſonders war der Miniſter bemüht, ihnen ihre Waffenplätze zu entreißen. Wenn Richelieu danach ſtrebte, den Reformirten das Schwert aus der Hand zu winden, das ſie jeden Augenblick gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt erheben konnten, den Staat im Staate zu vernichten, um Frankreich zur Einheit, und dadurch zum vollen Gebrauch ſeiner Kraft zurückzuführen: ſo war dies nicht nur klug, ſondern auch pflichtgemäß. Verwerflich waren aber die Mittel, deren er ſich zur Erreichung ſeiner Abſichten bediente; denn anſtatt durch treue und gewiſſenhafte Beobachtung des Geſetzes, durch weiſe Duldung das Vertrauen, durch Sanftmuth die Liebe der Reformirten zu gewinnen, ſchmälerte er ihre Rechte, ſtreute Mißtrauen und Zwietracht unter die Parteihäupter, durch glänzende Verſprechungen, die er dem einen oder dem andern machte, und entzündete endlich einen Bürgerkrieg, der das unglückliche Land von Neuem verheerte, 1621 — 1629. Ihre Sicherheitsplätze, auch das feſte la Rochelle, wurden erobert, dieſes nach dem heldenmüthigſten Widerſtand, und nachdem funfzehntauſend ſeiner Bürger umgekommen waren; jedoch ließ Richelieu durch das Edikt der Gnade zu Nimes ihnen ihre Glaubensfreiheit, ihren Gottesdienſt und die innere Verwaltung ihrer Kirchen durch Conſiſtorien und Synoden. Ein größeres Unglück traf die Partei durch den Abfall ihrer Häupter: la Force, des Marquis von Chatillon, Coligny's Enkel, Lesdiguières und Anderer; treu blieben für jetzt noch Rohan und Soubiſe. Marſchallsſtäbe und Ehrenſtellen waren der Preis ihres Verrathes.

Auch Ludwig XIV. erneuerte 1644 und 1562 das Edikt; dies war jedoch eine leere Formel, Worte, die mit den späteren Handlungen der Regierung im grellsten Widerspruche standen. So lange Ludwig in den Genüssen eines glänzenden Hoflebens gefangen lag, so lange er seine eroberungssüchtigen Pläne verfolgte und in Kriege verwickelt war, fragte er wenig nach den Reformirten und ihrem Glauben; als aber seine Feinde darnieder lagen und aus dem alternden Ludwig ein bigotter König geworden war, da gingen auch die Bedrückungen in offenbare Gewalt über. Alle Rechte der Reformirten wurden verletzt, die Kirchen zerstört, ihre Schulen aufgehoben, die Kinder ihren Eltern mit Gewalt entrissen, um sie in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen; der Zutritt zu Aemtern und Würden ward ihnen verschlossen, ja, die damit bekleideten wurden entfernt; die Synodal-Versammlungen verboten, wie überhaupt jede Versammlung untersagt, — die letzte General-Synode war zu Loudun 1659—1660, die letzte Provinzial-Synode zu Ufez 1681 — endlich erfolgte auch die Vernichtung des Edikts. Schon im Jahre 1660, als Ludwig mit Marie Thereſe, Infantin von Spanien, sich vermählte, war die Ausrottung jeglicher Ketzerei in Frankreich eine der Klauseln des Ehekontraktes, welcher die beiden Urenkel Philipp II., des finstern und blutdürstigen Verfolgers der Reformirten, vereinigte.

Gleich im folgenden Jahre wollte Mazarin den ersten Streich gegen die Reformirten ausführen, aber der Tod überraschte ihn, wie zur Strafe, vor der Verwirklichung seines Planes. Die hierzu aus beiden Religionsparteien zusammengesetzte Commission wurde nun von Ludwig selbst in die Provinzen entsandt, um zu untersuchen, ob die Zahl der vorhandenen Kirchen, Schulen und Kirchhöfe mit der, durch das Edikt festgestellten übereinstimmte. Es war von geringer Wichtigkeit, ob die Reformirten, durch die Nothwendigkeit gezwungen, die Orte des Glaubens, der Belehrung und des letzten Schlummers hatten vermehren müssen; ihre, durch das

Edikt nicht gewährleisteten Elementarschulen wurden, ungeachtet ihrer Nothwendigkeit, sofort aufgehoben, und die Kinder in dem empfänglichsten Alter dem Unterrichte und der Verführung katholischer Priester, zum Schmerze der Eltern, Preis gegeben. So fing denn schon jetzt, unter dem treulosen Vorwande, die Unverletzlichkeit des Edictes zu wahren, der Widerruf an, welcher dasselbe vernichten sollte. Man drängte die Reformirten in die engsten Grenzen zurück, setzte das Alter zur Bekehrung der Kinder auf das vierzehnte Jahr fest und fing an, sie ihren Eltern zu entreißen; die Kranken mußten die Besuche katholischer Priester empfangen; das Absingen der Psalmen, außerhalb der Tempel, ward verboten und Lästerungen, nicht gegen Gott, wohl aber gegen die heilige Jungfrau streng geahndet. Pierre Vigier wurde beschuldigt, unehrerbietige Reden gegen die heilige Jungfrau ausgestoßen zu haben; deshalb verurtheilte ihn das Parlament von Rouen zu 100 Livres Strafe und zu noch anderen Hundert, um eine immerwährende Messe für die Erzürnte zu stiften; dann wurde er mit entblößtem Haupte und nackten Füßen von dem Henker nach der Hauptthür der Kirche St. Sauveur geführt, wo er knieend Kirchenbuße thun mußte; an der Stirn trug er einen Zettel mit der Aufschrift: Lästerer gegen die Ehre und Reinheit der heiligen Jungfrau! Der Druck, unter welchem die Reformirten in Frankreich seufzten, war schon im Jahre 1665 so groß, daß mehrere protestantische Fürsten Deutschlands sich bei Ludwig für ihre Glaubensgenossen verwendeten, auch Friedrich Wilhelm, in der Geschichte nur der große Churfürst genannt, war unter ihnen, und stand bei Ludwig in solchem Ansehen, daß er ihm 1666 eigenhändig schrieb: „Wiewohl Wir Niemandem über Unser Benehmen gegen die Reformirten, Unsre Unterthanen, Rechenschaft zu geben verbunden sind, so versichern Wir doch hiermit, daß Wir sowohl durch Unser königliches Wort, als durch die Erinnerung an ihre Treue während der Fronde Uns zur Aufrechterhaltung des Edikts von Nantes verpflichtet fühlen.“ Einer unter den Reformirten, Turenne, hatte auch wirklich den jungen König und seine Mutter, die Regentin, gerettet, aber die schuldige Erkenntlich-

keit verhinderte nicht, daß Anna v. Oesterreich auf ihrem Todtenbette den Sohn durch einen feierlichen Eid verpflichtete, den Protestantismus in Frankreich auszurotten.

Sei es nun, daß Ludwig getäuscht wurde, oder daß er wirklich darum wußte, genug, es traten keine Erleichterungen, sondern neue Einschränkungen und Bedrückungen ein. Offenbare Gewalt wandte man noch nicht an, ja, man suchte sogar den Schein des Rechtes zu bewahren; auch verhinderten für jetzt noch die Hoffeste und die Ruhmsucht des jungen Königs, die seiner Braut und seiner Mutter gegebenen Versprechungen wörtlich in Erfüllung zu bringen; dies verhinderte jedoch nicht, weitere Einschränkungen in's Leben treten zu lassen: so wurde den Geistlichen das öffentliche Erscheinen in der Amtstracht, die öffentlichen Ermahnungen und Gebete bei Leichenbegängnissen, die nur vor sechs Uhr Morgens und nach sechs Uhr Abends Statt finden durften, und das Singen in dem Tempel verboten, während das heilige Sacrament vorübergetragen wurde; Prediger, die von der Kanzel herab über die Leiden der Juden unter Nebukadnezar und Herodes sprachen, mußten, — denn hiermit konnte ja nur Ludwig gemeint sein, — mit Fesseln an den Füßen, einen Strick um den Hals und mit vom Henker geschornen Kopf, Kirchenbuße thun, hierauf wurden sie fort gejagt. Eine Menge protestantischer Kirchen riß man deshalb nieder, weil sie den katholischen zu nahe standen, wodurch der Gottesdienst gestört werden sollte; aus eben dem Grunde zerstörte man auch viele Kirchhöfe. — Konnten die Todten auch die Ruhe der Todten stören? Im Jahre 1668 wurde auch die Kammer des Edikts angegriffen. Von allen protestantischen Kirchen Frankreichs eilten Abgeordnete als Bittende nach St. Germain, unter ihnen auch Claude und der durch seine männliche und mächtige Beredsamkeit gleich berühmte Dubosc. Dieser führte das Wort und sagte dem Könige, daß diese Kammer die einzige Säule des Edikts wäre, und daß, wenn diese Stütze untergraben würde, deren Sturz die Kirche nach sich zöge, es zu befürchten stände, daß die Protestanten sich anderwärts einen Zufluchtsort suchen würden. „Im Namen Gottes, Sire," fuhr er fort,

„hören Sie bei dieſer Gelegenheit unſere Seufzer, unſere Klagen! Haben Sie Mitleid mit unſeren Leiden! Haben Sie Mitleid mit ſo vielen armen Unterthanen, welche ſeit lange nur noch von ihren Thränen leben!“ Duboſc erhielt die königliche Antwort: „Ich werde daran denken!“ Die Kammern wurden 1669 aufgehoben.

Zu den Bedrückungen fügte Ludwig auch die Beſtechungen und die Verführungen, wozu er ſich eines gewiſſen Peliſſon bediente, eines abgefallenen Reformirten, deſſen Verführungen ſich jedoch nur auf Leute aus der niedrigſten Volksklaſſe beſchränkten, mit den Mächtigen unterhandelte der Hof ſelbſt. Die Doctrin des Peliſſon, ſagte man ſpottend bei Hofe, iſt überzeugender, als die des Herrn v. Meaux; die Proteſtanten nannten ſeine Kaſſe die Büchſe der Pandora; er ſelbſt verglich ſich mit dem Oelkruge der Wittwe von Sarepta.

Hinterliſt und Betrug ſpielten bei den Bekehrungsverſuchen ebenfalls eine wichtige Rolle. Man legte nämlich den Reformirten ein in zweideutigen Ausdrücken abgefaßtes Glaubensbekenntniß zur Unterſchrift vor, wonach ihnen mit Aufgebung einiger äußerlichen Gebräuche, freie Religionsübung zugeſichert, und eine Verſchmelzung beider Parteien durch gegenſeitige Annäherung für die Folge gewünſcht wurde; Viele gingen in die Falle und unterſchrieben. Als ihnen nun aber der Betrug klar wurde — die Katholiken ſahen eine ſolche Unterſchrift als einen förmlichen Uebertritt zu ihrer Kirche an — da ergriff ſie wilder Schmerz über ihren Abfall! Oeffentlich kehrten ſie, von bitterer Reue gequält, zu ihren unterdrückten Brüdern zurück und widerſtanden mit dem Muthe der Verzweiflung ihren Peinigern. Vom Fanatismus als Abgefallene verfolgt, wurden ſie ſelbſt Fanatiker und trotzten dem Verbote der öffentlichen Verſammlungen, die ſehr oft der Schauplatz blutiger Handlungen wurden, da ſie mit den Waffen in der Hand ihren Verfolgern entgegen traten. Die Schuldigen, die man bei ſolchen Ueberfällen ergriff, wurden gewöhnlich mit dem Strange beſtraft.

Dieſe Bedrückungen veranlaßten ſchon damals viele Reformirte, in Vorausſetzung der ſie bedrohenden noch größeren

Gefahren, auszuwandern, ein Unternehmen, welches ſchon in dieſer Zeit mit großen Schwierigkeiten und Hinderniſſen verbunden war. Die Flüchtigen begaben ſich theils nach England und Holland, theils nach anderen proteſtantiſchen Ländern. Einige Familien zogen, ungeachtet der Entfernung, nach Brandenburg, deſſen Beherrſcher, namentlich die aus dem hohenzollerſchen Hauſe, durch Duldung aller Religionsparteien vor vielen Fürſten ſich auszeichnen: denn kein Religionskrieg, im Lande ſelbſt angefacht, verheerte jemals die Marken und düngte den Boden mit dem Blute ſeiner Bewohner! Joachim I., ein eifriger Katholik und Feind Luther's, verfolgte dennoch nicht deſſen Anhänger; Joachim II., der zur lutheriſchen Kirche übertrat, ließ ſeinen Unterthanen die volle Gewiſſensfreiheit und Friedrich der Große baute als Antwort auf des Papſtes Bannbulle den Katholiken die St. Hedwigskirche zu Berlin.

Brandenburg fühlte noch die Wunden des dreißigjährigen Krieges, deſſen letzter Abſchnitt in die erſten Regierungsjahre des großen Churfürſten fiel, der 1640 den Thron beſtieg. Friedrich Wilhelm fand nichts, als ein verwüſtetes, von Einwohnern entblößtes, und von Feinden beſetztes, an allen Hülfsquellen verarmtes Land, aber gerade dieſer Zuſtand des Landes gab ihm Gelegenheit, vor der Welt ſein ſchöpferiſches Genie zu entfalten, und ſich den ruhmwürdigen Beinamen eines „zweiten Gründers“ des Brandenburgiſchen Staates zu erwerben. Durch fremde Coloniſten aus der Schweiz, Holland und verſchiedenen Ländern Deutſchlands wurden die entvölkerten Landestheile allmählig bevölkert, und, da den Einwandernden alle mögliche Vortheile, Erleichterungen und Unterſtützungen zu Theil wurden, zu dem früheren Wohlſtande zurückgeführt.

Zu den franzöſiſchen Reformirten ſtand der Churfürſt noch in einer näheren, wir möchten ſagen, verwandtſchaftlichen Beziehung, denn er war mit der Tochter des holländiſchen Statthalters, Friedrich Heinrich, einer Enkelin des Admirals Coligny, vermählt, die franzöſiſche Sprache war Hofſprache und überdies der Churfürſt mit ſeinem ganzen Hofe reformirt. Dies ließ die franzöſiſchen Auswanderer mit Recht

hoffen, daß ſie in Brandenburg, mehr als anderswo, eine günſtige Aufnahme finden würden, weßhalb ſchon lange vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes mehrere franzöſiſche Familien in Brandenburg einwanderten und ſich in Berlin niederließen, 1672.

Unter dieſen Eingewanderten ſcheint der Graf von Beauveau, Oberſtallmeiſter des Churfürſten, den erſten Rang eingenommen zu haben; denn er war es ganz beſonders, durch deſſen Thätigkeit und Eifer bei Friedrich Wilhelm die Erlaubniß, zu einer kirchlichen Gemeinſchaft zuſammenzutreten, erwirkt wurde. Die hierüber vorhandenen Regiſter ſprechen dies beſtimmt aus und geben zugleich den Zeitpunkt der Gründung einer franzöſiſchen Kirche in Berlin an. Im erſten Artikel dieſer Regiſter heißt es wörtlich:

„Es was den 10. Juni 1672, als Gott in ſeiner großen Weisheit und Barmherzigkeit dem Großmächtigen Fürſten, Friedrich Wilhelm, Churfürſten von Brandenburg, den Plan in das Herz legte, in dieſer Stadt Berlin eine franzöſiſche Kirche zu gründen und den Herrn Fornerod für die Verrichtungen eines Predigers zu erwählen, und dies durch den Dienſt des ſehr frommen und ſehr berühmten Grafen von Beauveau, welcher durch ſeine Fürſorge und chriſtliche Liebe dieſes Werk des Herrn mit großem Fleiß gefördert, und den erſten Stein zu dieſem geiſtigen Bau legen gewollt hat."

Denſelben Tag, den 10. Juni, wurde die erſte Verſammlung beim Baron v. Pöllnitz gehalten, wo Herr Fornerod gepredigt und Herr Belhomme die Funktionen eines Vorleſers übernommen hatte.

Unterdeſſen wurde die Lage der Reformirten in Frankreich mit jedem Tage drückender und unerträglicher und das Edikt von Nantes ward faſt in allen ſeinen Theilen verletzt. Von ihren Häuptern, den Bouillons, Coligny's, Rohan's, Tremouillé's und Sully's, die weltlicher Vortheile wegen den Glauben der Väter abgeſchworen hatten, verlaſſen, ſtanden ſie ſchutzlos da, denn auch bei den proteſtantiſchen Fürſten waren ihre Vorſtellungen und Bitten, ſich für ſie in's Mittel zu legen, erfolglos; thätige Hülfe vermochten ſie ihnen nicht

zu leiſten; denn Ludwig ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Macht, ſeine Feinde waren geſchwächt, und wer hätte es wagen mögen, den Gewaltigen zu reizen!

So blieb den Unglücklichen, deren Bittgeſuche vom Hofe ſogar als Rebellion betrachtet und beſtraft wurden, nichts weiter übrig, als mit chriſtlicher Ergebung und mit leidendem Gehorſam die Verfolgungen ihrer Feinde über ſich ergehen zu laſſen, für die der günſtige Zeitpunkt gekommen war, wo ſie an die Stelle der Verführung und Bedrückung die offenbare Gewalt eintreten laſſen konnten.

Zwei Männer und ein Weib, durch die Knechte des Papſtes, die Jeſuiten, aufgehetzt, waren es, die mit ſchonungsloſer Härte über das Wohl und Wehe von hunderttauſenden fleißiger, dem Geſetze gehorſamer, dem Könige und dem Vaterlande treu ergebener Bürger — Ludwig ſelbſt mußte dies anerkennen — entſchieden.

Frau v. Maintenon, die Wittwe Scarron's, ſpäter die Freundin des alternden Ludwig und zuletzt ſeine ihm heimlich angetraute Frau, die Enkelin d'Aubigné's, eines Freundes und Vertrauten Heinrichs IV., war urſprünglich in dem Lehrbegriff der reformirten Kirche erzogen worden; früh jedoch wieder mit der katholiſchen Kirche vereinigt, zeigte ſie all' den Eifer, welcher gewöhnlich die Neubekehrten charakteriſirt. An ihren Bruder, d'Aubigné, ebenfalls Katholik, ſchrieb ſie: „Denket an euer Heil, lebet mäßig und trinket des Morgens abgeſahnte und abgekochte Milch. Ergötzet euch und denkt an euer Heil, denn es giebt nichts Süßeres, als das Vergnügen und die Frömmigkeit. Bereitet euch auf ſo heitere Weiſe ihr nur immer könnt, zum Tode vor.“ In ähnlicher Weiſe ſprach ſie auch mit Ludwig. — Die Verirrten in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückzuführen, ſchien ihr ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk, doch riß ſie ihr Bekehrungseifer Anfangs nicht, wie ihre Gefährten, zu gewaltthätigen Handlungen hin, ſondern ſie ermahnte ſtets, den Weg der Güte und der Belehrung einzuſchlagen.

Heinrich v. Ruvigny, General-Abgeordneter der Reformirten, beklagte ſich einſt bei Ludwig über die Ver-

folgungen des Aubigné, Gouverneurs von Amersfort. „Mißhandelt die Hugenotten nicht mehr," ſchrieb ſie ſofort an ihren Bruder; „habet Mitleid mit Leuten, die mehr unglücklich, als ſtrafbar ſind!" — Dieſer Rath blieb indeſſen ohne Wirkung und Ruvigny ſagte zum Könige, daß Aubigné's Verfolgungen um ſo ungeeigneter waren, als er und ſeine Schweſter ſelbſt Proteſtanten geweſen ſeien. Dieſe unüberlegte Aeußerung, die der Maintenon die Gunſt des Königs koſten und ihr Glück zertrümmern konnte, entfernte ſie von den Proteſtanten, und ſie rief aus: „dieſer Ruvigny iſt ein ſtörriſcher Menſch, und zwingt mich, Dinge zu billigen, die meinen Gefühlen entgegen ſind." Sie trat hierauf, aus Furcht, die Gunſt des Königs zu verlieren, mit den wüthendſten Feinden der Hugenotten, Letellier, Louvois und dem Pater Lachaiſe, dem Beichtvater des Königs, gegen den Miniſter Colbert und die Proteſtanten in ein enges Bündniß. Die Aeußerung des Ruvigny raubte ihr indeß die Gunſt des Königs nicht, vielmehr befeſtigte ſie ſich durch den Schein ſtrenger Tugend und Sittſamkeit immermehr in deſſen Vertrauen, und bald wurde ſie die Seele aller Beſchlüſſe des königlichen Rathes. Die frömmelnde Richtung, die ihr Gemüth nahm, theilte ſie auch dem Könige mit und aus dem glänzendſten und genußreichſten Hof Europa's machte ſie einen Hof meiſt von Frömmlern und Scheinheiligen; denn der einzige Weg zu hohen Aemtern und Würden war die Gunſt der Frau v. Maintenon, und deren Gunſt gewann man wiederum durch wahre oder erheuchelte Frömmigkeit und Demuth.

Sie verband ſich nun, wie wir eben geſehen haben, zum Verderben der Reformirten, mit Letellier, dem Kanzler und ſeinem Sohn Louvois, Miniſter des Reiches. Jener früher den Reformirten gewogen, ſpäter, vielleicht aus Politik, ihr erbitterter Gegner; dieſer hart und gewaltthätig, noch despotiſcher als ſein Herr, vor dem er, wie das gewöhnlich iſt, im Staube kroch, beide aber den Reformirten gleich gefährlich. Hierzu kam, daß Ludwig, der wohl despotiſch, aber nicht grauſam war, einen unerſättlichen Ehrgeiz beſaß und gern zu dem Lorbeer auch den Palmenzweig hinzugefügt hätte; wenig

darum bekümmert, eine wie tiefe Wunde er dem Reiche ſchlage, wenn er nur als Glaubenshelb, als Wiederherſteller der kirchlichen Einheit in Frankreich, in den Annalen der Kirche glänzte.

Nicht damit zufrieden, die Chambres mi-parties aufgehoben, die Proteſtanten aus ihren Aemtern verdrängt zu haben, forderten die katholiſchen Geiſtlichen, 1680 die Ausführung neuer, zerſtörender Beſchlüſſe. Das Alter freiwilliger Bekehrung der Kinder wurde auf das ſiebente Jahr herabgeſetzt, ein unvernünftiges, unſittliches und barbariſches Geſetz, welches die ſüßen Gefühle der Familie und der Natur mit Füßen trat, indem es die Kinder der elterlichen Autorität entzog. Die Wärterinnen der Kleinen lehrten dieſe rufen: Heilige Jungfrau! Ave Maria! Es lebe das Kreuz! Die Meſſe iſt ſchön! Die vorübergehenden Prieſter, die dieſes Gezwitſcher für eine Bekehrung nahmen, führten die Kleinen mit fort. Welche Verzweiflung für die unglücklichen Mütter, deren Glaube alle dieſe unſchuldigen, ihrem Schooße entriſſenen Seelen dem Verderben der Hölle zugeführt ſah. Ein Weheruf, ähnlich dem, den die untröſtliche Rahel zu Rama hören ließ, ſtieg gen Himmel; ein allgemeiner Faſttag wurde beſchloſſen, um den Zorn Gottes zu verſöhnen; die Unglücklichen ſtürzten in die Tempel und flehten Gott inbrünſtig um Schutz und Beiſtand, um Muth und Glaubenstreue in dieſer allgemeinen Verfolgung an; denn jetzt begannen auch die zerſtörenden Angriffe auf ihre Kirchen.

Von den Intendanten der Provinzen und ihren Prieſtern fanatiſirt, drangen katholiſche Pöbelhaufen gegen die Tempel, zertrümmerten die Thüren, Fenſter, Bänke und Stühle, häuften dieſe Trümmer zuſammen, warfen Bibeln darauf, zündeten das Ganze an und tanzten in wilder Freude um das Feuer herum. Louvois tadelte öffentlich dieſe Barbarei, begünſtigte ſie aber im Geheimen.

Nur ein Mann ſaß noch in dem Rathe des Königs, der, während das feile Heer der Hofſchranzen zu den grauſamen Maßregeln ſchwieg, oder ſeine Hände bot, ſich der Verfolgten annahm; dies war der große, ſchon oben genannte, von Louvois gehaßte Miniſter Colbert. Dieſer Mann hatte die Reformirten als die thätigſten, geſchickteſten und induſtrielliſten

Arbeiter, und dabei als ſtrengrechtliche Männer kennen und ſchätzen gelernt, weshalb er auch ihre Unternehmungen auf das Freigibigſte unterſtützte. Ja, er hatte ſogar zur Ausführung ſeiner eigenen großartigen, finanziellen Maßregeln viele Reformirte aus Holland und der Schweiz in's Land gerufen, um den Wohlſtand Frankreichs zu heben. Zum Unglück für dieſe ſtarb er im Jahre 1683.

Während ſeiner Krankheit ſchickte Ludwig zu ihm, um ſich nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen. „Ich will nicht mehr von dem Könige reden hören; möge er mich wenigſtens *ruhig* ſterben laſſen," ſagte der vielfach gekränkte und dem Tode *nahe* Miniſter.

Sein Tod gab das Signal zu erweiterter und allgemeiner Verfolgung; der Zeitpunkt, wo man der reformirten Kirche den Todesſtoß verſetzen wollte, rückte mit raſchen Schritten heran. Mit ungehemmtem Eifer begann das Werk der Bekehrung! Aber welche Mittel wandte man an? Hinterliſt, Beſtechung, Verführung und Kinderraub hatten ſich als ungenügend bewieſen; der Weg der Belehrung war zu langſam und zu mühſam; alſo Gewalt! Die letzten entſcheidenden Angriffe, welche die Vernichtung der Proteſtanten vorbereiten und dem ganzen Werke einer fünfundzwanzigjährigen Verfolgung die Krone aufſetzen ſollten, waren die Dragonaden; eine Benennung, die von dem Stande der Bekehrer, den Soldaten, die meiſtentheils Dragoner waren und ſich durch Brutalität vorzugsweiſe auszeichneten, entlehnt worden iſt.

Dieſe militairiſche Miſſionaire entſandte nun Louvois zuerſt nach dem ſüdlichen Frankreich, der Wiege des Proteſtantismus, von wo aus ſie ſich über die andern Theile der Monarchie verbreiteten. Den nächſten Morgen nach ihrer Ankunft in einem Orte, wurden die Civil- und geiſtlichen Behörden der reformirten Kirche nebſt den reformirten Bewohnern auf den öffentlichen Plätzen verſammelt, und ihnen der unwiderrufliche Wille des Königs bekannt gemacht. Das erſchreckte Volk bekehrte ſich häufig einſtimmig, indem es ganz einfach ſagte: „Ich vereinige mich," oder es rief: „Ave Maria," oder es machte das einfache Zeichen des Kreuzes. Den Gebildeten

legte man ein Glaubensbekenntniß zur Unterſchrift vor. Zuerſt ſuchte man die Geiſtlichen einzuſchüchtern, widerſtanden ſie, ſo jagte man ſie fort; nach ihnen ging es an die Vornehmen, bei denen ſich der Biſchof Resmond zu Montauban einer eigenthümlichen Bekehrungsweiſe bediente: er lud ſie vor den Inquiſitor, hier wurden ſie von den Dienern deſſelben ergriffen, auf die Knie geworfen, worauf der Prälat das Kreuz ſchlug, ſo waren ſie Katholiken. Half das nicht, ſo wandte man ſtärker zwingende Maßregeln an. Man zerſtörte ihre Wohnungen; wurden ſie dadurch nicht gefügiger, ſo band man ihnen Hände und Füße auf den Rücken, hing ſie in einen Ziehbrunnen, und ließ ſie mit dem Geſicht nach unten auf die Waſſerfläche zu wiederholten Malen an einer Rolle herabfallen; oder man zog die Widerſpenſtigen nackt aus, ließ ſie bei einem großen Feuer den Bratſpieß drehen und ſtach ſie in die Haut; oder man gab ihnen während der Dauer eines Pater Noſters glühende Kohlen in die Hand. Die unerträglichſte Strafe aber war die Beraubung des Schlafes durch betäubenden Trommelſchlag. Mitunter verkaufte man dem Unglücklichen eine Stunde Schlafes für 10, 20 oder 30 Thlr. Ein Greis, Herr v. Lacaſſagne, lange Zeit auf dieſe Weiſe gemartert, ſchwor, endlich beſiegt, in die Hand des Biſchofs ſeinen Glauben ab. „Jetzt ſeid ihr in Ruhe!“ ſagte der Prälat zu ihm. — „Ach, gnädiger Herr,“ erwiderte der Unglückliche, „ich erwarte nur noch Ruhe im Himmel und gebe Gott, daß mir meine jetzige Handlung nicht die Pforten deſſelben auf ewig verſchließt!“ Viele der Hartnäckigſten warf man in die ſcheußlichſten Gefängniſſe, in Löcher, worin ſie weder liegen, ſitzen, noch ſtehen konnten, in Löcher, angefüllt mit den Eingeweiden geſchlachteter Thiere; täglich zog man ſie aus dieſen ſtinkenden Peſtgruben heraus und wandte die Ruthe, den Stock oder die Wippe zur Vermehrung ihrer Leiden an. Die meiſten hatten nach einigen Monaten Haare und Zähne verloren, ſie waren zu Greiſen geworden; junge Mütter befeſtigte man an die Bettpfoſten ihren Säuglingen gegenüber; ſie ſchworen Gottes Barmherzigkeit vertrauend, ihren Glauben ab, um die Kleinen vom Hungertode zu retten.

Zur Ehre der Menſchheit müſſen wir es bekennen, und bekennen es gern, daß die Verfolgten unter den Gouverneuren der Provinzen, ja ſelbſt unter den Kerkermeiſtern viel mildthätige und mitleidige Seelen fanden, die das Schickſal ihrer Gefangenen nach Kräften zu mildern ſich beſtrebten.

Unterdeſſen flogen aus allen Punkten Frankreichs Berichte über den Fortgang der Bekehrung nach Verſailles. Oleron, Salie und Sédan bekehrten ſich gänzlich; in den Gegenden von Montauban, Nismes, Bordeaux, traten ſie zu Tauſenden über; die Kirchſpiele von Embrun und Pragelas erwarteten nicht einmal die Dragoner. Aber ſo groß auch die Menge der Abtrünnigen ſein mochte, ſo war, Gott ſei Dank, die Zahl derer, die muthig alles für den Glauben ertrugen, nicht geringer; denn die zahlreichen Gefängniſſe konnten dieſe nicht Alle faſſen, ſo daß man ſich genöthigt ſah, ganze Schiffsladungen nach den Colonien in Amerika zu ſchicken; dennoch aber ſchritt man, in Folge der eingelaufenen Berichte, zur Entſcheidung, nämlich, zur

Aufhebung des Edikts von Nantes. 1685.

Wohl wußten die katholiſchen Prieſter und Mönche und die Fanatiker unter den Katholiken, daß es mit den Erfolgen ihrer Bekehrungsverſuche nicht ſo glänzend ausſah, als ſie glauben machen wollten; aber Letellier fühlte ſein Ende heran nahen, und mochte gern ſein Werk vollendet haben; daher drängte er Ludwig XIV. zum Widerruf. Er erfolgte am 18. Oktober 1685.

Als Letellier das Siegel aufgedrückt hatte, es war das letzte Mal, denn fortan gebrauchte er es nicht wieder, brach er in die Worte aus: „O Gott! laß jetzt deinen Diener in Frieden eingehen, denn ſeine Augen haben das Heil erblickt!“ In ſeinem fanatiſchen Eifer bedachte er nicht, daß dieſer Akt dem Lande hunderttauſend ſeiner beſten Bürger, und Ludwig ſeinen Ruhm koſten würde; er bedachte nicht, daß er dadurch auf Ludwig den Vorwurf des Undanks gegen die Reformirten warf, deren Vorfahren ſeinen Großvater auf den Thron Frankreichs geſetzt, und ihn durch ihre treue Anhänglichkeit, ungeachtet er ſie verließ, auf demſelben erhalten hatten, während

die Katholiken zu wiederholten Malen ihm nach dem Leben getrachtet und endlich auch ermordet haben.

Bei Gelegenheit des Attentates des fanatiſchen Schülers der Jeſuiten, Jean Chabot, ſagte d'Oſſat zum Kardinal-Neveu: „Wenn irgend ein Grund zu ſolcher Mordthat wäre, ſo hätten ihn gewiß die Ketzer aufzuſuchen und auszuführen, da Heinrich ſie verlaſſen und aufgegeben habe; nichts deſto weniger hätten ſie nie dergleichen verübt, weder gegen ihn, noch gegen einen der fünf Könige, ſeiner Vorgänger, welche Schlächtereien auch ihre Majeſtäten gegen die beſagten Hugenotten begangen hätten.“

Die katholiſche Partei jubelte, und ließ Medaillen auf die Vernichtung der Ketzerei ſchlagen und Ludwig dem Großen, dem Vertheidiger der Majeſtät der Kirche und der Könige, eine bronzene Statue im Stadthauſe von Paris ſetzen. — Aber was Ludwig erſtrebte, den Beifall Roms, gewann er nicht. Rom, welches die Bartholomäusnacht freudig begrüßt, Karl IX. beglückwünſcht hatte, ſchwieg zu dieſem Ereigniß, obwohl dadurch ſeine erbittertſte Feindin niedergeworfen war. Es hatte den Zwieſpalt mit Ludwig, der in die Rechte der römiſchen Kirche einzugreifen gewagt hatte, nicht vergeſſen.

Dagegen traf der Widerruf des Edikts die Reformirten wie ein Donnerſchlag, wiewohl ein ſolcher Gewaltſtreich nach dem Vorangegangenen zu erwarten ſtand. Aber die Unglücklichen ſchmeichelten ſich ſtets mit der Hoffnung, daß die Regierung nicht ſo ſehr alles Recht, alle Menſchlichkeit mit Füßen treten würden; zumal ſie in allen Maßregeln und Schritten, die ſie zur Erhaltung ihrer hinſterbenden Freiheit ergriffen und einſchlugen, nach den ihnen gewährleiſteten Rechten nichts Ungeſetzliches finden konnten.

Der Widerruf hob alſo alle Duldung der Reformirten auf; ihre Prediger mußten binnen vierzehn Tagen das Land verlaſſen; nach Ablauf dieſer Friſt wurden die zurückgebliebenen und nicht zur katholiſchen Kirche übergetretenen Diener des Wortes auf die Galeeren geſchickt; den Eltern entriß man ihre Kinder mit Gewalt, ſteckte ſie in ein Kloſter und zwang ſie, die katholiſche Religion anzunehmen. Die Aerzte durften keinem

Kranken mehr Beiſtand leiſten, wenn er nicht den Glauben ſeiner Väter abſchwor; weigerte er ſich, die katholiſchen Sakramente zu empfangen, ſo kam er, wenn er genas, auf die Galeere, ſtarb er, ſo warf man ſeinen Leichnam, ohne Rückſicht auf Geburt und Würde, auf den Schindanger. Paul Chenevix, ein berühmter Rechtsgelehrter, älteſter Rath beim Parlamente zu Metz, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, welcher funfzig Jahre dem Staate mit Auszeichnung gedient hatte, war gegen das Ende des Jahres 1686 geſtorben, ohne daß er die Sakramente der katholiſchen Kirche hatte empfangen wollen; er hatte auf das muthvollſte die Verſprechungen und Drohungen des Biſchofs und des Gouverneurs zurückgewieſen. Seine Feſtigkeit brachte die Eiferer um ſo mehr auf, als ſie ſich von ſeinem Abfall eine große Wirkung auf das Volk verſprechen konnten. Das Landgericht verurtheilte die Leiche zur Schleifung auf den Schindanger; das Parlament dagegen glaubte, durch eine ſo barbariſche Behandlung der Perſon eines ſeiner älteſten Mitglieder, ſich ſelbſt zu entehren, und ließ die Exekution eines Rechtsſpruches, zu welchem man durch die Edikte allerdings autoriſirt worden war, ausſetzen. Ein Befehl des Hofes hob die Friſt auf, und die Leiche des Greiſes wurde nach dem Schindanger geſchleift. Die Reformirten von Metz, auf das Tiefſte über dies ſchmachvolle Verfahren empört, trotzten der Gewalt, nahmen die Leiche fort und beerdigten ſie auf das ehrenvollſte. Ueber vierhundert Perſonen begleiteten den Zug und am Platze ſelbſt ſang man den Pſalm:

Ils ont donné le corps
De tes serviteurs morts
Aux oiseaux pour curée.

Alle Ehen der Reformirten erklärte man für nichtig, ihre Kinder für uneheliche; Keiner durfte ein Teſtament machen, Keiner eine Schenkung ſeines Vermögens ertheilen. Aber das Grauſamſte von allen war das Verbot der Auswanderung bei den härteſten Strafen; und doch war dies das Einzige, was ihnen übrig blieb, um ihr Gewiſſen vor der Sünde des Abfalles zu bewahren. In dieſer Nacht der Zweifel und der Ungewißheit erſchien

Das Edikt von Potsdam 1685, den 29. Oktober alten Styls.

So lange das Edikt von Nantes ſeine Geltung hatte, die Reformirten in ihren Rechten ungekränkt geblieben waren, und ſich von keinem Amte, von keiner Würde ausgeſchloſſen ſahen, ſo lange finden wir ſie auch auf allen Richtungen und Wegen des Forſchens und Strebens des ſich frei bewegenden Geiſtes, und große Männer ſehen wir unter ihnen auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft. Als jedoch jeder Weg zu Amt, Würden und Auszeichnung ihnen verſperrt war, da wandten ſie ſich mit allem Eifer dem Handel und den Manufakturen zu, als denjenigen Zweigen der materiellen Thätigkeit, die durch die dazu erforderlichen Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, ſo wie durch den tiefgreifenden Einfluß in alle bürgerliche Verhältniſſe nicht bloß Reichthum, ſondern auch Anſehen und Bedeutung, und ſomit auch Schutz und Rückſicht, ſelbſt einer despotiſchen Regierung gegenüber, verſchaffen; denn wo Handel und Manufakturen blühen, da finden auch Wiſſenſchaft und Kunſt ihre Pfleger und Beſchützer, da blühen die Gewerbe, da herrſcht allſeitige Thätigkeit, da vermehrt ſich der Nationalreichthum und mit ihm das Wohl des ganzen Volkes. — Dies hatte der große Miniſter Colbert wohl erkannt, und deshalb unterſtützte er auch beſonders die Reformirten, die nicht nur die thätigſten und geſchickteſten Manufakturiſten waren, ſondern ſich auch auszeichneten durch Redlichkeit und Reinheit der Sitten, die durch eine ſtrenge Disciplin ihrer Kirche, welche den Uebertreter ohne Anſehen der Perſon richtete, aufrecht erhalten wurde. Es war alſo nicht der ſchlechteſte Theil der Nation, den der Fanatismus rückſichtslos aus dem Vaterlande in die Fremde trieb.

Kein Fürſt Europas war nun beſſer von dem Charakter und den Vorzügen der Reformirten Frankreichs unterrichtet, als der große Churfürſt; und keiner daher auch mehr im Stande zu beurtheilen, von welchem unberechenbaren Nutzen ſie dem Lande ſein würden, das ſich ihnen als Aſyl öffnete; denn einmal hatte er ſie durch die, ſchon vor dem Widerruf des Edikts in ſeine Staaten Eingewanderten kennen gelernt, und dann hatte er

gerade zu dieſer Zeit einen Geſandten am Hofe zu Verſailles, der durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe, durch ſeine Thätigkeit, ſo wie durch ſeinen Eifer für das Intereſſe ſeines Vaterlandes und ſeiner Religion ganz geeignet war, einem ſolchen Herrn zu dienen, und deſſen Pläne zu unterſtützen. Dies war der Miniſter v. Spannheim, der auch über die franzöſiſchen Zuſtände ununterbrochen fortlaufende Bericht einſandte. So entſtand denn nach den Geboten der chriſtlichen Religion und der Humanität, ſo wie aus Nützlichkeitsgründen das Edikt von Potsdam, das den Reformirten mitten in der Nacht der Trübſale und des Unglücks, wie ein Hoffnungsſtern aus dem fernen Oſten herüberleuchtete, und ſie einlud, ſich in Brandenburg niederzulaſſen.

Da nun dieſes Edikt als die erſte Epoche der Geſchichte der Refugié's — ſo nennt man die franzöſiſchen Flüchtlinge in Brandenburg — und als die Grundlage aller Privilegien, die ſie erhielten, angeſehen werden kann: ſo wollen wir die wichtigſten Beſtimmungen deſſelben hier folgen laſſen; zumal ſich in demſelben der edle, menſchenfreundliche Geiſt des Churfürſten gegen die Verfolgten, wie ſeine Frömmigkeit und Weisheit in dem hellſten Lichte zeigen.

Friedrich Wilhelm, durch Gottes Gnaden Churfürſt von Brandenburg u. ſ. w.

„Da die Verfolgungen und das harte Verfahren, welches man ſeit einiger Zeit in Frankreich gegen die Reformirten ausübt, viele Familien veranlaßt haben, ihr Vaterland zu verlaſſen, und ſich in anderen Ländern nieder zu laſſen: ſo fühlen Wir Uns gedrungen, von einem gerechten Mitleiden für die Unglücklichen erfüllt, welche für das Evangelium und für die reine Lehre, die auch Wir bekennen, ſo harte dulden, ihnen Unſere Staaten als eine ſichere und freie Zufluchtsſtätte zu öffnen, und ſie zugleich mit den Rechten, Freiheiten und Vortheilen, welche ſie in Unſeren Staaten genießen ſollen, bekannt zu machen.

Damit diejenigen, welche ſich in unſeren Staaten niederlaſſen wollen, alle möglichen Erleichterungen auf ihrer Reiſe finden, ſo verweiſen wir ſie an unſere Reſidenten in Amſter-

dam, Hamburg und Frankfurt a. M., welche ſie mit Geld, Päſſen und andern Mitteln verſehen werden, um ihre Reiſe in das Herzogthum Kleve, oder Mark, oder in entferntere Provinzen Unſeres Landes fortſetzen zu können.

Da die genannten Provinzen nicht nur mit allen zum Leben nöthigen Dingen verſehen, ſondern auch für Manufakturen, Land- und Seehandel geeignet ſind, ſo mögen ſie in den Landen Cleve, Mark, Ravensberg oder in Magdeburg, Halberſtadt, Brandenburg und Pommern die ihnen geeignet ſcheinenden Städte, im Herzogthum Preußen aber Königsberg zu ihrem Aufenthalt wählen; überall werden ſie aber gut aufgenommen, und mit allem zu ihrer Niederlaſſung Nothwendigen verſehen werden.

Alle Güter, Meubel, Waaren und Lebensmittel, welche ſie mit ſich führen, ſollen beim Eintritt in Unſere Staaten von jeder Abgabe oder Auflage, ſie möge einen Namen haben, welchen ſie wolle, befreit ſein.

Im Fall in den Städten, Flecken und Dörfern ſich Gebäude, verfallene, leere oder verlaſſene, finden, welche die zeitigen Eigenthümer nicht fähig ſind in gutem Stande zu erhalten, ſo ſollen ſie den daſelbſt ſich niederlaſſenden Refugié's übergeben werden, und ihnen und ihren Erben als Eigenthum gehören; wogegen Wir es übernehmen, die früheren Beſitzer zu entſchädigen, und ſprechen ſie von allen ihren Verbindlichkeiten los.

Ferner wollen Wir, daß ihnen alle Arten von Baumaterialien zur Wiederherſtellung der ihnen übergebenen Gebäude geliefert werden, und daß ſie von allen Abgaben und Dienſtleiſtungen, mit Ausnahme des Verbrauchsrechtes, auf ſechs Jahre befreit bleiben.

In allen Städten oder Orten, wo ſich geeignete Bauplätze finden, ſollen dieſe, mit den dazu gehörigen Gärten, Wieſen und Weilern den Einwanderern übergeben, das nöthige Baumaterial ihnen geliefert und eine Abgabefreiheit auf zehn Jahre ihnen bewilligt werden.

Sobald ſich die Einwanderer in einer Stadt oder einem Flecken Unſeres Staates niedergelaſſen haben, ſo ſoll ihnen

das Bürgerrecht ertheilt werden, und ihnen der Zutritt in irgend eine Corporation mit allen Rechten und Freiheiten, deren die Corporation genießt, gestattet sein, ohne daß sie dafür etwas zu entrichten haben, oder dem Heimatsrechte unterworfen sind.

Alle diejenigen, welche eine Fabrik oder Manufaktur irgend welcher Art errichten wollen, sollen nicht nur alle Privilegien und Freiheiten, welche sie wünschen können, genießen, sondern sie sollen auch mit den nöthigen Geldmitteln und andern Zurüstungen, die sie für nöthig erachten, unterstützt werden.

Den Landleuten und Anderen, die sich auf dem Lande niederlassen wollen, sollen Ländereien zur Urbarmachung überwiesen werden, wie Wir dies früher bei den Schweizern gethan, die sich in unsern Staaten niedergelassen haben.

In Rücksicht auf die Rechtspflege sollen die Refugié's bei Streitigkeiten unter sich, einen Schiedsrichter sich aus ihrer Mitte wählen; bei Streitigkeiten zwischen Deutschen und Franzosen aber soll das Urtheil durch den Magistrat der Stadt, in Verbindung mit einem Franzosen, gefällt werden.

Für die Ausübung des Gottesdienstes, den sie nach ihrer Gewohnheit abhalten können, werden wir in jeder Stadt einen Prediger unterhalten, und ihnen den Ort, wo die religiöse Feier Statt finden soll, anweisen lassen.

Denjenigen vom französischen Adel, die sich jetzt und künftig in Unsere Staaten niederlassen wollen, sollen, wie ihre schon früher eingewanderten Standesgenossen zu allen Stellen, wozu sie die Fähigkeiten haben, zugelassen werden, und wenn sie Lehns- oder andere Güter erwerben, so sollen sie alle die Freiheiten und Vorrechte genießen, wie der Adel des Landes.

Alle die Rechte und Freiheiten, die Wir hiermit bewilligen, sollen nicht nur diejenigen genießen, welche nach der Bekanntmachung dieses Ediktes in unsere Staaten eingewandert sind, sondern auch diejenigen, die sich vorher hier niedergelassen haben, vorausgesetzt, daß sie der Religion wegen aus Frankreich ausgewandert sind.

In allen Unſeren Landestheilen werden wir Commiſſarien einſetzen, an welche die Refugié's nicht nur im Anfange ihrer Niederlaſſung, ſondern auch ſpäter, nach ihren Bedürfniſſen, ſich zu wenden haben, und von welchen ſie in Schutz genommen, und in allen ihren Rechten und Privilegien erhalten werden ſollen.

Gegeben zu Potsdam, am 29. Oktober 1685.

Friedrich Wilhelm.

Dies Edikt iſt unter allen öffentlichen Staatshandlungen Friedrich Wilhelm's diejenige, die ihn in den Jahrbüchern der Geſchichte mehr, als alle anderen verherrlicht, ihn uns als einen Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes ehrwürdig macht, und um ſo mehr, als ihn keine eigennützige Abſichten, keine politiſche Berechnungen dabei geleitet haben; denn ſonſt wäre er wohl vorſichtiger gegen Ludwig XIV. aufgetreten, deſſen Verbündeter er überdies war. Auch iſt es bekannt, wie ernſte Vorſtellungen er dem Hofe von Verſailles über das Gewaltthätige des Verfahrens und über die daraus für das Land entſpringenden nachtheiligen Folgen gemacht hat. Als man aber mit Stolz und Geringſchätzung antwortete, fortfuhr die Reformirten zu drücken und endlich das ſie ſchützende Edikt vernichtete, da erſt trat er für das gekränkte Recht mit dem Muthe, den nur das Bewußtſein einer edlen That giebt, gegen den ſelbſtſüchtigen Herrſcher mit dem Edikt von Potsdam in der Hand in die Schranken, und wies zugleich die ungerechten Vorwürfe, er verführe die Unterthanen des Königs von Frankreich zum Abfall und zur Auswanderung, mit Entſchiedenheit zurück.

Ungeachtet aller Vorſicht der franzöſiſchen Regierung, und trotz dem, daß ſie das Edikt ein untergeſchobenes, von dem Churfürſten gar nicht ausgegangenes nannte, ſo wurde es dennoch in ganz Frankreich verbreitet, und geglaubt, und trug nicht wenig zur Erhöhung des Muthes, zur Vermehrung der Auswanderungsverſuche bei.

Die Auswanderung.

Durch den Widerruf des Edikts hatten alſo die Reformirten ihre bürgerliche und kirchliche Exiſtenz verloren, oder ſie mußten, um dies erſtere zu retten, die letztere aufgeben und Katholiken, d. h. Heuchler werden; denn auswandern, wie wir geſehen haben, durften und konnten ſie kaum, weil überall die Grenzen, die Ausgänge auf das Schärfſte beſetzt, und bewacht wurden, um die Abziehenden zu greifen und in die *Gefängniſſe* zur Beſtrafung abzuliefern. Eine ſolche Härte hatte man *nicht* einmal gegen die Juden, hatte ſelbſt Ferdinand der Katholiſche nicht gegen die Mauren in Spanien beobachtet und innegehalten.

Aber gerade dieſe Gewaltthaten brachten auch hier die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Milde und Schonung hätten der Auswanderung Einhalt zu thun vermocht, nicht aber rohe Gewalt! denn in den Verfolgten und Gepeinigten erwachte nun jene aufopferungsfähige Begeiſterung, die zwar nicht wie einſt den Vätern, ihnen das Schwert in die Hand gab, um für den Glauben zu kämpfen, aber doch den Muth ihnen verlieh, was wir noch höher achten, um für denſelben Alles zu dulden und zu wagen, die ſie befähigte, lieber das leibliche als das ewige Wohl zu opfern, eher Gott als den Menſchen zu gehorchen. „Verlaſſen wir," riefen ſie, „verlaſſen wir Hab und Gut und Vaterland, deſſen Kinder wir nicht mehr ſind; dort in der Ferne winkt uns eine zweite Heimat, ziehen wir ihr zu!" Und zu Hunderten und Tauſenden erhoben ſich die Glaubenstreuen. Viele wurden zwar von ihren falſchen Führern ermordet und ihrer Güter beraubt; Viele von den Soldaten im Widerſtande erſchlagen; Unzählige ergriffen und in die Gefängniſſe und von dort auf die Galeeren, oder wohl gar nach Amerika in die Colonieen, um hier Sclavendienſte zu verrichten, geſchickt. Aber all dies Unglück ſchreckte ſie nicht! Neue Schaaren erhoben ſich und überall wurden die Schranken der Gewalt durchbrochen, und wo die Macht fehlte, da half die Liſt; — Frankreich verlor achthunderttauſend ſeiner fleißigſten und beſten Kinder.

Das Verbot der Auswanderung traf jedoch nicht die Geiſt-
en, die man mit Recht als die Stützen der Kirchen anſah,
o die man als die Häupter, wenn man die Heerde vernichten
llte, entfernen mußte, deßhalb der Befehl, innerhalb vierzehn
ge das Land zu verlaſſen, oder der Galeerenſtrafe gewärtig
ſein. Das war ein grauſamer Vorzug! denn ſein Vaterland,
ı Haus, ſeine Güter, ſeine Freunde, ſeine Nächſten, kurz,
les verlaſſen, was dem Menſchen das Leben lieb und werth
acht; weder ſeine Kinder, wenn ſie das Alter von ſieben
ihren erreicht hatten, mitnehmen dürfen, ſich den Gefahren
er weiten Reiſe, von Alter oder Krankheit geſchwächt, aus-
en, einem weiten ungewiſſen Ziele entgegen gehen müſſen:
s erforderte einen Muth, den nur die innigſte Ueberzeugung
n der Wahrheit ſeines Glaubens geben kann. Dieſe Grau-
nkeit wurde aber dadurch erhöht, daß man ihnen allerlei
hwierigkeiten in den Weg zu legen ſuchte; beſonders mit der
theilung von Päſſen in der geſtellten Friſt zögerte.

Mehr als ſechshundert Geiſtliche verließen das Vaterland,
b. begaben ſich entweder nach der Schweiz, nach Holland,
er nach England. Auch nach Brandenburg gingen viele,
ter ihnen auch mehrere aus Metz, von denen zwei durch ihr
hes Alter faſt kindiſch geworden waren. Man verwandte
h bei Louvois für ſie. „Sind ſie ſchwachſinnig, ſo mögen
bleiben; wofern ſie aber nur einen geringen Funken von
rſtand zeigen, ſo wandern ſie aus,“ erwiderte er in ſeiner
ſken Weiſe. — Sie wanderten aus! Aber ſo viele Geiſt-
je auch auswanderten, ſo blieben doch auch Viele, ungeachtet
großen Gefahren, zurück, und bildeten „die Kirchen der
ſte;“ darunter verſtand man die an den ödeſten Orten ge-
tenen kirchlichen Verſammlungen, die nicht ſelten der Schau-
tz blutiger Auftritte wurden. Sie erhielten ſich bis zur
volution. — Dieſer Trotz, ſo nannte es die Regierung, rief
s furchtbare Dekret von 1686 hervor, nach welchem die
aleerenſtrafe in die Todesſtrafe für die widerſpenſtigen Geiſt-
jen verwandelt, und auf ihren Kopf oft ein Preis von
00 Livres geſetzt wurde. Jedem aber, der ihnen Unterſtützung
gedeihen laſſen würde, traf Galeerenſtrafe und Confiscation

der Güter; was indeſſen manchen edlen Katholiken nicht hinderte, Chriſti Gebote zu erfüllen.

Nur ſehr wenigen Reformirten, und nur Perſonen von hohem Range und großen Verdienſten, wurde die Erlaubniß ihr Vaterland verlaſſen zu dürfen. So unter andern dem Admiral du Quesne und dem Marſchall von Schomberg.

Du Quesne war, als das Edikt aufgehoben wurde, ein Greis von achtzig Jahren, und doch fürchtete Ludwig einen Mann zu verlieren, der nicht geringen Antheil an dem Glanz ſeiner Regierung hatte; er erſuchte ihn daher zu wiederholten Malen, ſeine Religion zu wechſeln, für welche Gefälligkeit der König ihm den Marſchallsſtab verſprach. Aber der greiſe Held zeigte auf ſein Haupt mit den Worten: „Sire, während ſechzig Jahre habe ich dem Caeſar gegeben, was ich dem Caeſar ſchulde, erlaubet, daß ich jetzt Gott gebe, was ich Gott ſchulde.“ Hierauf wandte ſich der König von ihm ab und ſagte: „Iſt dieſer Mann ein Narr? will er etwa dem Kaiſer dienen? Man beunruhigte ihn weiter nicht, und er blieb und ſtarb in Frankreich, aber ſeine Leiche ward den Seinigen nicht ausgeliefert.

Ebenſo wenig durfte man hoffen, den Marſchall v. Schomberg zu gewinnen, der ſchon früher und ehe er zum Marſchall erhoben worden war, Proben der Anhänglichkeit an die reformirte Kirche gegeben hatte; denn als ihm Ludwig XIV. ebenfalls den Marſchallſtab unter der Bedingung anbot, daß er ſeine Religion wechſeln ſollte, antwortete er, daß dieſe ihm theurer als Alles wäre, und daß, wenn ſie ihn hinderte, zu einer ſolchen Würde emporzuſteigen, es ihm genug wäre, von dem Könige derſelben würdig erachtet zu ſein. Als der große Türenne 1675 ſtarb, war Schomberg der einzige, der ihn erſetzen konnte und ſo wurde er Marſchall von Frankreich, ohne ſein Gewiſſen durch Abfall beſchwert zu haben. Beim Widerruf des Ediktes bewilligte man ihm die Freiheit, Frankreich verlaſſen zu dürfen. Er begab ſich mit einigen Officieren nach Portugal, wo er das kurz vorher auf den Thron gelangte Haus Braganza befeſtigte. Von der Inquiſition auch hier vertrieben, ging er nach Holland, nnd nahm an der großen Re-

lution in England 1688, die Jakob II. den Thron koſtete, d Wilhelm v. Oranien zum Könige von England machte, thätigen Antheil, daß man von ihm ſagte, er ließe Könige f den Thron hinauf- und herabſteigen. In der Folgezeit den wir ihn in Brandenburg.

Auch der Marquis v. Ruvigny erhielt durch das Wohl- llen des Königs und die Gunſt der Miniſter die Erlaubniß, it ſeiner Familie auszuwandern. Er ging nach England, ard von Wilhelm III. zum Grafen v. Galloway und zum eneralliеutnant erhoben, und befehligte als ſolcher 1695 in talien gegen Frankreich. Hieran ſchließt ſich noch die Prin- ſſinn v. Tarente, Amalie von Heſſen, deren Gemahl dem itten des Hofes nachgebend, zur katholiſchen Kirche zurück- treten war. Nach dem Tode des Prinzen und dem Widerruf s Edikts begab ſie ſich mit der Erlaubniß des Königs nach eutſchland, und wählte Frankfurt a. M. zu ihrem Aufenthalte. ier erwarb ſie ſich durch die Wohlthaten, die ſie den durch- ehenden Waldenſern und den Refugié's zufließen ließ, die lgemeine Hochachtung und Liebe. Sie ſtarb daſelbſt im ahre 1693.

Die Prediger und dieſe wenigen Perſonen waren alſo die nzigen, denen man die Auswanderung entweder gebot, oder eſtattete, allen übrigen Reformirten war ſie, wie wir ſchon ben bemerkt, unter den ſtrengſten Strafen verboten, und alle Maßregeln waren getroffen, um jeden Verſuch zu vereiteln. Doch fanden die in ihrem Glauben verhöhnten und in ihren echten verletzten Reformirten überall Weg und Steg, um ſich r Gewalt zu entziehen. Und wenn wir nun nicht wegen s beſchränkten Umfanges dieſes Werkchens, eine in's Einzelne ngehende Geſchichte der Fluchtverſuche zu geben vermögen, ſo ollen wir doch verſuchen, ſie in ihren Hauptzügen darzuſtellen; nmal, weil ſie euch, den Nachkommen der Flüchtlinge, zeigen, as die Väter geopfert und gewagt haben, um für ſich und ich die theure Glaubensfreiheit zu gewinnen, und dann, um a euch die Glaubensfeſtigkeit nnd den Glaubensmuth eurer Vorfahren zu wecken, zu ſtärken und zu erhalten.

Ueberall ſah man nur Flucht, nnd in kurzer Zeit waren

Dörfer, Städte, ja faſt ganze Kirchſpiele von Einwohnern meiſt entblößt und Einöden ähnlich; faſt aller Verkehr, Handel, Gewerbe und Ackerbau geriethen in's Stocken. Zwar wurden viele Flüchtlinge ergriffen, weil überall, in Städten und Dörfern, an Flüſſen und Bächen Wachen aufgeſtellt waren, die jeden Durch- oder Hinüberziehenden ſcharf beobachteten und examinirten und deren Wachſamkeit um ſo größer war, als ihre Belohnung ſich nach der Maſſe der Ergriffenen richtete, ſelbſt die Landleute zwang man ihre Arbeit einzuſtellen, gab ihnen Waffen in die Hand, um die Flüchtlinge verfolgen zu helfen, wofür man ihnen erlaubte, die Gefangenen auszuplündern, was nicht verfehlte, aus dem friedlichen Landmann, einen unerbittlichen, grauſamen Räuber zu machen. Da die Flucht zu Lande faſt unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, ſo erwählten Viele, wenn ſie nicht zu fern der Küſte waren, die Meerſeite, weil es ganz unmöglich war, eine ſo ausgedehnte Küſte, wie Frankreich ſie hat, zu überwachen. Aber auch hier waren die Hinderniſſe und Gefahren nicht viel geringer als dort; denn die Schiffe wurden auf das Strengſte unterſucht, ja man machte ſogar, wie erzählt wird, eine Compoſition, welche angezündet, giftige Dämpfe entwickelte und womit man die Schlupfwinkel ausräucherte, ſo daß die darin Verſteckten den gewiſſen Tod einathmeten. Außerdem war auch die Untreue derjenigen, welchen ſie ſich nothwendig anvertrauen mußten, ſehr zu fürchten, und in der That ſollen diejenigen, welche ihre Zuflucht zu katholiſchen Engländern oder Irländern nahmen, häufig verrathen und ausgeliefert worden ſein, wodurch ſie nicht nur den Preis ihrer Freiheit, ſondern auch dieſe eingebüßt haben. Nicht ſelten geſchah es, daß die franzöſiſchen Soldaten über die Grenzen hinaus ſchweiften, und manchen Unglücklichen, der ſich ſchon in Sicherheit wähnte, ſich glücklich pries, gerettet zu ſein, wieder zurück ſchleppten.

Aber alle dieſe Schwierigkeiten und Gefahren verhinderten nicht, daß nicht ebenſoviel auswanderten, als man gefangen nahm. Diejenigen, welche zu Schiffe die Flucht verſuchten, verbargen ſich unter Waarenballen und Kohlenhaufen, oder krochen in leere Fäſſer, die unter andern mit Wein, Brannt-

wein, oder Oel gefüllten, lagen, und welche keine andere Oeffnung, als das Spundloch hatten; noch Andere verbargen ſich in Löcher und Höhlen an den Küſten, wo ſie, Männer, Weiber, Kinder, Alte, Kranke und Schwache, auf einander gehäuft oft wochenlang harren mußten, bis ein günſtiger Wind wehte und das Zeichen zur Einſchiffung gegeben werden konnte. Aber mit der größten Standhaftigkeit und Ergebung in Gottes Rathſchluß ertrugen ſie alle Unbequemlichkeiten und Qualen, welche die Stille, die Finſterniß, die erſtickende Luft in ihren Schlupfwinkeln — nur in beſtimmten Stunden in der Nacht konnten ſie dieſe verlaſſen, — häufiger Mangel an Nahrungsmitteln, und die ſtete Furcht entdeckt zu werden, ihnen bereiteten. Wieder andere wagten auf kleinen Barken die Ueberfahrt nach England, wie der Graf v. Marancè, der mit ſeiner Frau und noch vierzig Perſonen auf einem kleinen Schiffe von ſieben Tonnen, ohne Mundvorrath, ohne Hoffnung auf Unterſtützung und in einer ſtürmiſchen und rauhen Jahreszeit die Ueberfahrt unternahm. Dieſe war ſchwer; denn lange trieben ſie auf dem Meere umher, ohne etwas anderes zu ihrer Erquickung zu haben als ein wenig geſchmolzenen Schnee's, womit ſie ſich und ihren Säuglingen die Lippen befeuchteten, um den brennenden Durſt zu ſtillen. Halb todt landeten ſie auf Englands Küſte, aber ſie waren gerettet. — Doch nicht Allen glückte es, die auf den Schiffen ſich ſchon gerettet wähnten, das Ufer, das ihnen Freiheit zuwinkte, zu erreichen! — Manche Schiffe wurden von Korſaren genommen und die Flüchtlinge nach Algier auf die Sklavenmärkte gebracht, um für die gerettete Glaubensfreiheit die Sklavenketten einzutauſchen; Andere trieb der Sturm an die ſpaniſchen und portugieſiſchen Küſten, wo die Auswanderer verhaftet und der Inquiſition übergeben wurden; wieder Andere ſind wahrſcheinlich gänzlich von den Wellen verſchlungen worden, denn man hat nie wieder etwas von ihnen vernommen.

Da die Schwierigkeiten und Gefahren, nach der Landſeite hin die Auswanderung zu bewirken, noch größer ſchienen, ſo waren auch hier die Verſuche, ſich der Wachſamkeit der Späher zu entziehen, unter den verſchiedenſten Verkleidungen mannigfaltiger und ſinnreicher: einige ahmten den Katholiken nach, indem ſie mit

katholiſchen Spielereien, Roſenkränzen u. ſ. w. beladen, und mit Beſcheinigungen eines Geiſtlichen verſehen, im Lande handelnd umherzogen, bis ſie in einem günſtigen Augenblick glücklich über die Grenze ſchlüpften; Andere, welche die Grenze glücklich erreicht hatten, kleideten ſich höchſt elegant in Spaziergänger um, nahmen ein Stöckchen in die Hand, und wanderten, durch die Wachen unangefochten in's Nachbarland; Viele verkleideten ſich als Couriere, oder als Jäger, oder als Bauern, und Viehtreiber oder als Laſtträger, indem ſie einen Karren vor ſich her ſchoben oder Dünger auf einer Trage nach einem entfernten Felde und außer dem Bereich der Wachen trugen; Manche nahmen auch die Namen von Soldaten an, die in die Lager nach den Niederlanden und nach Deutſchland zogen, oder ſie verkleideten ſich als Bediente, oder auch wohl als Kaufleute, die in's Ausland, ausgebrochener Banquerutte, oder anderer Regulirungen wegen, reiſen mußten; oft ſah man auch einen wohlbeleibten Bauer, der als Führer diente, auf einem ſtattlichen Roſſe, und reich gekleidet, als vornehmen Herren daherziehen, während der Edelmann neben dem Pferde herlief, den Mantelſack trug, ihn bei Tiſche bediente, in der Küche aß, im Stall ſchlief und die Pferde ſtriegelte.

Einen ebenſo hohen, ja, noch einen höheren heroiſchen Muth zeigten die Frauen, die als ſolche bei Weitem mehr Gefahren ausgeſetzt waren, und die bei der ſchwächeren Leibesbeſchaffenheit auch leichter den Anſtrengungen unterliegen mußten, aber geſtärkt und ermuthigt durch den Glauben, machten ſie das Unmöglichſcheinende möglich und ſo erblickte man Frauen von Stande, im Alter von ſechzig und ſiebzig Jahren, und junge Mädchen, die beide früher kaum einen Fuß auf die Erde geſetzt hatten, und in einer Kleidung, die gar nicht zum Reiſen eingerichtet war, zu Fuße und auf beſchwerlichen Pfaden, oft einen Weg von achtzig bis hundert Stunden, durch fremde und öde Gegenden, durch Wälder und gefährliche Sümpfe, umgeben von wilden, verdächtigen Männern, zurücklegen. Viel der flüchtigen Frauen entſtellten ſich das Geſicht, verkleideten ſich als Kammerjungfern, als Händlerinnen, als Laquaien, oder gaben ſich als Frauen ihrer Führer aus oder ſtellten ſich lahm oder

närriſch. Auch als Bettler verkleidet zogen Männer, Frauen und Kinder über die Grenzen; nichts blieb unverſucht, die Wächter zu täuſchen.

Es kann überraſchen, daß ungeachtet der großen Wachſamkeit der Regierung, dennoch eine ſo bedeutende Zahl von Flüchtlingen glücklich die Grenzen überſchritten; aber eines Theiles waren die Diener der Gewalt, die Land- und Seeoffiziere, ſo wie die Intendanten der Provinzen dem Einfluß des Geldes nicht unzugänglich — Manchen koſtete ſeine Freiheit vier-, ſechs- bis achttauſend Livres —; andern Theiles fanden die Verfolgten bei Vielen ihrer katholiſchen Mitbrüdern innige Theilnahme und aufopfernde Liebe. Denn nicht genug, daß dieſe die Flüchtlinge verbargen und weiter beförderten, ſondern ſie nahmen auch ihre Güter in Verwahrſam und ſandten ihnen den Erlös ſpäter, entweder in baarem Gelde, oder in Waaren in das Land ihrer Zuflucht nach, Liebeszeichen, die um ſo höher anzuſchlagen ſind, als ihre Aeußerungen die größten Strafen — Confiscation der Güter und Gefängniß — nach ſich zogen.

III. Buch.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung der Refugié's in Brandenburg, und Einfluß derſelben auf das Land. 1685 — 1852.

Erſtes Capitel.

Die Einwanderung, Verbreitung und Entwickelung.

Friedrich Wilhelm der Große. 1685—1688.

Da ſtanden nun die Hunderttauſende von Flüchtlingen, jenſeit der Grenzen ihres alten Vaterlandes, außer dem Bereiche ihrer Verfolger, voll Dank erfüllt gegen Gott, ihren Retter, und voll Freude über ihre Errettung. Vielen Gefahren, dem Gefängniſſe, den Galeeren, dem Tode vielleicht waren ſie glücklich entgangen. Aber bald wich dieſes Freudengefühl der Traurigkeit, der Niedergeſchlagenheit und der gegründetſten Furcht vor der Zukunft. Wer verließe auch wohl, freiwillig oder gezwungen, ſein Vaterland, und ſendete nicht ſelbſt dann noch, wenn ihm auch die glänzenſten Verhältniſſe in ſeiner neuen Heimat winkten, ſehnſüchtige Blicke nach demſelben zurück, nach dem Lande ſeiner Geburt, an welches er mit tauſend Fäden gebunden iſt? — Und gewaltſam hatten die Unglücklichen alle Bande zerreißen müſſen! denn Viele waren gezwungen worden, theils durch die Regierung, theils durch die Macht der eiſernen Nothwendigkeit, ihre Frauen, ihre Kinder, die ſie vielleicht nie wieder ſehen ſollten, zurückzulaſſen; Viele hatten ihr Vermögen,

wenigſtens den größten Theil deſſelben, verloren; die Meiſten waren von Allem entblößt; denn das Wenige, das ſie gerettet, hatte die Reiſe verzehrt. Welche Zukunft ſtand ihnen daher bevor? Dieſer Gedanke drängte ſich Allen unabweisbar auf, und mußte, wie groß auch ihre Zuverſicht war, wie ſtark auch ihr Glauben, wie aufrichtig auch ihre Freude über die gerettete Gewiſſensfreiheit war, entmuthigend auf ſie wirken. Jedoch wer des Glaubens wegen Alles verlaſſen kann, der findet auch Troſt und Hülfe in dem Glauben! und „der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, ſein Name ſei gelobt,“ ſprach der fromme Hiob, und ſo ſprachen auch ſie, und mit Vertrauen, wiewohl nicht ohne Herzensbangigkeit, ſetzten ſie ihren Wanderſtab weiter.

Die größere Zahl der Auswanderer, und unter ihnen die Wohlhabendſten, begaben ſich nach England oder nach Holland, weil ſie mit dieſen Ländern in vielfacher Verbindung ſtanden, hier am erſten eine ſichere Exiſtenz zu finden die Ausſicht hatten, und auch wegen der geringen Entfernung leichter dahin gelangen konnten; wenigſtens von gewiſſen Punkten aus.

Viele indeſſen wanderten auch nach der Schweiz oder in die proteſtantiſch deutſchen Länder, insbeſondere aber in Brandenburg ein, wo, wie in keinem andern Lande, für ihre Aufnahme geſorgt worden war. In den Maßregeln, welche Friedrich Wilhelm ergriff, um die Flüchtlinge nach ihren Bedürfniſſen und Vortheilen unterzubringen, erſcheint er uns als ein eben ſo großer, wie humaner und wohldenkender Fürſt; denn nicht nur hatte er ihnen Frankfurt a. M., Amſterdam und Hamburg als die allgemeinen Sammelplätze anweiſen, und hier für ihre weitere Reiſe Sorge tragen laſſen, ſondern er war auch darauf bedacht geweſen, daß ſie von allen Fürſten, durch deren Länder ihre Reiſe ging, auf das Zuvorkommenſte weiter befördert wurden, und daß ſie von dem Augenblick an, wo ſie die brandenburgiſchen Grenzen betraten, von beſonders dazu ernannten Commiſſarien in Empfang genommen und mit Allem verſehen wurden, was ſie bis an den Ort ihrer künftigen Niederlaſſung bedurften, wobei ihnen frei ſtand, dieſen, nach ihrem Ermeſſen, zu wählen. Zur Befriedigung ihrer täglichen

Bedürfniſſe wurden den Unbemittelten zwei Groſchen auf den Tag ausgezahlt, ein für die heutige Zeit allerdings ſehr geringer Zehrpfennig, aber für damals reichte er vollkommen aus, was aus dem Folgenden zu erſehen iſt, eben ſo, wie ſich die Lebensbedürfniſſe in den laufenden Jahrhunderten vertheuert haben.

Eine Familie von fünf Perſonen brauchte jährlich für die erſten Lebensbedürfniſſe:

Im Jahre	1500	—	5	Thlr.	5	Sgr.	8	Pf.
" "	1550	—	33	"	3	"	4	"
" "	1600	—	63	"	3	"	4	"
" "	1650	—	82	"	1	"	4	"
" "	1700	—	123	"	3	"	4	"
" "	1750	—	150	"	—	"	—	"

Die Magiſtrate aller Orte, durch welche die Ankömmlinge zogen, hatten die gemeſſenſten Befehle, ſie auf das Beſte zu empfangen, ſo daß ihre Ankunft weniger einer Flucht, denn einem Empfange längſt erwarteter Gäſte glich. Allerdings fanden einzelne Ausnahmen Statt; aber wurden ſie an manchen Orten nicht mit der Freundlichkeit und Theilnahme empfangen, wie es ihre Lage und die Pflicht der Menſchlichkeit forderte; ſo muß man dies der rohen Sitte der Zeit, dem Nationalhaſſe, der zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen durch die vielen Kriege hervorgerufen worden war, und dem Sektenhaſſe, der zwiſchen den Reformirten und Lutheranern herrſchte, zuſchreiben; auch mochten Mißgunſt und Neid einen nicht geringen Antheil daran haben.

Die große Sorgfalt, mit welcher der Churfürſt alles für den Empfang ſeiner neuen Unterthanen vorbereitete, die Vortheile und Vorzüge, die er ihnen gewähren wollte, und auch wirklich ihnen zu Theil werden ließ, könnten als ungerecht, den Landeseinwohnern gegenüber, angeſehen werden; aber Friedrich Wilhelm kannte das menſchliche Herz, und er wußte recht gut, daß Niemand ſein Vaterland ſo leicht vergeſſen kann, und daß namentlich die Franzoſen, die plötzlich aus ihrer ſchönen Heimat nach dem nördlichen Deutſchland, einem Lande, wo Ackerbau, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften kaum erſt

wieder anfingen, einige Lebenszeichen von ſich zu geben, verſetzt wurden, ſich unglücklich fühlen mußten, wenn nicht alles aufgeboten wurde, ſie durch Vortheile allerlei Art zu feſſeln, Vortheile, die der Churfürſt allerdings ſeinen eigenen Unterthanen nicht gewähren konnte.

Und ſollte überhaupt die Einwanderung ſeinem Lande zum Nutzen gereichen, ſo mußte er möglichſt viel Refugié's in's Land zu ziehen ſuchen; — wollte er dies aber, ſo durfte er auch nicht bei halben Maßregeln ſtehen bleiben, und nur unvollkommene Unterſtützungen gewähren; die gegebenen Verſprechungen mußten pünktlich erfüllt werden; der kleinſte Bruch hätte die Nachfolgenden leicht verſcheucht, und ſie nach England oder Holland getrieben. Aus eben dem Grunde wurden die Coloniſten nicht im Lande vereinzelt und zerſtreut, ſondern in möglichſt großen Colonieen zuſammen gehalten, wie zu Berlin, Magdeburg, Prenzlow, Brandenburg, Frankfurt, Lippſtadt, Cleve, Weſel u. ſ. w., und auf dem Lande zu Gramzow, Chorin, Zechlin, Mühlenbeck und viele andere. So blieben ſie von ihren Genoſſen umgeben, ſo hörten ſie, was dem Menſchen das Theuerſte iſt und bleibt, täglich und ſtündlich die Klänge ihrer Mutterſprache; ſo ſahen ſie ſich in ihren Gewohnheiten nicht beſchränkt, in ihren Sitten und Gebräuchen nicht beeinträchtigt; ſie blieben in Kleidung, Sprache und Lebensweiſe, was ſie waren, Franzoſen, bis die Zeit dies allmälig anders geſtaltete. Aus eben den Gründen erhielten ſie auch ihre eigenen Conſiſtorien und Gerichtshöfe, wie ſie dieſe in Frankreich gehabt hatten, und in derſelben Verfaſſung, nur daß Friedrich Wilhelm ſich die oberſte Leitung vorbehielt. Natürlich, daß alle die Einrichtungen nur allmälig in's Leben traten, und erſt unter den folgenden Regierungen eine feſte Form bekamen.

So vortrefflich alle dieſe Anordnungen und Einrichtungen waren, ſo würden ſie doch nicht vermocht haben, die Refugié's für die Dauer zu feſſeln. Wollte der Churfürſt dies erreichen, ſollten ſie aufrichtige Liebe für ihr neues Vaterland hegen: ſo mußte ihnen vor allen Dingen eine ſichere Exiſtenz geſchaffen werden; und wie der Fürſt auch hierin ſein Wort

löſete, das zeigt ihn uns in ſeiner ganzen ſchöpferiſchen Größe.

Aber welche Mittel und Kräfte erforderte dies, und wie geringe ſtanden dem Churfürſten zu Gebote? Allerdings kam ihm die Lage und der Zuſtand des Landes auf der einen Seite ſehr zu Hülfe; denn viele Gegenden waren faſt von Einwohnern entblößt, große Strecken Landes lagen wüſte und herrenlos da; auf der andern trat ihm aber gerade dieſer Umſtand in der Verwirklichung ſeiner Pläne hemmend entgegen; denn die Einkünfte wurden dadurch ungemein geſchmälert, und Geld war doch vor allen Dingen nöthig!

Die Einwanderung ſelbſt hatte ſchon bedeutende Summen in Anſpruch genommen, noch größere erforderte die eigentliche Niederlaſſung. Wie ſollte er die Erwartungen und Hoffnungen ſo vieler Tauſende jedes Ranges und Standes befriedigen? Wie nach ihren Talenten, Fähigkeiten und nach ihrer Induſtrie ſie anſtellen, damit all' dieſe Kräfte für das Land nicht unnütz verſchwendet würden, oder ungenützt liegen blieben? Rieſengroß thürmten ſich hier die Schwierigkeiten auf, aber Friedrich Wilhelm's raſtlos thätiger Geiſt überwand ſie alle. Wer ihm mit Aufmerkſamkeit auf dieſem Wege folgt, der wird mit Ehrfurcht und Bewunderung ſeinen Namen nennen, der wird ſich ſagen müſſen, daß er, wie Wenige, den Namen eines Großen, den ihn auch wohl Niemand ſtreitig machen kann und wird, verdient. Hier war zu ſorgen für Militair- und Civilperſonen, für Gelehrte, Künſtler, Kaufleute, Manufakturiſten, Ackerbauer und für eine große Zahl jener Unglücklichen, die, alt und ſchwach, ohne Hülfsmittel waren.

Mancherlei Vorſchläge wurden zur Erlangung von Geldmitteln gemacht, unter andern auch der, den Landeseinwohnern eine leichte Abgabe aufzuerlegen. Mit Recht verwarf der Churfürſt dieſes Mittel, welches leicht Mißſtimmung gegen die fremden Gäſte, die an manchen Orten eben nicht ſehr gern geſehen waren, erregen konnte; deßhalb zog der Churfürſt es vor, den Weg freiwilliger Beiträge einzuſchlagen; und wandte ſich in einem Circular, in welchem er mit väterlichen Worten, und mit eindringlicher Wärme für die Hülfsbedürftigen bat, an

ie Provinzen und an einige deutſche Staaten, von welchen ezteren jedoch nur Hamburg eine Summe von 700 Thlr. eiſteuerte; im Lande ſelbſt betrug die Collecte 13,000 Thlr. Dieſe Summe genügte zwar nicht den Anforderungen, doch ulf ſie den nothwendigſten Bedürfniſſen des Augenblickes ab; ich brachten die Refugié's innerhalb dreier Jahre gegen hunerttauſend Thaler zuſammen, die ſie dem Churfürſten gegen ute Zinſen überließen, und wodurch er in den Stand geſetzt urde, denjenigen, die ſich durch Talent und gewerbliche Geſchicklichkeit auszeichneten, zu ihren Unternehmungen anſehnliche orſchüſſe zu gewähren. Hierdurch wird auch zugleich die irrige einung widerlegt, als ſeien die Refugié's, die in Brandenurg einwanderten, nur Arme geweſen. Es waren deren allerings ſehr viele unter ihnen — die reichſten gingen nach Engnd oder Holland — aber dafür brachten ſie rüſtige Arme, rbeitsluſt und Unternehmungsgeiſt mit, was mehr werth iſt ls Geld. Indirect erleichterten die Refugié's auch dadurch dem hurfürſten die Sorge für ihre Exiſtenz, daß ſie, nach dem orſchlage des Marquis von Villarnoul, eine Unterſtützungsſſe gründeten. Der Beſtand der Kaſſe wurde durch die Beiäge geſichert, die von der Penſion oder dem Gehalte, das der bezog, erhoben wurden, und weil vom hundert fünf Proent abzutragen waren, ſo erhielt dieſe Kaſſe den Namen: „Chambre du Sol pour livre.“ Die Kaſſe hatte den Zweck, llen Refugié's, ſo lange die Subſiſtenzmittel zu reichen, bis ie entweder eine Anſtellung, oder eine Penſion vom Churfürſten, er ebenfalls jährlich dreihundert Thaler beiſteuerte, erhielten. Später ging dieſe Kaſſe natürlich ein.

Große Sorge verurſachten dem Churfürſten diejenigen Refugié's, die entweder dem hohen Adel oder dem Gelehrten- oder em Künſtlerſtande angehörten; bei den Militairperſonen war es ſchon weniger der Fall; denn Friedrich Wilhelm verehrte das ſtehende Heer bedeutend, und fand hierin die Mittel, wenigſtens den meiſten Anſprüchen zu genügen. Alle Officiere wurden in der Armee mit erhöhtem Rang angeſtellt, beſondere Adels- und Cadetten-Compagnieen gegründet; die zum Dienſte unfähig waren, wurden mit Penſionen bedacht, waren ſie nicht

vom Militair, aber von Adel, ſo erhielten ſie als gentils-hommes de la Cour, Hofjunker, hatten ſie Kenntniſſe und Fähigkeiten genug, als Geſandte oder als Geſandtſchaftsräthe eine Anſtellung. Eben ſo fürſorglich war er für die Juriſten, die verſchiedene Aemter in den ſich bildenden Colonien erhielten; für die Prediger, die in den Städten mit 300, auf dem Lande mit 150 Thlr. in ihren Gemeinden angeſtellt wurden; für die Kaufleute, Manufacturiſten, Fabrikanten und Handwerker, deren Induſtrie und Thätigkeit er mit anſehnlichen Vorſchüſſen unter die Arme griff; für die Ackerbauer, welche außer dem Acker auch den nöthigen Viehſtand vorfanden; für Gelehrte und Künſtler, die an verſchiedenen Inſtituten Beſchäftigung bekamen; für Arme und Dürftige, denen er eine jährliche Unterſtützung auswarf; für Alte und Kranke, für welche ein Hospital, wozu beſonders die Gemahlin des Churfürſten, Dorothea, den Grund legte, und das Maison française — gebaut wurde; wie er denn überhaupt zu allen wohlthätigen Anſtalten, die in der Colonie entſtanden, reichlich beiſteuerte, endlich auch für Frauen aus höheren Ständen, die entweder als Erzieherinnen fürſtlicher Kinder, oder als Hofdamen eine ehrenvolle Stellung oder Penſion erhielten.

So ſorgte Friedrich Wilhelm für Alle, mochten ſie hoch oder niedrig ſein, mit gleicher Vaterliebe; kein Opfer ſcheute er, wo es darauf ankam, den Refugié's Hülfe zu leiſten. Einſt erſuchten ihn einige Neu-Eingewanderte zu ihrer Niederlaſſung um Unterſtützung. Der Miniſter v. Grumkow ſtellte ihm die gänzliche Erſchöpfung des Schatzes, und die Unmöglichkeit vor, die Bitte gewähren zu können. „Ei nun!“ rief der edle Fürſt, „ſo verkaufe man mein Silbergeſchirr; denn ich kann dieſe Leute nicht ohne Unterſtützung laſſen.“ Solche Worte, die mit ſeinen Handlungen ſtets im Einklange ſtanden, erwarben ihm die höchſte Verehrung unter den Refugié's, und ſein Name wurde noch lange nach ſeinem Tode unter ihnen mit Ehrfurcht genannt, und dieſe durch den Mund des Vaters auf den Sohn und den Enkel übertragen. Alles was von ihm herkam, wurde mit einer rührenden Pietät betrachtet. Aber nicht blos in Worten beſtand ihre Liebe und Dankbarkeit —

rch ihren Fleiß, ihre Industrie, ihre Redlichkeit, ihren Patrio-
smus und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an das Re-
ntenhaus, die sich zu jeder Zeit bewährte, entrichteten sie an
ne Nachfolger den Tribut für die von ihm empfangenen
ohlthaten.

Ihren kriegerischen Muth, ihre Liebe und Anhänglichkeit
r das neue Vaterland hätten die Refugié's unter Friedrich
Wilhelm zu zeigen Gelegenheit gehabt, wenn dies in des
ürsten Absicht gelegen hätte. Der Churfürst hatte nämlich
em Kaiser gegen die Türken Hülfe zugesagt. Man gab ihm
un den Rath, aus den Refugié's einige Regimenter zu bilden
nd sie in diesem Kriege anzuwenden. Doch der vortreffliche
ürst verwarf einen Vorschlag, den viele andere Fürsten er-
issen haben würden, um sich einer Menge Menschen zu ent-
digen, deren Bedürfnisse und Forderungen sich nicht so leicht
friedigen ließen; und er erwiderte, er wolle nicht, daß man
on ihm sage, er habe die Refugié's dem Unglück, der Ver-
olgung entrissen, um sie der Gefahr auszusetzen, in einem
riege gegen die Ungläubigen umzukommen. Er begnügte sich
mit, daß er den Militairpersonen erlaubte, sich als Freiwillige
n diesem Kriege betheiligen zu können, eine Erlaubniß, von
er mehrere Gebrauch machten.

Leider erntete Friedrich Wilhelm nicht mehr die Früchte
einer Arbeit, diese fielen seinen Nachfolger in den Schooß.
Drei Jahre nach der Einwanderung regierte er nur noch, da
tarb er 1688, am 29. April, nachdem er vorher noch seinem
achfolger die Refugié's, deren Seegenswünsche und Thränen
m nachfolgten, auf das dringendste empfohlen hatte.

Der Prediger Gaultier sagt in seiner Leichenrede von
m:

„Er hatte eine andere Familie, eine angenommene Familie, welche ihm seine Barmherzigkeit erwählt hatte, aber die ihm nicht weniger theuer war, als die, zu deren Vater ihn die Natur gemacht hatte. Diese Familie war die große Zahl der Refugié's, welche er aus den Trümmern der Kirche Frankreichs gerettet, und in seine Staaten, wie in einen sicheren, Hafen aufgenommen hatte. Seine Fürsorge verbrei-

tete sich bis zu dieser neuen Familie, die er auch mehrere Male dem Prinzen mit großer Zärtlichkeit empfahl."

An der Wahrheit und Aufrichtigkeit dieser Liebe wird man keinen Augenblick zweifeln, wenn man sich erinnert, wie des Churfürsten großmüthiges Herz nicht nur den ihm nützlichen Klassen, sondern auch den Armen jedes Ranges und Alters zugewendet war; wie er nach den Forderungen der Zeit, den Pensions-Fond allmälig von 5654 bis auf 11,349 Thlr., und endlich, seit dem Jahre 1688, auf 16,935 Thlr. erhöhte, wovon ein Drittel für die Gnadengehalte verwendet wurde; wie er für das Hospital einen Prediger, einen Arzt und zwei Wundärzte besoldete, gegen tausend Arme mit Geld und Kleidungsstücken unterstützte; und endlich, wie sich sein Mitleiden bis auf die sogar erstreckte, die entweder in Frankreich auf den Galeeren schmachteten, oder nach Amerika in die Sclaverei geschleppt worden waren.

Friedrich I., König seit 1701; bis dahin Friedrich III. 1688 — 1713*).

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Refugié's in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren, nicht zu dem vollen Genusse der Vortheile und Vorrechte gelangen konnten, die ihnen Friedrich Wilhelm durch das Edikt von Potsdam zugesichert hatte. Es blieb seinem Nachfolger überlassen, das Versprochene zur Wahrheit werden zu lassen; es war genug, daß er den Grund gelegt, und den Plan zu dem Gebäude vorgezeichnet hatte. Fraglich konnte es allerdings werden, ob der, von Gott zum Thronerben bestimmte, Nachfolger im Sinn und Geiste seines Vorgängers zu handeln fortfahren würde, oder nicht. Der Empfang, wie er den Refugié's von Seiten des Churprinzen zu Theil geworden war, ließ allerdings die besten Hoffnungen Raum gewinnen, aber wie leicht und wie oft blei-

*) Der Kürze wegen wird dieser Fürst im Laufe der Erzählung stets Friedrich I. genannt.

t. ſie unerfüllt. Doch es war nur ein Augenblick banger
ſeifel! denn ſobald Friedrich die Zügel der Regierung er-
ffen hatte, ſo beſtätigte er nicht nur Alles, was ſein Vorfahr
[redacted]ondern er gab ihren zugeſicherten Rechten und Frei-
[redacted]ine feſte Form nnd Begrenzung. So regelte er durch
-Erlaſſe — 1690, 1699, 1702 und 1705 ihre Juſtiz-
, dem franzöſiſchen Recht, machte die Coloniegerichte
unabhängig von den deutſchen Gerichtshöfen und
-Refugié's und deren Nachkommen, ſo wie die ſpäter
nden Fremdlinge, wenn dieſe es vorzögen, unter die
chen Gerichte; ſo erhielt die franzöſiſche Kirche unter
ter Regierung, durch das Edikt von 1689, die Geſtaltung,
ſie noch bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, und die in
r Verfaſſung und Disciplin ein Abdruck der reformirten
che in Frankreich iſt, — nur daß ſtatt der Synodal-Ver-
ſung, die nach der veränderten Lage und den andersgewor-
nen Verhältniſſen nicht zuläſſig war — denn der König iſt
erſter Biſchof der Landeskirche — eine Ober-Kirchenbehörde
o Konſiſtorien eingeſetzt wurden. Dieſe Ober-Kirchenbehörde
ielt durch eine Ordonnanz vom Jahre 1694 den Namen
ſtliche Commiſſion, und hatte über die gute Ordnung in der
meinde zu wachen; und durch das Patent von 1701
le Vorrechte des deutſchen Conſiſtorii und Unabhängigkeit
n demſelben. Die Form der gewöhnlichen Conſiſtorien bei
der Kirche oder Gemeinde, ihr Recht der Almoſenverwaltung,
e Art, Rechnung zu führen und den Familienhäuptern Rechnung
legen, der Beſuch der Kirche, wurde durch das Edikt von
98 beſtimmt. Dieſe Conſiſtorien beſtanden, nach Calvin's
ſtimmungen, aus Predigern und Laien, Anciens-Kirchen-
eſten, und Diaconen-Almoſenpflegern.

In Frankreich waren die reformirten Kirchen nach Pro-
ızen eingetheilt; jede Provinz zerfiel wieder in mehrere Col-
ques und jedes Colloque beſtand aus einer Anzahl Kirchen
er Gemeinden, welche alle ihre Conſiſtorien hatten, die aus
n Geiſtlichen, den Kirchenälteſten und den Diaconen zuſam-
engeſetzt waren. Die Deputirten der Provinzen bildeten die
lational-Synode, die der Colloques die Provinzial-Synode,

und die der Conſiſtorien bildeten das Colloque. Dieſe
richtung verdankt die reformirte Kirche Frankreichs den
der Einheit, aus welchem ſich wiederum die Kraft des
ſtandes entwickelte, die ſie in den bürgerlichen Kämpfen
Feinden entgenzuſetzten vermochten.

Unter Friedrich I. wurde, mit dem Beiſtand des Hofes,
in der Colonie längſt- und tiefgefühltem Bedürfniſſe abge
Bis jetzt fehlte es ihr noch an einer höheren Bildungsan
nem Gymnaſium. Zur Gründung eines ſolchen wurde ihr
1689 das Patent, und 1703 die Statuten gegeben, wel
Verfaſſung deſſelben beſtimmten. Anfänglich war das
français in der Stralauerſtraße; ſpäter, da das Gebäu
ſeinem Zwecke genügend entſprach, wurde das Gymnaſ
dem Werder verlegt, 1705, woſelbſt die Colonie das H
Generals v. Wangenheim für dieſen Zweck erſtande
Auch hierzu gab Friedrich I. einen Theil des Kaufſchill
Hier befindet ſich die Schule noch heutiges Tages und
es auch, wo ſich allwöchentlich das Conſiſtorium verſam

Hatte ſchon Friedrich I., um den Flor der inlä
Fabriken und Manufakturen noch mehr zu heben, und den
ſtand derſelben, dem Auslande gegenüber, zu ſichern, fü
Jahre 1689 auf alle fremde Waaren einen Eingangszol
zehn Procent gelegt: ſo ließ er 1692, zu noch größerer E
rung derſelben, und um die Armen und kleineren Händ
vor dem Wucher der Juden zu ſchützen, ein Verſatz-
Adreßhaus in Berlin und Halle errichten, welches jedoch
weitere Beſtimmung erhielt als das heutige Leihamt.

Die ſichtbar zunehmende Landesinduſtrie vermehrte
Nationalreichthum, aber auch die Bedürfniſſe des täglich
bens. Eine natürliche Folge war, daß das Geld ſeinen Fr
Werth verlor, ſo wie, daß die Bedürfniſſe des gewöhn
Lebens höher im Preiſe ſtiegen, d. h. man erhielt nicht
für daſſelbe Geld die gleiche Menge Waare. Hierdurch
nun natürlich alle diejenigen, die mit feſtem Gehalt ange
waren, oder die von Penſionen lebten, augenſcheinlich; deßh
erhöhte Friedrich I. beides, Gehalt und Penſionen, anſehnl

Unter ſeiner Regierung lief auch der, durch das Edikt

n den Refugié's auf zehn Jahr bewilligte Termin der reiheit zu Ende; und Friedrich I. verlängerte ihn, für und Landbewohner auf weitere fünf Jahre.

die Coloniſten durch die Regierung ſo ſehr begünſtigt ſo konnte es nicht fehlen, daß ein fortwährender Zu- nzöſiſcher Flüchtlinge Statt fand, und daß ſie ſich an- vermehrten. Viele derſelben kamen direkt aus Frank- aber noch Mehrere verließen ihre früher gewählten Zu- ſtätten, theils wegen örtlicher Verhältniſſe, theils aber rch den verfolgungsſüchtigen Fanatismns gezwungen.

ſt iſt bekannt, auf welche unmenſchliche Weiſe Lud- IV. 1688 die Pfalz verwüſten ließ, und wie beſonders llonen der Verfolgungswuth preisgegeben waren. Dieſe en, welche in dem vorhergegangenen Jahrhundert durch den ſigen Herzog Alba, der Religion wegen, aus den Nie- n vertrieben worden waren, hatten in der Pfalz, zu heim, Heidelberg und Frankenthal franzöſiſch reformirte e geſtiftet. Aus ihrem verwüſteten zweiten Vaterlande ien, warfen ſie ſich in die Arme Friedrich I., der ihnen das Edikt von 1689 dieſelben Freiheiten und Rechte zu- , wie ſie den Refugié's durch das Edikt von Potsdam rt worden waren. Mehrere tauſend Wallonen wanderten ndenburg ein, und ließen ſich theils in Magdeburg nieder, ine von den Refugié's geſonderte Colonie bildeten, in Burg und Stendal, theils aber auch in der Ukermark, überall den Tabacksbau verbeſſerten. Viele Franzoſen ſich nach dem Widerruf des Edikts von Nantes in die z, namentlich in den Canton Bern geflüchtet und hier e Aufnahme gefunden. Ihre Zahl war aber für das Gebiet, das ſie nicht ernähren konnte, zu groß, und dem- deßhalb läſtig. Der Rath ſah ſich daher gezwungen, zu erklären, daß ſie ſich andere und beſſere Zufluchts- ſuchen möchten. In Folge deſſen ſandten die ſchweizer é's, in Uebereinſtimmung mit dem Rathe, an alle pro- ſche Fürſten Abgeordnete, um mit ihnen wegen ihrer me zu unterhandeln. Der Marquis v. Rocheguide und Griveliere kamen in dieſer Eigenſchaft 1698 auch

Berlin, und erwirkten von dem Hofe, der ſich den neuen Refügis's günſtig zeigte, ihre Aufnahme; dieſe konnte auch um ſo eher bewilligt werden, als Brandenburg nichts weniger als übervölkert war. Zugleich wandten ſie ſich an das Conſiſtorium (Compagnie), um mit dieſem Rückſprache über gewiſſe Einrichtungen in Bezug auf die Ankömmlinge zu nehmen, damit jeder Zwieſpalt vermieden würde, der leicht hätte eintreten können, da mit dieſer Colonie, auch zugleich mehrere Prediger einwanderten, die ſchon in Frankreich, und dann in der Schweiz, mit ihnen verbunden waren. Ihre Einwanderung erfolgte 1699. Für die Abhaltung ihres Gottesdienſtes wurde ihnen die Kapelle, in der Kommandantenſtraße, angewieſen. Eine reiche Collecte gab die Mittel ihrer Niederlaſſung, die theils in den Provinzen, wo ſchon Colonieen beſtanden, theils in Berlin erfolgte; auch wurde von dem Ertrage ein Hospice geſtiftet, das noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Hôtel de Refuge beſteht. Die Reſtſumme bildete die Fonds, deren Intereſſen zur Unterſtützung für Arme verwendet werden.

Nach dem Tode Wilhelm III. — früheren Statthalter's von Holland — Königs von England und Herrn von Oranien, im ſüdlichen Frankreich, hatte ſich Ludwig XIV. dieſer Herrſchaft zu bemächtigen gewußt, und auch ſogleich die Jagd auf die dort lebenden Reformirten begonnen, die entweder katholiſch werden, oder binnen drei Monaten das Land verlaſſen ſollten. Ungefähr ſechszehnhundert derſelben flüchteten nach der Schweiz, von wo aus ſich gegen ſechshundert Perſonen nach Brandenburg, 1704, begaben, und ſich in Burg, Halle, Magdeburg, namentlich aber in Berlin niederließen. Die in Brandenburg und in den Hauptländern Deutſchlands veranlaßte Collecte ergab eine Summe von 25,393 Thlr.; in England dagegen, das die Orangevis als Unterthanen betrachtet, ſtieg ſie auf 96,632 Thlr. Dieſe Summen wurden theils für Reiſekoſten verausgabt, theils zur Unterſtützung der in der Schweiz zurückgebliebenen Orangevis, theils zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauſes in Berlin für ihre Hülfsbedürftigen verwandt, theils aber auch eine Summe als eiſerner Beſtand niedergelegt, von deſſen Zinſen ihre Nachkommen, wenn ſie bedürftig ſind, unterſtützt werden.

Dies war der Zuwachs, den die französische Colonie unter Friedrich I. Regierung erhielt; anderseits trat aber dadurch eine Verminderung ein, daß die Waldenser (siehe oben) in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten. Friedrich's Großmuth Uneigennützigkeit bewilligte ihnen gern ihr Gesuch.

Dieselbe Großmuth und Uneigennützigkeit bewies er auch die Refugié's in den Unterhandlungen vor den Friedens- zu Ryswick 1697, und zu Utrecht 1713, wo er auf's für die Gewissensfreiheit und Rückerstattung sich ver-

Hartnäckigkeit, mit der Ludwig XIV. diese Forderun- wies, nahm den französischen Flüchtlingen alle der Rückkehr in ihr Vaterland, und verminderte die nach demselben, die wohl die meisten hegten, be-

Die ersten Refugié's diese Wünsche hegten und pfleg- ihnen leicht den Vorwurf des Undanks gegen ihr Vaterland, das sie doch mit offnen Armen aufnahm, zu- Bedenkt man aber, daß Viele unter ihnen ihre Weiber, Verwandte, Hab und Gut dort zurückgelassen hatten; Viele hier in Verhältnissen lebten, die durchaus den frühe- entsprechend waren, und daß überhaupt dem Menschen für das Heimatland tief von der Natur eingepflanzt ist: man ihnen gern, wenigstens der, welcher diesen Schmerz der Sehnsucht kennt, die Schwachheit, wenn man es so nennen darf, verzeihen, und um so lieber, als ein so schnelles Vergessen des alten Vaterlandes, keinen hohen Grad von Liebe und An- hänglichkeit für das neue verrathen würde.

Es war natürlich, daß eine so außerordentliche Vermehrung der Colonie in Berlin, das sehnlichste Verlangen, sich Gotteshäuser zu erwerben, in der Gemeinde immer lebendiger hervorrufen mußte, zumal da es an Kräften für eine ausreichende Seelsorge nicht fehlte, und der fromme Sinn der Gemeinde, durch die Freigebigkeit des Regenten unterstützt, dieses Wunsches Erfüllung als nicht unmöglich hinstellte. Reichte 1672 der Saal eines Privathauses hin, die Glieder zu fassen, so genügte 1682 die Schloßkapelle, welche der Churfürst großmüthig einräumte,

und 1688 der Dom nicht mehr, um bei der gottesdienſtlichen Feier die Mitglieder aufzunehmen.

Da wurde der Colonie, 1697, zur Hälfte das Eigenthumsrecht auf Kirche und Kirchhof der Dorotheenſtadt bewilligt, vermittelſt einer Summe, die ſie an die deutſche Gemeinde bezahlte und der Verpflichtung, zu den Unterhaltungskoſten der Kirche beizutragen. Aber dies ſtillte bei Weitem noch nicht das Verlangen; zwar waren die Mittel ſchwach, aber der gute Wille lebendig und ſtark; noch lebendiger und ſtärker jedoch der Glauben! und er täuſchte ſie nicht. Einen Platz hatte der Churfürſt ſchon 1695 auf dem Werder für eine neue Kirche angewieſen: eine reiche Collecte im In- und Auslande bot die Mittel zum Bau, rüſtig ging man an's Werk, und 1701 ſtand das Gotteshaus vollendet und zur Aufnahme der Gläubigen bereit. Es wurde am 16. Mai deſſelben Jahres eingeweiht. Doch die Zahl der Coloniſten mehrte ſich, und mit ihr das Bedürfniß eines neuen Tempels. Er entſtand auf der Friedrichsſtadt, woſelbſt Friedrich I. 1699 der Colonie einen Platz zu einem Tempel und zu einem Kirchhofe geſchenkt hatte. Die Geldmittel wurden in derſelben Weiſe herbeigeſchafft; 1701 wurde der Grundſtein gelegt, und ſchon im Jahre 1705 ſtand die Kirche vollendet da. Die Einweihung geſchah am 1. März.

Außerdem fand noch Gottesdienſt in der Kapelle, früher einer Scheune, in der Kommandantenſtraße gelegen, und im Hospital Statt.

Aber nicht nur die Kirche in Berlin, ſondern auch die zu Königsberg in Pr., Magdeburg, Brandenburg, Halle, Prenzlow, Frankfurt a. O., Stendal, Kleve und Weſel, die alle ſehr zahlreich waren, hatten ſich der Gnade des Fürſten in reichem Maße zu erfreuen.

Um der Niederlaſſung der franzöſiſchen Coloniſten mehr Feſtigkeit zu geben, machte Friedrich I., wenige Jahre vor ſeinem Tode, das Edikt bekannt, durch welche er die Refugié's ausdrücklich naturaliſirte.

In dieſem Edikt, welches im Jahre 1709 erſchien, ſpendete er ihnen die größten Lobſprüche, und beſtätigte alle Privilegien, die Friedrich Wilhelm ihnen ertheilt hatte; und befahl aus-

icklich, daß jeder Unterſchied und jede Auszeichnung, welche
ch Statt finden könnte, zwiſchen ſeinen natürlichen Unterthanen
d den Refugié's, die er aufgenommen hätte, und noch in dieſer
genſchaft aufnehmen würde, ſo wie zwiſchen ihren Nachkommen
alle Zeiten aufgehoben ſein ſollten, in allen Fällen, wo es
en zum Vortheil gereichen könnte, daß ſie Refugié's ſind.

Obgleich dieſes Edikt weiter nichts war, als eine Beſtätigung
früher ertheilten Privilegien, ſo wurde es dennoch ein neues Recht,
durch die Exiſtenz der Colonieen und ihr Glück geſichert wurde.

Unter der Regierung Friedrich I. wurde zu verſchiedenen
alen den Refugié's Gelegenheit gegeben, ihren Muth und
e Liebe für das neue Vaterland durch glänzende Waffenthaten
den Tag zu legen, und das gegen ſie gefaßte Vorurtheil,
würden ſie in einem Kampfe mit Frankreich nur mit Wider-
llen und Lauigkeit die Waffen führen, zu vernichten.

Der länderſüchtige Ludwig XIV. machte Anſprüche auf
ige Theile der Pfalz; er ließ deßhalb ſeine Heere in dieſelbe
rücken, und auf das grauſamſte verwüſten. Friedrich I. in
ner Stellung als Reichsfürſt, und da er ſeine weſtphäliſchen
nder bedroht ſah, ſchloß ſich mit mehreren deutſchen Reichs-
ſten dem Kaiſer an, und erklärte 1689, an Frankreich den Krieg.

Die Armee, welche ſich für den Feldzug des Jahres 1689
Weſtphalen verſammelte, beſtand großentheils aus Refugié's.
s waren namentlich die Grands-Musquetaires, die Grenadiere
Pferde, das Regiment Varennes, zwei Regimenter unter
riquemault und mehrere Compagnieen Cadetten. Dieſe
ruppen waren es vorzugsweiſe, die viel zu den glücklichen
folgen durch ihre Tapferkeit beitrugen. Beſonders zeichneten
ſich in dem Gefecht bei Neuß und bei der Belagerung und
nnahme von Bonn aus. Im folgenden Jahre, 1690, wurde
r Kriegsſchauplatz nach Flandern verpflanzt. — Waren die
folge dieſes Feldzuges auch keine günſtigen, ſo dienten doch
ide dazu, die Zweifel über den Muth und die Treue der Re-
gié's gänzlich zu zerſtreuen.

Vorzugsweiſe waren es Refugié's, die Friedrich I. in
eſem Feldzuge, 1691, nach Italien, zur Unterſtützung des
erzogs v. Savoien gegen Ludwig XIV. entſandte. Der

Führer dieſes Hülfscorps war der General-Lieutenant v. C
nuaud. Mit Lorbeeren bedeckten ſich die Verbündeten
nicht, obwohl die brandenburgiſchen Hülfstruppen ihr
Tapferkeit bewährten. Aber eine Armee, die ſo bunt zuſa
geſetzt iſt, wie dieſe es war, wird ſelten große Erfolge er
mögen die Truppen noch ſo tapfer ſein. Wir wollen
die Waffenthaten dieſes Krieges nur in aller Kürze erw
und lieber eine Anecdote mittheilen, die unſere Leſer me
götzen wird, als die Erzählungen von blutigen Schlachten
ſich ja überdies auf jedem Blatte der Geſchichte finden.

„Ich wurde von dem Herzoge v. Savoien," ſo erz
ein franzöſiſcher Officier, „einem brandenburgiſchen Regim
das großentheils aus Refugié's beſtand, und deſſen Offi
mir noch von Frankreich her bekannt waren, bis in das
ländiſche entgegen geſchickt. In Bezug auf dieſes Regim
ereignete ſich hier ein höchſt luſtiges Mißverſtändniß, das
zugleich ein Zeugniß von der tiefen Unwiſſenheit des italieniſ
Volkes giebt. An dem Tage, wo dies Regiment in ein
großen Flecken, in welchem ich daſſelbe erwartete, ankom
und einquartirt werden ſollte, bemerkte ich, daß einige We
vor der Ankunft der Truppen, ihre Kinder, ihr Vieh, ſo
Alles, was eßbar war, verbargen; dagegen Meubel, Wäſche
ihre werthvollen Sachen ruhig und unbeſorgt ſtehen li
Ich äußerte mein Befremden darüber, und die guten W
erzählten mir ganz treuherzig, daß man ihnen erzählt h
daß die Barbets, ein Spitzname für die Reformirten, die
nen Kinder und Alles, was ihnen begegnete, fräßen.*)
Bemühen, ſie zu enttäuſchen, war vergeblich, und ich mußt
den Barbets ſelbſt überlaſſen, ſich von dem Vorwurf menſc
freſſeriſcher Gelüſte bei ihrer Ankunft zu reinigen. Der
bangem Herzen erwartete Moment kam endlich heran, und
ihrem großen Erſtaunen, aber auch zu ihres Herzens Fre
ſahen ſie, daß die Barbets Menſchen, ja, ſogar nicht unleidli
Menſchen wären. Die Namen Barbet und Cornuaud, un

*) Man wird ſich des nämlichen Vorfalles erinnern, der den Preußen im letzten pfälziſchen Kriege im Jahre 1849 begegnete.

Unwissenheit der Leute waren an diesem Mißverstän
Barbet heißt nämlich ein Pudelhund; und die
gläubigen Leute glaubten nun, daß dem Herzoge ein Reg
gegen die Franzosen zur Unterstützung geschickt n
In ihrer Meinung mußten sie noch mehr bestärkt werden
vernahmen, daß der Anführer ein Cornuau, die Benen
einer Art Jagdhunde, wäre."

Herr v. Campagne berichtet dieselbe Anecdote.
wurden in einer großen Stadt, in der Nähe von Pavi
quartirt. Eine ungeheure Menge von Menschen hatte sic
hin begeben, um uns zu sehen, ich hatte dieses Drängen
an anderen Orten wahrgenommen, und erkundigte mich
der Ursache. Man sagte mir, daß in einer Zeitung Folg
gestanden habe: Es giebt hier einen Cornuau, welchem
hundert Barbets zur Jagd nach Piemont folgen. Dies
Verständniß war überall von den Priestern bei dem gen
Volke verbreitet worden, eben so der Glauben, daß die fr
Krieger keine Christen wären."

Der Krieg in Italien wurde von den Verbündeten
wir oben gesagt, nicht glücklich geführt. Zwar drangen si
Piemont aus in Frankreich ein; aber bald mußten sie sich
der zurückziehen, und erlitten bei Orbassan, 1693, sogar
Niederlage. Die brandenburgischen Truppen wurden, w
der übrigen Verbündeten, ansehnlich verstärkt, und Vare
erhielt über jene den Oberbefehl. Aber auch diese Verstä
änderte nichts in der Sache, zumal, da der Herzog v. Sa
sich Frankreich näherte, und endlich mit Ludwig XIV.
Neutralitäts-Vertrag, ungeachtet der Abmahungen der
bündeten, schloß. Die Brandenburger kehrten 1696 i
Vaterland zurück.

Während ein Theil der Refugié's in Italien Ruhm er
zeigten sich die nach Flandern entsandten nicht weniger n
des Schutzes und der Gunst, die sie in ihrem neuen Vate
genossen. In den fünf Feldzügen bis zu dem Frieden
Ryswick, war der von 1695, durch die Belagerung und
oberung von Namur, besonders ruhmvoll für sie. Der F
nfolgte 1697. Bei diesen Friedensunterhandlungen w

nun, wo die Refugié's Schritte für die Rückkehr in ihr land thaten, die aber, wie wir schon wissen, scheiterten.

Der Frieden von Ryswick, den Ludwig nicht a dürfniß, sondern aus Politik geschlossen hatte, war von Bestande. Ludwig hatte seine Augen auf Spanien g wo der kinderlose Karl II. regierte. Dieser war aber Ende nahe, und nach seinem Tode sollte die schöne, reich schaft an das Haus Oesterreich fallen. Dies wäre ab Frankreich ein zu mächtiger und gefährlicher Gegner ge auch hätte er das herrliche Land gern für sich, oder wenig für seinen Enkel, den Herzog v. Anjou, gehabt. Kar. starb 1700, und das Kriegsfeuer entzündete sich von Neu Auch Friedrich I. nahm an diesem Kriege, den man spanischen Erbfolgekrieg nannte, für Oesterreich Partei. den früheren Gründen kam noch der hinzu, daß Friedrich seit dem der Prinz v. Oranien König von England gewor war, ebenfalls nach einer Königskrone strebte. Nach lan Unterhandlungen, vielem Geldaufwand — sechs Millionen Th ler — sah er sich endlich am Ziel seiner Wünsche. Der Kai verpflichtete sich, ihn als König von Preußen anzuerkennen d 6. October 1700. Unter die vielen harten Bedingungen, denen sich Friedrich gegen den Kaiser verpflichten mußte, g hörte auch diese, ihn in diesem Kriege gegen Frankreich zehntausend Mann auf eigene Kosten zu unterstützen.

Unter Anführung eines Eugen und Malbourou zeigten sich die Brandenburger, mit ihrem alten Dessauer, ihres hohen Kriegsruhmes würdig; und die Schlachten vo Hochstedt, 1704; von Cassano, 1705, denn auch nach Italien hatten sie ihre Waffen getragen; von Turin, 1706; von Oude arde, 1708, von Malplaquet, 1709, wissen alle von den bra denburgischen Waffen und der brandenburgischen Tapferkeit zu erzählen. Daß sich die Refugié's auch in diesem Kriege, wi in den früheren gezeigt haben, bedarf wohl weiter keines Nachweises.

Wiewohl Friedrich I. keinesweges ein haushälterischer Fürst war, vielmehr durch seinen Hang zur Pracht und Verschwendung das Land in Schulden stürzte, die Unterthanen

[illegible] unter der Laſt der Abgaben faſt erlagen: ſo hatten doch die [illegible]terten. Refugiés in ihm dieſelben Gefühle der Güte, des Wohlwollens [illegible]ht [illegible] und der Fürſorge, welche ſie in ſeinem Vater ſegneten, wieder- [illegible]nde gefunden, und mit eben der Treue und Liebe, wie an dem Va- [illegible]ter, hingen ſie auch an dem Sohne, dem ſie außer den vielen [illegible] Beweiſen der Gnade auch den Flor ihrer Fabriken und Manu- [illegible] facturen zu danken hatten, beſonders derjenigen, die für die Annehmlichkeiten des Lebens und für den Luxus arbeiteten.

Friedrich Wilhelm I. 1713—1740.

Friedrich Wilhelm I. glich ſeinem Vater in keinem Stücke, er war vielmehr der gerade Gegenſatz deſſelben. War dieſer verſchwenderiſch und prachtliebend, milde und nachgiebig bis zur Schwäche, ſo war jener ſparſam und einfach, jedem Auf- wand, jedem Pomp abhold, unerbittlich ſtreng, und bis zur Härte durchgreifend; war der Vater faſt nur dem Vergnügen ergeben, ſo war der Sohn unausgeſetzt thätig, und verlangte daſſelbe von allen ſeinen Unterthanen mit eiſerner Strenge; der Faullenzer, der Müßiggänger war ihm ein Greuel, und [illegible] Mancher hat in dieſer Beziehung ſeinen Stock gefühlt. Führte [illegible] Friedrich I. durch ſeine Verwaltung den Staat zur Armuth [illegible] und dem Untergange zu, ſo brachte Friedrich Wilhelm I. [illegible] ihn zum Wohlſtand, Anſehn und Kraft; hatte jener mehr aus [illegible] Eitelkeit die königliche Würde erſtrebt, ſo ſuchte dieſer ihr An- [illegible] erkennung und Geltung zu verſchaffen. —

In dieſem Geiſte eröffnete er ſeine Regierung, und der [illegible] erſte Act ſeiner königlichen Machtbefugniß war, daß er den [illegible] Hofſtaat ſeines Vaters bedeutend verminderte, die unnützen [illegible] Diener entließ, die Penſionen herabſetzte, oder ſie da, wo ſie [illegible] mit zu großer Freigebigkeit ertheilt worden waren, gänzlich [illegible] ſtrich. Der Luxus und die Verſchwendung wich der Einfachheit [illegible] und Mäßigkeit im öffentlichen wie im Privatleben, in Folge deſſen auch diejenigen Geſchäfte zu ſtocken anfingen, und endlich auf- [illegible] hörten, die nur durch den Luxus beſtanden.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſo plötzlich verändertes, [illegible] und gerade entgegengeſetztes Regierungsſyſtem, in den erſten

Jahren überall Beſorgniß und Mißtrauen hervorriefen, namentlich bei den Refugié's, die beſonders darunter litten, weil ſie es vorzugsweiſe waren, die durch ihren erfinderiſchen Geiſt, durch ihren feinen Geſchmack und durch die Eleganz ihrer Arbeit dem Hofe gedient hatten. Sie glaubten in den Maßregeln des Königs eine ihnen unfreundliche Geſinnung des Fürſten zu erkennen, was ſie beunruhigte und eine Art von Aufregung in der Colonie hervorrief. Dieſe wurde gefliſſentlich von Emiſſairen fremder Fürſten — die zu bereuen anfingen, daß ſie die Refugié's nicht eben ſo bereitwillig aufgenommen hatten, als die brandenburgiſchen Regenten — genährt, und es gelang ihnen, beſonders in der Ukermark, eine ziemlich ſtarke Auswanderung nach Dänemark hin, hervor zu rufen. Kaum hatte der König hiervon Kunde erhalten, ſo übertrug er, 1719, einem der Staatsminiſter, deſſen Eifer und Thätigkeit für die Colonie ihm bekannt war, die Unterſuchung dieſer Angelegenheit, mit dem Befehle dem Uebel nicht nur zu ſteuern, ſondern auch für die Wohlfahrt der Refugié's die gewiſſenhafteſte Sorge zu tragen. In demſelben Jahre, durch das Patent vom 9. März, ernannte er ein Oberdirectorium, eine Oberbehörde (Conseil français), in welchem der Miniſter, der mit den Angelegenheiten der Colonie betraut war, den Vorſitz führte. Dieſe Oberbehörde bildete gleichſam die Vertreter der Intereſſen der Colonie und beſtand deßhalb nur aus Mitgliedern, die aus den verſchiedenen Ständen der Refugié's gewählt wurden.

Im folgenden Jahre, 1720, erneuerte er alle, den Refugié's von ſeinen Vorgängern bewilligten Privilegien, ſandte das hierüber veröffentlichte Edict an alle ſeine Geſandten zur weiteren Verbreitung und beauftragte alle Directoren und Richter in den Colonieen, den Refugié's ſein königliches Wohlwollen zu verſichern, und ſeine Abſicht, ſie in ihren Rechten und Freiheiten zu ſchützen, ihnen auszuſprechen. Dieſes Verſprechen, von Thatſachen begleitet, ſtellte dann auch bald die Zufriedenheit und das alte Vertrauen in Aller Herzen wieder her; auch bewahrte ihnen der König ſein Wohlwollen während ſeiner ganzen Regierung ungeſchmälert. So erhöhte er den Etat der Geiſtlichen auf 15,000 Thlr., fügte zwei neue Colonieen zu den

lten bestehenden hinzu: die von Stettin, 1721, und die zu Potsdam, 1723, und stattete sie nicht nur reichlich aus, sondern bewilligte der von Potsdam noch besondere Vorrechte. Zum Bau der Kirche in der Klosterstraße, 1726, der Kirche in der Köpnicker Vorstadt, Kommandantenstraße, 1727, und der Hospitalkirche, 1733, steuerte er ebenfalls reichlich bei; eben so freigebig war er gegen die Königsberger und Frankfurter Gemeinden, 1736; ferner übertrug er den Fabrikanten und Manufacturisten die Lieferungen für die Armee, welche ihnen durch die Regierung mittelst Privilegien selbst für ihre Nachkommen zugesichert wurden.

Der Wohlstand der Colonieen, besonders der zu Berlin, nahm sichtbar zu, und wurde für sie ein Mittel von vielen Aeußerungen der Wohlthätigkeit. Sie verbesserten alle die Anordnungen, welche seit ihrer Gründung in den Kirchen, in Bezug auf Armenverwaltung und Sorge für die Dürftigen gemacht worden waren. Das Hospital in Berlin wurde auf einen besseren Fuß gestellt, und mehrere Gebäude hinzugefügt, um eine größere Zahl von Kranken aufnehmen zu können. Man gründete 1718 das Waisenhaus durch Beisteuer der Colonie und durch Sammlungen in den Kirchen. Auch zu dieser Stiftung, die 1725 in's Leben trat, bot der König mit großer Freigebigkeit die Hand.

Nach Allem, was Friedrich Wilhelm I. für die Refugié's that, und nach der Art, wie er über sie dachte, ist es schwer zu begreifen, daß er jemals mit dem Plane umgegangen sein sollte, jeden Unterschied zwischen den französischen Colonisten und seinen deutschen Unterthanen gänzlich zu vernichten. Möglich ist es, daß dem Könige in Augenblicken der Aufregung, hervorgerufen durch die häufigen Klagen über Verletzung der Privilegien und über die feindseligen Berührungen der Colonisten mit den Eingebornen, wohl hierauf bezügliche Worte entfallen sein konnten; auch ist es bekannt, daß er den Colonisten in den Städten eine größere Zuneigung erwies, als denen auf dem Lande, und daß er demgemäß den zahlreichen Colonieen französischer Landbauer, welche sich 1718 in Litthauen niederließen, französische Prediger verweigerte, ihre Kirchen unter das

deutſche Directorium ſtellte, und ihnen Prediger zuwies, die ſowohl der deutſchen als der franzöſiſchen Sprache mächtig waren. Dies alles zeugte aber noch nicht dafür, daß er alles Ernſtes die Auflöſung der franzöſiſchen Colonie beabſichtigt habe. Des Landes Wohlfahrt erheiſchte es, daß er die franzöſiſchen Colonieen mit den ihnen ertheilten Vorrechten aufrecht erhielt, und die Treue, mit welcher auch Friedrich Wilhelm I. ſein gegebenes Wort erfüllte, zog noch unter ſeiner Regierung eine große Zahl von Fremden aus Frankreich, der Schweiz und Holland in ſeine Staaten.

Friedrich II. 1740 — 1786.

Wer kennt ihn nicht, den Großen, den Einzigen? Wer kennt ihn nicht, den alten Fritz? Sollen wir alſo noch für ihn zeugen, was er als Fürſt, was er als Staatsmann, als Kriegsheld, was er namentlich als Menſch war? Würdigere Federn haben dies ſchon längſt gethan; — oder ſollen wir als Vertheidiger gegen die Angriffe, die in neueſter Zeit über ihn ergangen ſind, auftreten? Nein, gewiß nicht! denn dadurch würden wir mehr Schmach auf uns laden, als diejenigen gethan, die es gewagt haben, ihn zu verdächtigen, herabzuwürdigen, ein zweifelhaftes Licht auf ſeinen Charakter zu werfen. — Das ganze Volk hat über ſie gerichtet, und er wird noch lange als der Große, der Einzige, der alte Fritz, im Munde des Volkes fortleben, wenn die Aſche jener Niedriggeſinnten ſchon längſt vom Sturm verweht iſt.

Friedrich II. glich in mancher Beziehung ſowohl ſeinem Vater, als auch ſeinem Großvater, doch geſtaltete ſich alles anders in ihm. Er liebte wie dieſer, ſich mit Glanz zu umgeben, aber nicht aus Prunkſucht; denn während alles, was ihn umgab, prächtig war, blieb er ſelbſt einfach und ſchlicht. Wie dieſer, förderte er Wiſſenſchaften und Künſte, verſammelte gern Gelehrte und berühmte Männer um ſich, und unterſtützte ihre Beſtrebungen, aber nicht aus Eitelkeit und Ruhmſucht, nicht aus Nachahmerei, ſondern weil er ſelbſt ein Freund der Muſen war, und ſich gern in ihrem Umgange von den Sorgen

nd Laſten ſeines Tagewerks erholte. Wie ſein Vater, war r ſparſam, aber in königlicher Weiſe, nicht wie ein Handelsmann; er liebte das Militair, aber nicht als eine müßige Spielerei, ſondern aus Staatsrückſichten, denn in der Ausbildung und Vermehrung ſeines Heeres ſah er die ſicherſte Stütze on Preußens Macht, Größe und Beſtand. Friedrich II. ar ein ganzer König. —

Gegen die franzöſiſche Colonie hegte und mußte Friedich II. das größte Wohlwollen hegen, denn ſeine erſte Erziehung war Perſonen — Madame v. Rocoulle — anverraut worden, die aus den Refugié's erwählt wurden, welche och aus der erſten Generation dieſer achtungswürdigen Verannten übrig geblieben waren. So hatte er frühzeitig ihre ugenden, ihre liebenswürdigen Eigenſchaften kennen gelernt, nd ſie hatten ſich, wie alle erſten Eindrücke, feſt in ſeine Seele eprägt. Hieraus erklärt ſich auch ſeine große Vorliebe für ie franzöſiſche Sprache, mit deren Meiſterwerken er früh durch einen Lehrer Duhan bekannt geworden war, die er ſchätzen elernt hatte, und für die er eine ungetheilte Vorliebe ſein anzes Leben hindurch bewahrt hat, wodurch er oft ungerecht egen die Geiſtesprodukte deutſcher Gelehrten wurde. Deſſenngeachtet hat er den Fortſchritt der deutſchen Literatur voraus eſehen, ja, ſelbſt vorausgeſagt, daß unſere Nachbaren die eutſche Sprache erlernen würden, und daß ſie verfeinert, ſich von einem Ende Europas bis zum andern verbreiten würde, eine Prophezeihung, die ihrer Erfüllung entgegen zu gehen cheint.

Seinem Scharfblick war die Thätigkeit, die Induſtrie, ie Einfachheit der Sitten und die enthuſiaſtiſche Liebe für das önigliche Haus, welche den Charakter der erſten Refugié's ildete, und deren Eigenſchaften ſich auf die Kinder übertragen atten, nicht entgangen; eben ſo wenig, welche Mittel ſie ihm ur Ausführung ſeiner, für die Wohlfahrt des Landes gefaßten läne an die Hand geben konnten. Viel durften ſich die Coniſten von ihm verſprechen, und er hat ihre Erwartungen ibertroffen.

Gleich beim Antritt ſeiner Regierung beſtätigte er der

Colonie alle ihre Privilegien, und gab ihr die Versicherung seines Schutzes und seines Wohlwollens. Welche Veränderungen auch Friedrich II. in der Landesgesetzgebung vornahm, ihre bürgerliche und kirchliche Verfassung blieb unangetastet; oder die Veränderungen, welche die anders gewordenen Verhältnisse nothwendig machten, und die im Geiste der Zeit nur vortheilhaft für die Colonieen waren, gingen unmittelbar von dem Könige selbst aus. Und so blieben die Refugié's in dem Besitz ihrer ihnen ursprünglich bewilligten Vorrechte und Privilegien, nämlich: ihre Geistlichen sich selbst zu wählen, 1715, bewilligt; ihre Gelder selbst zu verwalten, und Rechnung zu legen nach dem Inhalte der Verordnung vom Jahre 1699, und sich nach der Disciplin ihrer Kirche selbst zu regieren.

Der Wohlthätigkeitssinn, durch welchen sich die ersten Refugié's auszeichneten, wie die hohe Einfachheit ihrer Sitten und ihre wahre Frömmigkeit war auch ein Erbtheil ihrer Kinder geworden. Sie sahen die von ihren Eltern gestifteten Anstalten als ein heiliges Vermächtniß an, welche sie nicht nur zu erhalten und zu verbessern hatten, sondern die in ihrem Geiste zu vermehren; sie für eine heilige Pflicht hielten; zumal der Himmel ihre Arbeit gesegnet, und in den Fürsten des Landes ihnen so nachahmungswürdige Muster gegeben hatte; denn die großen Colonieen zu Magdeburg, Königsberg, Stettin, Prenzlow u. s. w. wurden neben der von Berlin bei der Gründung von Hospitälern, Waisen- und Erziehungshäuser von Friedrich II. reichlich unterstützt. In Berlin selbst wurde nach Beschluß der Familienhäupter, 1747, die Ecole de Charité gestiftet, die sich seit dem Jahre 1752 der aufmerksamsten Theilnahme des Hofes unausgesetzt zu erfreuen hat; 1770 entstand das theologische Seminar, und 1778 eine Bildungsanstalt (Pepinière) für Lehrer und Cantoren, zu deren Erhaltung der König den Etat für Lehrerbesoldungen um 300 Thlr. erhöhte. Im Jahre 1776 traten mehrere mildthätige Colonisten zu einer Gesellschaft zusammen, um den Armen ihrer Kirche unentgeldlich Holz zu liefern. Hierzu überschickte der König einem Prediger 6000 Thlr. nebst einem Handbillet, durch das er be-

ſtimmte, daß die Intereſſen für dieſen Zweck verwendet werden ſollten; außerdem fügte er noch 500 Thlr. zur ſofortigen Vertheilung hinzu. Zum Umbau der Gebäude, welche als Gerichtshof, für die Verſammlungen des Conſiſtoriums und als Gymnaſium dienen, ſchoß er 6000 Thlr. hinzu; ebenſo übermachte er dem Ober-Conſiſtorium eine Summe von 10,000 Thaler, deren Renten an Greiſe und Kranke vertheilt werden ſollten. Im Jahre 1774 beſtimmte der König mittels Decret, daß alle den Wohlthätigkeitsanſtalten zugewendeten Legate von jeder Stempelſteuer und die Anſtalten in Prozeſſen von allen Koſten befreit ſein ſollten. Gleiche Vergünſtigungen genoſſen alle Colonieen, es gab keine, für welche die Regierung des Königs nicht eine Periode des Glückes geweſen wäre. Wie ſehr Friedrich II. die Refugié's ſchätzte, beweiſet folgende Anekdote:

Bei einer Abſchiedsaudienz des franzöſiſchen Geſandten, fragte dieſer den König, ob er noch einige Wünſche habe, die er ſeinem Herrn und König noch beſonders an's Herz legen ſollte. Friedrich II. erwiderte: „Ich wünſche weiter nichts, als daß der König, Ihr Herr, das Edikt von Nantes noch einmal widerrufe."

In geſchichtlicher Beziehung haben wir nur noch Weniges über die Colonie zu ſagen; denn in dem Laufe eines vollen Jahrhunderts hatten ihre Verhältniſſe eine feſte Geſtalt gewonnen; ihre weitere Entwickelung fällt mit der des Geſammtſtaates zuſammen. Beſondere Schickſale treffen ſie nicht mehr, und des gemeinſamen Vaterlandes Loos iſt auch das ihrige. Der folgenden Regenten — Friedrich Wilhelm's II., III. und IV. — Gunſt, Wohlwollen und Gnade erfreut ſie ſich noch bis auf den heutigen Tag; aber ihre Vorrechte und Privilegien fielen, wie das ganze Prievilegienweſen, vor dem mächtig und unaufhaltſam fortſchreitenden Geiſte der Zeit. So wurde 1809 ihre eigene Gerichtsbarkeit aufgehoben, und die Colonie unter die gemeinſamen Gerichtshöfe des Landes geſtellt; ſo fielen mit der neuen Städteordnung auch ihre Municipalrechte, und das Recht, den Mitgliedern der franzöſiſchen Gemeinden das Bürgerrecht zu ertheilen, hörte auf; ſelbſt ihre Sprache erhielt ſich

nur noch in einzelnen Gliedern, und die deutſche Sprache iſt ihnen Mutterſprache geworden; in Rückſicht auf Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie hat zwiſchen den Coloniſten und den Landeseinwohnern die vollſtändigſte Ausgleichung Statt gefunden, ſie ſtehen auf gleicher Höhe; und ſo wollte es die Weisheit der Fürſten. — Nicht gewaltſam, ſondern allmählig, ſollte die Vereinigung eintreten, um ſo unvermerkt das Weſen einer Colonie, als einer durch Sprache, Sitte und nationalen Charakter verſchiedenen Gemeinſchaft, verſchwinden zu machen. Die anfängliche Abgeſchloſſenheit, durch die Natur der Sache geboten, wurde durch die Regierung ſelbſt nicht geſtört; denn das Mit- und Nebeneinanderwohnen der Franzoſen und Deutſchen, ihre nothwendig eintretenden Handels- und gewerblichen Verbindungen, wie hundert andere Beziehungen des geſelligen Verkehrs, in Folge deſſen auch die wechſelſeitigen Verheiratungen eintreten mußten, gewährleiſteten der Regierung hinlänglich das dereinſtige Aufgehen, die innigſte Verſchmelzung des franzöſiſchen mit dem deutſchen Volkscharakter.

Ungeachtet aber dieſer mannigfaltigen Beziehungen und Verbindungen mit den Landeseinwohnern, giebt es dennoch ſo manche Vereinigungspunkte in der Colonie, welche die gänzliche Auflöſung derſelben verhindern, und ihren Fortbeſtand ſichern. Dieſe Vereinigungspunkte finden ſich in ihrer kirchlichen Verfaſſung, die bis jetzt jeder Veränderung widerſtanden hat, — ausgenommen, daß 1809, das Oberconſiſtorium aufgehoben worden iſt — und in der damit in Verbindung ſtehenden Armenpflege, und Verwaltung ihres Armenweſens, ſo wie in ihren verſchiedenen, auf Legate gegründeten Inſtituten, ohne welche drei Dinge die Colonie, zum Nachtheile ihres leiblichen und geiſtigen Wohles, ſchon längſt auseinander gefallen wäre; deßhalb lohnt es wohl der Mühe für den fernern Beſtand alles daran zu ſetzen, und hierin den Geiſt und die Geſinnung der Väter zu bewahren. Welche deutſche Gemeinde erfreut ſich ſo zahlreicher nnd reich dotirter Armen- und Wohlthätigkeitsanſtalten, und wo werden dieſe beſſer verwaltet als in der Colonie, wo jedes Amt dieſer Art mit Eifer, Pflichttreue und ſeltener Gewiſſenhaftigkeit — denn noch nie iſt der Fall vorgekommen,

daß einer ihrer Kassenbeamten Gelder unterschlagen hätte — unentgeltlich von den Mitgliedern versehen wird, so daß den Armen und Bedürftigen auch wirklich die Gaben, welche die Mildthätigkeit und Frömmigkeit gespendet hat und noch spendet, ihnen auch in Wahrheit, unverkürzt durch eine kostspielige Verwaltung, zu Theil werden. Durch diese uneigennütze Aufopferung an Zeit und Kräften der Wohlhabenden, wurde es möglich, von den zahlreichen, oft bedeutenden Vermächtnissen, von Sammlungen in den Gemeinden und den Geschenken der Könige und den Gliedern des königlichen Hauses die Erziehungshäuser für Waisen und unverwaister, aber armer Kinder zu gründen und zu erhalten, die Bedürftigen mit fortlaufenden Geldspenden und mit außerordentlichen Geschenken, dons, bis zu funfzig Thalern, zu unterstützen; Kleider, Suppe und Brot ihnen zu reichen, so daß wir in der Verwaltung der Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken, und in der Armenpflege das hohe Lebensalter, die geringere Sterblichkeit in der Colonie zu suchen haben; denn ihre Armen verkümmern nicht durch drückenden Mangel, reifen nicht unter Hunger und Sorgen einem frühen Tode entgegen.

Außer den milden Spenden, die der Colonie noch bis auf den heutigen Tag alljährlich durch das königliche Haus zufließen, bestand und besteht ein bestimmter Etat für die Besoldung der Civil-Beamten und für Pensionen. Aus demselben erhielten die Gerichtsbeamten, die Prediger, Lehrer und Cantoren, die Aerzte und Wundärzte und deren Wittwen ihre Gehälter und Pensionen. Dieser Etat wechselte nach den Umständen, und hatte unter Friedrich dem Großen eine Höhe von 45,000 Thlr. In der jetzigen Zeit, wo nur noch die Prediger, Cantoren u. s. w., aber weder die Gerichtspersonen, noch die Aerzte aus diesem Etat besoldet werden, ist derselbe mehr, als um die Hälfte geringer.

Zahl der eingewanderten Colonisten.

Wie groß die Zahl der Eingewanderten gewesen ist, wissen wir nicht genau zu sagen; denn es fehlen hierzu sichere und bestimmte Nachrichten, und die darüber vorhandenen Listen kann man um so weniger als durchaus richtig annehmen, als die

Refugié's nicht in großen Zügen, ſondern gewöhnlich trupp- oder familienweiſe einwanderten, und als mehrere Jahre vergingen, bevor ſie zu feſten Niederlaſſungen ſich abſchloſſen; daher fand in der erſten Zeit ein fortwährender Zu- und Abfluß, nicht nur in den einzelnen Colonieen, deren Zahl auf drei und dreißig angegeben wird, ſondern auch aus einem Lande in das andere Statt. Während in dem einen Orte die Zahl wuchs, verminderte ſie ſich an einem andern. Dies mußte eine genaue Kontrolle ſehr erſchweren, wenn nicht unmöglich machen. Nach der, im Auftrage der Regierung, von Charles Ancillon im Jahre 1697 angefertigten Liſte betrug die Anzahl der in Brandenburg eingewanderten Coloniſten 12,300, worunter auch die in Magdeburg und an andern Orten wohnenden Wallonen mit einbegriffen waren. Hierbei iſt jedoch zu berückſichtigen, daß diejenigen Refugié's nicht mitaufgenommen worden ſind, die in einzelnen Familien im Lande umher zerſtreut lebten, und ſich bald mit den Einwohnern vermiſchten, auch nicht die Militairperſonen mit ihren Frauen und Kindern, deren Zahl nicht unbedeutend geweſen iſt; denn außer den zwei Compagnieen der Grands-Mousquetaires, einer Compagnie zu Pferde, und den Cadetten-Compagnieen gab es gegen fünf Regimenter, deren Officiere und Gemeine meiſtentheils Refugié's waren. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die Colonie durch die im Jahre 1699 aus der Schweiz, und 1704 aus Oranien eingewanderten Flüchtlinge, ſo daß man die Zahl der Aufgenommenen, ohne Uebertreibung, wohl auf zwanzigtauſend anſchlagen kann.

Eine zweite, eben ſo intereſſante Frage wäre nun die, zu wiſſen, ob die Zahl der Refugié's ſich vermindert oder vermehrt habe. Dies iſt aber, womöglich, noch ſchwieriger zu ermitteln. Man hat zwar Nachforſchungen hierüber angeſtellt, und hierbei gefunden, daß manche Colonieen ſich wirklich vermindert haben, ja, andere ganz und gar eingegangen ſind; hieraus aber den Schluß zu ziehen, daß gegen die urſprüngliche Seelenzahl eine Verminderung eingetreten ſei, wäre doch etwas gewagt. Nach dem gewöhnlichen Verlauf, müßte ſie natürlich gewachſen ſein, wenn auch nicht in dem Maaße, als man anzunehmen berechtigt iſt. Sollte indeſſen die Zahl nicht größer,

ja, ſollte ſie nur gleich, oder wohl gar geringer geworden ſein, ſo muß dieſe Erſcheinung in etwas anderem, als in der Sterblichkeit ſeinen Grund haben, zumal da erwieſen iſt, daß dieſe in der Colonie geringer iſt, als bei den Landeseinwohner. Soviel können wir indeſſen mit Gewißheit annehmen, daß, wenn die Colonie ſich wirklich vermindert hat, dies nur ſcheinbar iſt, und daß das, was ſie verloren hat, der Geſammtbevölkerung des Landes zu Gute gekommen iſt.

Scheinbar trat eine Verminderung der Seelenzahl dadurch ein, daß in der Colonie nur diejenigen in den Liſten aufgeführt wurden, die an den Orten ſich einbürgerten, wo ſich wirklich franzöſiſche Gemeinden gebildet haben; die große Zahl von Familien aber, die zerſtreut im Lande umher lebten, da, wo keine franzöſiſche Kirche exiſtirt, ſind Mitglieder der deutſchen Gemeinden geworden, und werden deßhalb nicht zu den Nachkommen der Refugié's gezählt. In den erſten Jahren ihrer Flucht, wo ſie noch mit den Sitten, Gebräuchen und namentlich mit der Sprache der Landeseinwohner unbekannt waren, hielten ſie natürlich mehr zuſammen, aber ſpäter, wo alle dieſe Gründe wegfielen, wo die deutſche Sprache ihre Mutterſprache geworden iſt, und ſie ſich von den Deutſchen in nichts unterſchieden, überall zu Hauſe waren, da ſind die Bande lockerer geworden, und ſie begaben ſich dahin, wo Neigung und Umſtände ſie hintrieben. Die Verbindungen mit den Deutſchen, ihre Wechſelheiraten haben Viele ſogar vermocht, ihre Namen in's deutſche zu überſetzen: ſo verwandelte ſich la Croix in Kreutz; Poirier in Birnbaum; Harang in Hering und le Jeune in Jung; andere Namen ſind durch ſchlechte Ausſprache ſo verdorben, daß man ihren Urſprung gar nicht herauszufinden vermag.

Durch die Militairpflichtigkeit, werden ebenfalls viele Coloniſten aus ihren Geburtsörtern herausgezogen, in andere Provinzen oder Orte verſetzt, wo keine Colonieen beſtehen; Viele von ihnen kehren nicht wieder zurück, und für die Colonie ſind ſie verloren; ähnlich verhält es ſich mit den Colonieegliedern, die als Bonnen oder Erzieherinnen aus den größeren Städten in die Provinzen gehen, dort ſpäter mit Deutſchen Verbindungen eingehen, und nicht wieder in die Colonie zurückkehren.

Eine wirkliche Verminderung erlitt die Colonie aber dadurch, daß unter den erſten Einwanderern viele ſich befanden, deren Frauen und Kinder, entweder freiwillig oder gezwungen, in Frankreich zurückblieben, dieſe Refugié's verſtarben hier kinderlos; andere, die zwar noch jung und von hoher Geburt, aber ohne Vermögen waren, weßwegen ſie keinen, ihrem Stande entſprechenden Hausſtand gründen konnten, hinterließen gleichfalls keine Nachkommen. Hierdurch erklärt ſich die ſonſt auffallende Erſcheinung, daß ſo viele vornehme Geſchlechter, deren Namen wir unter den Einwanderern in der erſten Epoche finden, gänzlich erloſchen ſind.

Wenn zur Zeit der Invaſion der Franzoſen, 1806, bei welcher Gelegenheit Napoleon das Verbannungsdecret gegen die Refugié's aufhob und ihnen das franzöſiſche Bürgerrecht, bei etwaiger Rückkehr, ertheilte, auch einige Coloniſten zurückwanderten, ſo wurde doch die, an und für ſich unbedeutende Verminderung in der Colonie dadurch hinlänglich erſetzt, daß im Laufe der Zeit viele deutſche Familien in dieſelbe eingetreten waren. Merkwürdig iſt es, daß die Colonie in Berlin ſich faſt immer auf gleicher Höhe erhalten hat.*)

Zweites Capitel.

Einfluß der Refugié's auf den brandenburgiſchen Staat durch Wiſſenſchaft und Kunſt.

Der brandenburgiſche Staat, deſſen Gründer Albrecht der Bär war, hat ſowohl aus der anhaltiniſchen, wie aus der hohenzollerſchen Dynaſtie eine lange Reihe ausgezeichneter Fürſten aufzuweiſen, Fürſten, die durch Toleranz, Aufklärung und das Beſtreben, ihr Volk zu ſich emporzuheben, vor vielen andern Herrſchern Deutſchlands ſich hervorgethan haben; dennoch aber erlangte der Staat, bis zu Friedrich Wilhelm weder

*) Siehe Anhang.

politiſch, noch in Hinſicht auf die geiſtige Entwickelung einen nennenswerthen Einfluß auf die deutſchen Staaten, oder andere europäiſche Länder.

Ein langer, blutiger Krieg mit den Wenden hatte Albrecht den Bären in den Beſitz ihres Landes gebracht, aber es war verödet. — Zwar zog er aus Holland und den Rheinlanden Coloniſten herbei; auch blühte das Land unter ihm und ſeinen Nachfolgern fröhlich auf, Wiſſenſchaften und Künſte wurden von ihnen geſchützt und gefördert; aber die wenigen Blüthen, die ſich zeigten, verwelkten ſchnell unter den beiden nachfolgenden Regentenfamilien! Die Märker verſanken in Rohheit und Barbarei. Dieſer Zuſtand dauerte auch unter den erſten Hohenzollern noch fort, und Johann Cicero richtete auf dem Sterbebette folgende, für die Brandenburger nicht ſehr rühmliche Worte an ſeine Söhne Joachim und Albrecht:

„Ich hinterlaſſe Euch, meine Söhne, ein großes Land; allein es giebt kein Fürſtenthum, in welchem mehr Zank, Mord und Grauſamkeit im Schwange geht, als in der Mark. Wehret ſolchem Unweſen und ſchaffet, daß Eure Unterthanen liebreich und ſanftmüthig nebeneinander wohnen mögen.“

Welche Kämpfe Joachim I. gegen die Rohheit des Adels, deſſen Schlöſſer nichts als Raubneſter waren, und gegen das Volk zu beſtehen hatte, iſt bekannt. Als Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften ſuchte er auch die Märker dafür anzuregen. Bisher hatten die Wenigen, die nach höherer Bildung ſtrebten, dieſe aus der Fremde geholt; damit dies ferner nicht mehr geſchähe, ſtiftete der Churfürſt die Univerſität zu Frankfurt a. O. 1506. Ihr Einfluß auf die Bildung des Volkes blieb jedoch ein ſehr geringer, denn es fehlte an Vorbereitungsanſtalten, beſonders auch an Volksſchulen, und wo dieſe vorhanden waren, befanden ſie ſich in ſehr ſchlechter Verfaſſung.

Johann v. Trittheim, den Joachim an ſeinen Hof berufen hatte, und mit welchem er täglich mehrere Stunden in gelehrter Beſchäftigung zubrachte, entwirft folgendes Bild von den Märkern:

„Ich lebe hier, ſchrieb er 1505, durch Gottes Gnade geſund, und ſtehe in großem Anſehn bei dem Churfürſten, bin aber

von allem gelehrten Umgange gänzlich verlaſſen. Die Einwohner ſind gut, aber roh und ungelehrt; ſie lieben die Schmauſereien und den Trunk mehr, als die Wiſſenſchaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt."

Erſt die Reformation führte für die Pflege der Wiſſenſchaften auch hier beſſere Zeiten herbei. Wie andere proteſtantiſche Fürſten, ſo zogen auch die brandenburgiſchen Herrſcher die Kloſtergüter ein, und verwandten einen Theil derſelben zu Gründung höherer Bildungsanſtalten. Johann Georg gründete 1574 die Schule zum grauen Kloſter in Berlin, und ſein Nachfolger, Joachim Friedrich, zu Joachimsthal, 1607, eine ſogenannte Fürſtenſchule, die jedoch im Laufe des dreißigjährigen Krieges ſich auflöſ'te, ſpäter aber, 1685, nach Berlin verlegt wurde, wo die Anſtalt noch jetzt unter den Namen des Joachimsthalſchen Gymnaſiums blüht.

Der dreißigjährige Krieg, der Brandenburg härter traf, als andere deutſche Länder, zerſtörte die geringen Anfänge der Kultur gänzlich. Das Land war verheeret, das Volk verarmt; überall traf das Auge auf Trümmer verwüſteter Städte und Dörfer. Das allgemeine Unglück ſchien die Barbarei auf Jahrhunderte zur Herrſchaft gebracht zu haben.

In dieſer Zeit des allgemeinen Elends erſchien dem Lande in der Perſon Friedrich Wilhelm's der Retter, der von der Vorſehung zum Werkzeug erwählt worden war, das Land von ſeinem tiefen Fall aufzurichten, von ſeiner Schmach zu befreien und zu Ehre und Anſehen zu bringen.

Durch das Zuſammentreffen günſtiger Umſtände war der Staat, der unter dem erſten Hohenzoller nur vierhundert Quadratmeilen umfaßte, auf zweitauſend ſechsundvierzig mit ein und einer halben Million Einwohner angewachſen, und des Churfürſten Genie wußte dieſer Macht die gehörige Bedeutung zu verſchaffen. Bei allen wichtigen Ereigniſſen ſehen wir ihn betheiligt, in faſt alle Verhältniſſe eingreifen, und nicht ſelten durch ſeine Stimme den Ausſchlag geben.

Friedrich Wilhelm war ein frommer Fürſt, ein tapferer, glücklicher und menſchlicher Krieger, ein aufgeklärter Staatsmann, ein Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte;

er verſtand es, die Männer von Verdienſt aufzufinden und glücklich anzuwenden; dabei war er, ein Grundzug des Charakters der Hohenzollern, tolerant, wie es folgender Brief zeigt, den er 1686 an den Herzog v. Savoyen im Intereſſe der grauſam verfolgten Waldenſer ſchrieb:

„Ich habe in meiner Provinz Weſtphalen viele Katholiken, ich beſchütze ſie, ich liebe ſie wie meine übrigen Unterthanen, ſie gelangen zu allen Ehrenämtern, Würden und Stellen, wie die Andern.“

Seine ausgezeichneten Anlagen entwickelten ſich unter der Leitung ſeiner trefflichen Erzieher Kalkum und Müller; vollendet wurde aber ſeine Erziehung in der Schule des Lebens, denn kaum fünfzehn Jahr alt, mußte er, um den Gefahren des Krieges und der Peſt zu entgehen, nach Holland ſich begeben. Hier war es nun, wo er im Umgange mit ausgezeichneten Feldherren und Staatsmännern ſich zu ſeinem Herrſcheramt vorbereitete; hier empfing er für die franzöſiſchen Reformirten die Achtung und Liebe, die ſpäter für die Unglücklichen, zu deren Wohlthäter ihn die Vorſehung auserſehen hatte, ſo günſtig, für ſeine eigene Staaten ſo ſegensreich ſein ſollten.

Die wiedererwachte Liebe zu den Studien der klaſſiſchen Litratur hatte beſonders in Frankreich ſich kund gegeben und namentlich in den höheren und höchſten Ständen Eingang und Theilnahme gefunden; aber auch in keinem Lande fanden die Gelehrten und Künſtler mehr Anerkennung und Aufmunterung, zuerſt unter Franz I. und dann beſonders unter Ludwig XIV., an deſſen Hofe die ausgezeichnetſten Männer in Wiſſenſchaft und Kunſt blühten.

Es konnte daher nicht fehlen, daß der zahlreiche franzöſiſche Adel, der ſich faſt ausſchließlich dem Kriegsdienſte widmete, ebenfalls von dieſem Streben der Geiſtes nach höherer Bildung ſtark berührt wurde, und ſo mit den Tugenden des Kriegers auch einen Grad von Bildung verband, der ihn befähigte, das Kriegshandwerk zur Kriegskunſt zu veredeln. Die langen Bürgerkriege in Frankreich erhielten ihn daneben in ununterbrochener Uebung der Waffen, und ſo iſt es erklärlich, wie Frankreich eine ſo große Zahl von ausgezeichneten Feldherren

aufzuweiſen hat, die ihre Erfahrungen und die Begebenheiten ihrer Zeit in ſchätzenswerthen Werken und Memoiren niederlegen konnten, und dies zu einer Zeit, wo in den öſtlichen Ländern Europa's ſich faſt keine Spur literariſcher Thätigkeit in dieſem Stande findet.

Vorzugsweiſe hatten die Reformirten tüchtige Führer, und Friedrich Wilhelm, der bei ſeinem Aufenthalte in Holland die Erfahrung machte, daß nur ein ſtarkes und wohlgeübtes Heer dem Staate Bedeutung und Feſtigkeit geben konnte, ſuchte mehrere franzöſiſche Officiere für ſeine, künftig zu bildende Armee zu gewinnen; und ſo finden wir ſchon vor dem Widerruf des Edikts mehrere derſelben von hohem Rang und Verdienſten in ſeinem Heere; unter andern den General Major v. Hallard und Pierre de la Caue, den oft genannten Grafen v. Beauveau, den General v. Briquelmont und du Hamel, einen Katholiken, u. ſ. w. Nach dem Widerruf ſoll die Zahl derſelben ſich bis auf fünfhundert belaufen haben.

Alle dieſe Officiere wurden mit erhöhtem Rang angeſtellt, entweder in den ſchon beſtehenden Regimentern, oder in den, meiſt aus Refugié's gebildeten neuen. Als dies noch nicht alle Anſtellungsgeſuche befriedigte, ſo errichtete Friedrich Wilhelm, nach dem Beiſpiele Ludwig XIII. und auf den Vorſchlag des Marſchall v. Schomberg, zwei Compagnien Musquetiere, in welche nur Edelleute, und zwar ſolche, die ſchon in Frankreich gedient hatten, eintreten konnten. Sie führten den Namen „Grands-Mousquetaires," und jede Compagnie beſtand aus ſechszig Mann, davon jeder den Rang eines Lieutenants und einen monatlichen Sold von 10 Thlr. hatte; außerdem erhielten je drei Mann monatlich 4 Thlr. Entſchädigung für den Burſchen. Ihre Uniform war von Scharlachtuch und reich mit Gold beſetzt.

Von einem dieſer Musquetiere, de la Bastide, erzählt uns der Prediger Théremin folgende intereſſante Anecdote:

Der Marſchall von Turenne überreichte dem jungen Krieger, als er — noch in Frankreich — in's Militair trat, eigenhändig eine ſehr lange Picke; der junge Mann fragte ihn: „Aber, mein Herr Marſchall, was ſoll ich mit dieſem Bratſpieß

anfangen?“ „„Mein Kind, du wirſt die Feinde wie Lerchen daran ſpießen.““ „Was werde ich aber thun, wenn der Bratſpieß voll iſt?“ „„Mein Kind, man wird dir alsdann einen andern reichen.““

Zu den beiden Compagnieen Musquetiere fügte er noch eine Compagnie zu Pferde hinzu, deren Beſoldung für den Mann monatlich 5 Thlr. betrug.

Von den jungen Edelleuten, die noch keine Dienſte in Frankreich gethan hatten, bildete der Churfürſt vier Compagnieen Cadetten und theilte ſie den Regimentern zu, wodurch der Grund zu den ſpätern Cadettenhäuſern gelegt wurde.

Solchen, die durch Alter oder Krankheit dienſtunfähig geworden waren, ertheilte er Penſionen bis zu 500 Thlr., wofür ſie in den verſchiedenen Colonieen Aemter zur Verwaltung übernehmen mußten, wenn es ſonſt ihr Geſundheitszuſtand erlaubte. Viele der Eingewanderten erhielten oder erlangten ſpäter die höchſten militäriſchen Würden.

Wenn nun auch der Einfluß aller dieſer berühmten Officiere auf die Entwickelung und Ausbildung des Preußiſchen Heeres kein weithin wirkender war, denn dieſe iſt eine aus dem Geiſte der Fürſten und des Volkes hervorgegangene, ſelbſtſtändige: ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ſie damals, und noch mehr in dem ſpäteren Nachwuchſe, dem Heere manchen tüchtigen Führer gegeben haben; Führer, die ſich alle, wie die Fouquet und Courbière, durch Treue, Eifer und aufrichtige Anhänglichkeit an das zweite Vaterland, wie überhaupt durch eine ehrenhafte Geſinnung ausgezeichnet haben.

„Wenn es ein Verdienſt iſt,“ ſo ſchrieb ein geachteter Officier, „durchaus und mit der treuſten Ergebenheit an unſerm großen und königlichen Monarchen, an ſeinem erhabenen Hauſe und an ſeinem Königreiche zu hangen; wenn es ein Verdienſt iſt, zu jeder Zeit bereit zu ſein, ſich zu opfern, um etwas zu ihrem Glücke beitragen zu können, ſo darf ich mir ſchmeicheln und die Hoffnung ausſprechen, daß ich es einſt verdienen werde, daß die Nachkommen der franzöſiſchen Refugié's, mir die Ehre erzeigen werden, mich unter die Zahl derjenigen zu zählen, die mit dem größten Eifer für ihr Vaterland und für ihre erhabenen Wohlthäter erfüllt geweſen ſind.“

Der Obriſtlieutenant v. St. Julien, ſchrieb eines Tages: „Mein Vater war Refugié, das iſt Alles geſagt, und wenn ich keinen andern Grund hätte, um ſein Andenken zu ehren, ſo würde dieſer allein es mir befehlen. Uebrigens iſt mein einziges Ziel und wird es ſtets bleiben, meinen Adel darin zu zeigen, daß ich ein rechtſchaffener Mann bin, und daß ich treu meinem Vaterlande diene, das zu lieben, die Refugié's allen Grund haben.“

Einen noch höheren Ruf erlangten diejenigen Stände, welche die Wiſſenſchaften entweder zu ihrem Beruf erwählt hatten, oder die neben ihrem Berufe zur Erweiterung ihrer Einſichten in ihr Fach mit den Wiſſenſchaften ſich beſchäftigten; wie Theologen, Juriſten, Aerzte u. ſ. w.

Einer der ehrwürdigſten Stände war der der Geiſtlichen. Der Eifer für die Religion, durch die Verfolgung noch mehr entflammt, der ausgezeichnete Ruf mehrerer Prediger als Kanzelredner hatte viele Perſonen von hohem Range und Genie veranlaßt, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen: ſo daß die Prediger mit dem Verdienſte des Wiſſens noch eine Feinheit der Sitten und eine Weltkenntniß verbanden, die nur die Früchte einer ſorgfältigen Erziehung, des Verkehrs mit den beſſeren Familien der bürgerlichen Geſellſchaft und einer höheren Geburt ſind. So gehörten die Prediger Cappel, Richer, la Foreſt, Daillon und andere den höchſten Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft an. Hieraus erklärt ſich ihr großer Einfluß auf die Kirche, aber auch hieraus der Haß ihrer Feinde, der gerade ſie nach dem Widerruf des Ediktes aus dem Lande trieb, während man den andern Ständen die Auswanderung verbot.

Eine Frucht der Reformation war, daß der gute Geſchmack auf der Kanzel wieder eingeführt wurde, denn vorher hörte man nichts anderes als elende Poſſenreißerei von derſelben. „Die Kanzel,“ ſagt ein Schriftſteller jener Zeit, „iſt weniger ein chriſtlicher Rednerſtuhl, als ein Theater. Man hört von derſelben nur grobe Scherze, unanſtändige Anſpielungen, niedrige Vergleiche, Zweideutigkeiten und Wortſpiele, der Beſcheidenheit eben ſo, wie der Würde des Predigtamtes entgegen. Der Pa-

er Honoré brachte einſt einen Todtenkopf auf die Kanzel, deſſen Kopfputz er nach den darzuſtellenden Perſonen änderte; bald verwandelte er ihn in die Mütze eines Advokaten, bald in die Krone eines Herzogs oder Grafen, bald in den Federhut eines Kriegers, und dieſe Maskerade unterſtützte er durch ſein Spiel. Solche und ähnliche Unziemlichkeiten kamen überall und täglich vor.

In Frankreich, wo bald viele gelehrte Anſtalten entſtanden, auf welchen junge Theologen gebildet wurden, wandten ſich die reformirten Prediger ſchnell einem beſſern Geſchmack zu, und jede Narrenspoſſe, jede unanſtändige Redensart, ſo wie alle Gelehrtthuerei war ſtreng unterſagt; ihre Vorträge durften ſich nur auf die Auslegung der heiligen Schrift beſchränken, und bald erlangten ihre Kanzelredner einen weit verbreiteten Ruf. Ludwig XIV. hörte einſt zu Saumur den reformirten Prediger du Bosc, und ſagte nachher zur Königin: „Madame, ich habe heute den beſten Redner meines Königreiches gehört;“ und zu ſeinen Hofleuten gewendet, fuhr er fort: „es iſt gewiß, daß ich niemals beſſer reden gehört habe.“

Die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Prediger begaben ſich nun meiſt dahin, wo ſchon franzöſiſch-reformirte Kirchen beſtanden, wie nach der Pfalz, Holland und England; Viele derſelben gingen auch nach Brandenburg und beſonders nach Berlin, wo ſich ſchon, wie oben erzählt worden iſt, im Jahre 1672 eine franzöſiſche Kirche unter dem Prediger Forneret gebildet hatte; 1678 wurde er durch Jacob Abbadie erſetzt, der ſich als Kanzelredner, und als Gelehrter durch ſeine Abhandlung über die Wahrheiten der chriſtlichen Religion einen ausgezeichneten Ruf erwarb.

Unter den nach dem Widerruf Eingewanderten nennen wir nun die Prediger: Gabriel, Dartis, François de Gaultier, de Repey, David Ancillon, an welchen der Churfürſt die ſchönen herrlichen Worte richtete:

„Ich danke Gott, daß er euch die Abſicht eingegeben hat, den Reſt eurer Tage in meinen Staaten zu verleben. Ich werde ſorgen, daß ihr ſie ſo angenehm, als möglich zubringet.“ Wie anders lauten die Worte, die der Miniſter Louvois in Frankreich an

Charles Ancillon richtete, als dieſer für ſich und die aus Metz Ausgegewieſenen bat: „Was, mein Herr! Sie haben nur einen Schritt zu thun, um aus dem Königreiche zu ſein, und Sie befinden ſich noch nicht jenſeit der Grenze?“ Ferner Jacques Lenfant, Iſac Beauſobre, die nicht nur als Prediger ſehr beliebt waren, ſondern auch als Gelehrte ſehr berühmt wurden, namentlich durch ihre Kämpfe gegen die Jeſuiten und die katholiſche Kirche; Robert Lorent, Frédéric Reclam, Jean Pierre Erman und viele Andere, deren Nachkommen zum Theil noch heute in derſelben Eigenſchaft in der Colonie wirken.

Daß ſich aber eine ſo große Zahl von Predigern nach Brandenburg wandte, hat einmal darin ſeinen Grund, daß ſeit Johann Sigismund der Hof und viele der erſten Familien des Landes reformirt waren, und dann in der Anerkennung ihrer Verdienſte und Talente, ſo wie in der Vorliebe für die franzöſiſche Sprache, die faſt ausſchließlich am Hofe geſprochen wurde. Dies Letztere wird uns nicht weiter befremden, wenn wir erfahren, in welch' enger Verbindung ſogar die brandenburgiſchen Prinzen ſchon früher mit den Reformirten in Frankreich geſtanden haben. So beſuchte im Jahre 1611 der Markgraf Johann George auf ein Jahr lang die Univerſität zu Saumur und lebte hier im vertrauteſten Umgange mit dem berühmten du Pleſſis Mornai; einige Jahre ſpäter, 1621, beendigte der zweite Sohn Johann Sigismund zu Sedan ſeine Studien, und Friedrich Wilhelm wurde nur durch den dreißigjährigen Krieg verhindert, ſich nach Frankreich zur weiteren Ausbildung zu begeben; doch fand er durch ſeinen Aufenthalt an dem oraniſchen, ganz franzöſiſchen Hofe, und im Umgange mit der Elite des reformirten franzöſiſchen Adels, eines Bouillon, Turenne u. ſ. w., die ſich unter dem oraniſchen Helden ſelbſt zu Helden bildeten, einen hinlänglichen Erſatz, und die franzöſiſche Sprache die geeignete Pflege. Des Churfürſten Vermählung mit Luiſe Henriette v. Oranien, und ſeine Verwandtſchaft mit der gräflich Dohnai'ſchen Familie, die lange in Frankreich gelebt hatte, trugen nicht wenig zur Einbürgerung der franzöſiſchen Sitten und Sprache an unſerem

Hofe bei, und ſo iſt es wohl mehr als wahrſcheinlich, daß ſie die Umgangsſprache der vornehmen Welt geweſen ſei. Dies Alles und die freundſchaftlichen Beziehungen der reformirten Hofprediger, konnte für die franzöſiſchen Prediger nur vortheilhaft ſein, und bereitete ihnen eine Stätte, wie in keinem anderen Lande.

Dreizehn Jahre ſchon beſtand die franzöſiſche Kirche in Brandenburg, da erſchien der Widerruf des Ediktes und vermehrte die Zahl der Mitglieder ſo bedeutend, daß weder der Pöllnitz'ſche Saal, noch die Schloßkapelle, die das Wohlwollen des Churfürſten ihnen einräumte, dem Bedürfniſſe genügte, und der Churfürſt der Colonie 1688 den Mitgebrauch des Domes geſtattete. Dieſe hier gehaltenen gottesdienſtlichen Verſammlungen waren, ſo erzählt ein Augenzeuge, die glänzendſten, die man nur ſehen konnte; der Churfürſtliche Hof, die Staatsminiſter und die Generale wohnten ihnen bei, und wenn nun auch die Neugierde ihren Theil hieran haben mochte, ſo waren es doch hauptſächlich die Vorträge des Prediger Abbadie, welche das Publikum heranzogen; ſo daß er genöthigt ward, um Allen zu genügen, jeden Sonntag zweimal zu predigen, bis er 1685 und 1686 in den Predigern Gaultier und David Ancillon zwei würdige Collegen erhielt.

Indeſſen erfreute ſich die franzöſiſche Kirche nicht ſofort des Genuſſes der ihr zugeſicherten Freiheiten, wenn auch ihre ganze Einrichtung im Allgemeinen der Kirche in Frankreich entſprach, ſo blieb ſie dennoch einige Jahre nach ihrer Gründung in Bezug auf ihre Verwaltung in Abhängigkeit von dem deutſchen Conſiſtorium; erſt unter der folgenden Regierung erhielt ſie ein eigenes Oberconſiſtorium und mit ihm ihre Unabhängigkeit.

Zwar hatte die Kirche ſchon im Jahre 1674 ihre Anciens, aber dieſe bildete, mit den Predigern in Verbindung, noch nicht das, was man Compagnie de Consistoire nennt, d. h. die Verbindung der Geiſtlichen und Laien zu einer kirchlichen Behörde, die über die Kirchen- und häusliche Zucht zu wachen und die Uebertreter zur Rechenſchaft und Beſtrafung ziehen konnte, worin das franzöſiſche Conſiſtorium ſich weſentlich von dem deutſchen,

das nur aus Geiſtlichen zuſammengeſetzt iſt, unterſcheidet. Die Funktionen der Anciens beſchränkten ſich damals allein auf Sammeln und Vertheilen der Almoſen. Mit dem Jahre 1682 änderte ſich dies Verhältniß; der Prediger Abbadie ſetzte, vom Miniſter Fuchs unterſtützt, die Bildung eines Conſiſtorii in dem oben angegebenen Sinne beim Churfürſten durch; jedoch nicht ohne einige Beſchränkungen. Die Verſammlungen dieſes Conſiſtorii wurden entweder beim Prediger Abbadie oder im Dome abgehalten, gewöhnlich in Gegenwart des Hofpredigers Bergius, der als churfürſtlicher Commiſſar dabei fungirte.

Da jedoch dieſe Conſiſtorial-Verfaſſung noch immer zu unbeſtimmt und ſchwankend war, und die Compagnie ſich in der Ausführung ihrer Beſchlüſſe gehemmt ſah, was beſonders bei der zunehmenden Zahl der Mitglieder recht fühlbar wurde: ſo entwarfen Abbadie und Mennot eine Denkſchrift an den Churfürſten, in welcher ſie ihn inſtändigſt baten, ihre Kirche in den Genuß der ihr bewilligten Freiheiten und Rechte zu ſetzen, weil ſie nur in dem Beſitze derſelben der Disciplin ihrer Kirche Geltung verſchaffen könnten. Obwohl der Miniſter Fuchs ihnen die Verſicherung gegeben hätte, daß das Conſiſtorium die Laſterhaften und Böſen vorzufordern und ſie nach der Strenge ihrer Kirchenzucht beſtrafen zu laſſen das Recht hätte, ſo fände es doch nur Widerſpruch und Ungehorſam, und Niemand wolle dieſelbe als eine zu Recht beſtehende Kirchenbehörde anſehen, die befugt ſei, über die Erhaltung der Sitte und Zucht in der Colonie zu wachen, und die Kirchenſtrafen zu verhängen.

Auf dieſe Denkſchrift ertheilte der Churfürſt der Colonie die Freiheit, ihre Anciens in voller Verſammlung zu wählen und dem Conſiſtorio das Recht, ihre Disciplin überall einzuführen, und die Kirchenſtrafen über Alle verhängen zu können, die gegen dieſelbe ſündigen würden.

Noch in demſelben Jahre, 1684, wurden die, über die Erhaltung der guten Sitten und Frömmigkeit, Kinderzucht u. ſ. w. gefaßten Beſchlüſſe von den Kanzeln herab bekannt gemacht, und zu deren Aufrechthaltung ein Prediger und zwei Anciens jedes Vierteljahr in der Gemeinde umhergeſchickt, um ſich zu überzeugen, ob das Leben in derſelben auch ein wahrhaft chriſt-

hes ſei. Zugleich wurde die Colonie in drei Quartiere ge-
eilt, und die Sorge für die Wohlfahrt eines jeden Einzelnen
en denſelben Perſonen übertragen.

Die Deklaration vom 7. Dezember 1689 brachte die kirch-
he Einrichtung, wie ſie in Frankreich beſtand, für die ganze
olonie zur vollen Geltung, nur mit der Beſchränkung, daß
m Souverain die biſchöflichen Rechte verblieben: Beſtätigung
r durch die Gemeinde gewählten Prediger, und die Macht-
efugniß, die Disciplin in allen Fällen ändern zu können, wo
s die Umſtände erfordern würden.

Bis zu dem Jahre 1715, wo in gewiſſer Beziehung die
irche in ihrer Entwickelung in ein neues Stadium trat, waren
e Prediger, deren jeder ſein beſonderes Revier für Kranken-
ſuch und andere Funktionen ſeines Hirtenamtes hatte, an
ine beſtimmte Kirche gebunden, ſondern ſie predigten ab-
echſelnd bald hier bald dort in der Gemeinde. In dieſem
ahre aber wurde durch ein königliches Reſcript die Kirche in
rei Kirchſprengel, den Werder, die Friedrichs- und Dorotheen-
adt getheilt und einem jeden drei Geiſtliche beigegeben. Im
ahre 1719 kam noch der ſogenannte Cöpenicker und 1726 der
erliner Kirchſprengel hinzu; im Ganzen alſo fünf mit elf
redigern. Außerdem war noch an dem Hospital ein eigener
rediger angeſtellt. Von dieſen fünf Parochieen gingen in der
euſten Zeit die Werderſche und Dorotheenſtädtiſche wieder ein.
u bemerken iſt noch, daß unter den, von den Refugié's er-
auten Kirchen, die Berliner die erſte Orgel hatte; 1753 folgte
ie friedrichſtädtiſche Gemeinde mit dieſer Einrichtung.

Unter ſolchen Umſtänden mußte der Einfluß der franzöſi-
hen Prediger, die mit der wiſſenſchaftlichen Bildung auch die
eſellſchaftliche zu verbinden wußten, auf die Landeseinwohner und
eſonders auf Kanzelberedſamkeit ein höchſt wohlthätiger ſein,
er um ſo ſichtbarer hervortrat, als dieſer Zweig der Bered-
amkeit vor der Refuge in Deutſchland noch ſehr im Argen lag.
– Wir erinnern hier an Gellert's Candidaten. — Die einzigen,
ie ſich über den Geſchmack ihrer Zeitgenoſſen erhoben hatten,
aren die reformirten Hofprediger Stoſch, Bergius u. ſ. w.,
ie jedoch ebenfalls ihre weitere Ausbildung in Frankreich er-

halten hatten. Es war daher nichts natürlicher, als daß die Kanzelvorträge eines Abbadie, Gaultier, Lenfant, Beaufobre und Forneret, die ſich bei ihren Predigten eines ungeheuren Zudranges erfreuten, zur Nacheiferung anreizten, und daß ihre Kanzelvorträge als Muſter dienen mußten zu einer Zeit, wo Deutſchland dergleichen noch nicht darbot.

In einer eben ſo großen Achtung wie die Prediger ſtanden auch die Richter; denn unter ihnen gab es eine bedeutende Zahl von Männern, die ſich durch Gelehrſamkeit, Würde und Rechtſchaffenheit, ſo wie durch ihren unerſchütterlichen Muth in Vertheidigung ihrer und ihrer Partei Rechte, einen Ruf erwarben, aber auch den Haß ihrer Feinde auf ſich gezogen hatten. Wir wollen hier nur den ehrwürdigen l'Hopital, einen Katholiken, aber eifrigen Vertheidiger der Reformirten, den weiſen Anne du Bourg und ſeinen Unglücksgefährten, den Präſidenten Briſſon, die beide den Märtyrertod ſtarben, ſo wie den Pierre de la Place, der in der Bartholomäusnacht lieber ſterben, als ſich durch einen Betrug, nämlich Anheftung eines weißen Kreuzes, retten wollte, nennen. Viele derſelben kamen auch nach Brandenburg und bereiteten dem Churfürſten nicht geringe Sorge, denn einmal verſtanden ſie nicht die Landesſprache, und dann fehlte es auch, da doch alles erſt im Werden war, an Stellen, um ſie in geeigneter Weiſe anzuwenden; die verſchiedenen Coloniegerichte entſtanden erſt ſpäter und unter der folgenden Regierung.

Aber Friedrich Wilhelm hatte ſie herbeigerufen und durch das Edikt von Potsdam die Verpflichtung, für alle zu ſorgen, übernommen, und was der Churfürſt als Menſch verſprach, das hielt er auch als Fürſt.

Die Größe des brandenburgiſchen Staates und der Einfluß, den ihm der Churfürſt auf die europäiſchen Angelegenheiten verſchafft hatte, ſo wie der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, der damals ſchon allgemein bei allen geheimen und öffentlichen Staatsverhandlungen eingführt worden war, boten ihm die Mittel zur Löſung ſeines Wortes. Viele der eingewanderten Männer, die mit Rechtskenntniſſen eine hohe Geburt, Welt- und Menſchenkenntniß verbanden, wurden zu Geſandten

er Geſandtſchaftsräthen ernannt, oder er ordnete ſie dem, mit
n Angelegenheiten der Colonie betrauten, Miniſter als Räthe
i. Dieſe Behörde, während einiger Zeit gleichſam die oberſte
der Colonie, führte den Namen des Commiſſariats. Die
rordnungen in Bezug auf Handel und auf die Einrichtung
: Manufakturen, die von den Refugié's entweder vervoll-
mmnet oder neu gegründet wurden, boten ebenfalls Gelegenheit
ielen dieſer Rechtskundigen eine angemeſſene Stellung zu geben.

Die Colonie in Berlin, als die älteſte, erfreute ſich zuerſt
s Vorzugs, einen eigenen Richter, aus ihrer Mitte zu haben.
n der Audienz, welche der Churfürſt dem David Ancillon
b, wurde ſein Sohn Charles zum Richter und Direktor in
erlin ernannt. Kurze Zeit nachher wanderte der Bruder des
rdigers, Joſeph Ancillon ein, und wurde zum Oberrichter
r Refugié's in Brandenburg, 1688, eingeſetzt. Dieſer wurde
der Colonie, in Bezug auf Charles Ancillon, ſtets der
eine Oberrichter genannt. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften
gte er 1699 dieſe Würde nieder.

Die in der Colonie allmählig eingeſetzten Civil-Gerichte
aren: 1., die in allen Colonieen befindlichen Untergerichte;
, der Ober-Gerichtshof, beſtimmt die Appellationen der Un-
rgerichte anzunehmen, diejenigen zu examiniren, die ſich um
in Civilamt bewarben und die Räthe zu ernennen, die beim
)ber-Reviſions-Tribunal als Berichterſtatter in den Rechts-
ändeln der Colonie zu fungiren hatten; 3., das Ober-Direk-
rium, Conseil français, aus Räthen zuſammengeſetzt, die aus
n verſchiedenen Ständen der Colonie gewählt wurden, und
ie unter dem Vorſitz eines Staatsminiſters, des Chefs der Co-
nie, über die Intereſſen und über die Erhaltung der Privile-
ien zu wachen, überdies diejenigen dem Fürſten zur Beſtäti-
ung vorzuſchlagen hatten, welche zu geiſtlichen oder Civilämt-
rn, oder zum Empfang von Gnadengehältern erwählt worden
aren.

Das Gehalt dieſer Civilbeamten war übrigens nur ein
hr mäßiges. Der Richter beim Ober- oder Untergericht in
Berlin erhielt jährlich 300 Thlr., in den großen Provinzial-
Städten 200 Thlr., in den kleineren 150 Thlr. Die Inſpec-

toren der Colonieen auf dem Lande wurden mit 150, und die Procuratoren mit 50 Thlr. beſoldet, wofür ſie den Dürftigen, wahrſcheinlich unentgeltlich, als Rechtsbeiſtand dienen mußten.

Auch die Aerzte, Chirurgen und Apotheker der Reformirten, ſo wenig ihre Kunſt auch in Beziehung zur Religion ſtehen mag — in der früheren Zeit waren es beſonders Juden, welche dieſe Kunſt übten — waren nicht ausgeſchloſſen von der allgemeinen Verfolgung.

In Frankreich gab es noch viele heimliche Anhänger der Reformation; denn daß die Meiſten unter den zurückgebliebenen Reformirten nur aus Furcht und ihrer Exiſtenz wegen zum Schein zur katholiſchen Kirche übergetreten, im Herzen aber ihrem Glauben treu geblieben waren, daß wußten die Bekehrungshelden ſehr wohl. Um ſich aber auch dieſer zu bemächtigen, und ſie wahrhaft in den Schooß „der Alleinſeligmachenden“ zurückzubringen, wenn auch erſt in den letzten Stunden ihres Lebens, in der Stunde des Todeskampfes, dazu ſchien nichts geeigneter, als dem Kranken den Beiſtand ihrer Aerzte zu entziehen, ſo daß er in bedenklicher Lage und in der Gefahr ſeines Lebens ſeine Zuflucht zu einem katholiſchen Arzt zu nehmen, gezwungen wurde. Dieſe waren alsdann gehalten, ſofort den Prieſter von dem Zuſtande des Kranken in Kenntniß zu ſetzen, damit dieſer ſein Bekehrungsgeſchäft von Stund an beginnen konnte; weigerte ſich der Kranke durchaus nach katholiſcher Weiſe zu ſterben oder ſelig zu werden, — denn daran erkannte man ja den verſteckten und verſtockten Reformirten — ſo hatte der Arzt die gemeſſene Ordre, nach dem zweiten Beſuch den Kranken ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Die franzöſiſchen Aerzte, wie ihre mediciniſchen Akademieen, namentlich Montpellier, hatten einen europäiſchen Ruf, und Friedrich Wilhelm empfing die Flüchtlinge mit offnen Armen. Die überall ſich bildenden Colonieen und die Armee boten ihnen hinlänglich Gelegenheit von ihrer Kunſt Gebrauch zu machen. In Berlin, wohin er die ausgezeichnetſten Aerzte berief, erhielten ſie ein Gehalt von 200 Thlr., und einige von ihnen den Titel als Hofärzte, wie Jacob v. Gaultier, der Bruder des Predigers.

Dieſer Jacob Gaultier kam 1686 nach Berlin. Er hatte ſchon im Jahre 1684 Frankreich verlaſſen und ſich nach der Schweiz, nach Bern, begeben, von wo aus er das Edikt von Potsdam, daß ihm ſein Bruder in mehreren tauſend Exemplaren zugeſchickt hatte, in Frankreich zu verbreiten wußte. Beſonders hatte er dazu beigetragen, daß eine ſo große Zahl von Fabrikanten und Manufakturiſten in Brandenburg einwanderten. Da er jedoch fürchtete, daß Bern ſich Ludwig XIV. Zorn zuziehen, und er ſelbſt ſich deſſen Rache ausſetzen könnte, ſo verließ er die Schweiz und ging nach Berlin; wo er ſich die Gunſt des Churfürſten in hohem Grade erwarb, um die Colonie ſich aber ſehr verdient machte. Ihm verdankt dieſe auch eine Stiftung, die unter dem Namen der Mannite bekannt iſt, und den Zweck hat, Armen und Kranken eine kräftige Bouillon zu reichen. Er gewann für dies Unternehmen nicht nur franzöſiſche, ſondern auch recht viel deutſche Frauen; auch die Königin Mutter, Sophie Dorothea, gab reichliche Beiträge. Bei den franzöſiſchen Aerzten herrſchte damals die Sitte, nach dem Beiſpiel der Pariſer, ihre Krankenbeſuche zu Pferde abzumachen.

Das gleich im Anfange der Refuge gegründete Hospital für arme Kranke und ſchwache Greiſe, erhielt in Iſac Rouſſel ſeinen erſten und eigenen Arzt; auch die Dorotheenſtadt, gewöhnlich Neuſtadt genannt, die damals angelegt, und größtentheils von Refugié's bewohnt wurde, und die deßhalb einen eigenen Magiſtrat erhielt, bekam ebenfalls einen eigenen Arzt, einen Stadtphyſikus. Dies war damals Samuel Duclos, der ſich durch ſeine fiebervertreibenden Pulver einen bedeutenten Ruf, und, da die Bereitung dieſes Pulvers noch ein Geheimniß war, auch ein bedeutendes Vermögen erwarb. Bei ſeinem Tode ſetzte er das Waiſenhaus und die Ecole de Charité zu Erben dieſes Geheimniſſes ein, deren Directorium die Bereitung des Pulvers einem Arzt aus der Colonie übertrug, und den Verkauf derſelben zum Nutzen der Anſtalt noch bis anf den heutigen Tag betreiben läßt.

Neben den Aerzten wanderten auch viele Wundärzte und Apotheker ein, von denen jene theils in den Hospitälern, theils

in den Colonieen, theils aber auch in der Armee angeſtellt wurden. Unter ihnen gelangte François Charpentier zu dem Grade eines General-Chirurgen in der Armee. Da ihre Zahl bedeutend groß war, und wohl mancher Unfähige dieſe Kunſt zum Nachtheile des Volkes ausübte, ſo wurde, um jedem Mißbrauch für die Folge vorzubeugen, durch eine Verordnung vom Jahre 1724 die Zahl der franzöſiſchen Wundärzte für die Hauptſtadt auf acht feſtgeſetzt.

Die Apothekerkunſt war damals in Brandenburg noch ſehr in der Kindheit und die Zahl der Apotheken ſehr gering. Die erſte Apotheke wurde zu Halle im Jahre 1493 gegründet; in Berlin war die erſte die Tonnenberg'ſche. Der Churfürſt Joachim Friedrich, oder vielmehr ſeine Gemahlin legte 1598 die Schloßapotheke an, aus welcher den Armen unentgeltlich Medicin verabreicht wurde. Friedrich Wilhelm unterſtützte und verbeſſerte die beſtehenden, und erlaubte den Refugié's, die ſich als Apotheker ausweiſen, ohne Examen ihre Kunſt auszuüben, die ſich nicht allein darauf beſchränkte, Heilmittel zu bereiten, ſondern auch leichte Kuren auszuführen, und beſonders bediente man ſich ihrer bei Kinderkrankheiten; auch reichten ſie damals ſelbſt dem Kranken die Medicin, um ſich ſofort von der Wirkung derſelben zu überzeugen. Im Jahre 1723 wurde die Zahl der franzöſiſchen Apotheken auf vier feſtgeſetzt. Unter den Refugié's erwarb ſich Drague durch ſeine glücklichen Kuren einen außerordentlichen Ruf. Zu jener Zeit genoſſen die Apotheker noch das Privilegium, die Confitüren zu bereiten. So weiß der praktiſche Sinn des Volkes ſtets das Rechte zu treffen und zu vereinigen.

Die Verfolgung der Reformirten in Frankreich führte eine verhältnißmäßig nur geringe Anzahl von Gelehrten nach Brandenburg, nicht weil ſie ſich leichter zum Rücktritt zur katholiſchen Kirche verſtanden hätten, ſondern weil dieſer Stand in jener Zeit überhaupt nur ſchwach vertreten war. Gelehrte von Fach gab es nur wenige, denn die ſich mit dem Anbau der Wiſſenſchaften beſchäftigten, waren in der Regel auch mit einem öffentlichen Amte bekleidet. Erſt mit dem Entſtehen der Akademieen in Frankreich mehrte ſich die Zahl der Gelehrten von Fach,

und Ludwig XIV. gab auch hierin den erſten Anſtoß, indem er ſolchen Männern reiche Penſionen ausſetzte, damit ſie ungehindert der Wiſſenſchaft dienen könnten.

Brandenburg hatte im 17. Jahrhundert dem einfachen Gelehrten, dem Schriftſteller ohne Amt und Vermögen nur wenig zu bieten, denn der dreißigjährige Krieg raubte Muße und Mittel, und der Churfürſt, ein wie großer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften er auch war, hatte mit der Noth des Landes genugſam zu kämpfen. Erſt mußten Handel und Gewerbe blühen, ehe er an den Anbau der Künſte und Wiſſenſchaften denken konnte, die wohl das Leben verſchönen, aber nicht den Wohlſtand hervorrufen, ſondern erſt eine Folge deſſelben ſind.

Indeſſen fanden doch einige Gelehrte unter den Réfugié's, ungeachtet der geringen Hülfsquellen, die das Land damals bot, eine ziemlich gute Stellung. Bis zu dem großen Churfürſten war für den Anbau der vaterländiſchen Geſchichte wenig geſchehen, weßhalb er, um den Patriotismus zum Bewußtſein zu bringen, die Stelle eines Hiſtoriographen für dieſen Zweig der Wiſſenſchaft ſchuf. Außer mehreren Deutſchen wurden auch einige Réfugié's mit dieſer Stelle bekleidet; ſo der Herr von Rocolles; unter Friedrich I. erhielt Antoine Teiſſier, Geſandtſchaftsrath, und 1699, Charles Ancillon dieſe Stelle, die mit einer jährlichen Penſion von 500 Thlr. dotirt war. Aber weder die Deutſchen, noch die Franzoſen kamen damals mit dieſem Werke zu Stande, wiewohl ſie ſchätzenswerthe Materialien und einige Bruchſtücke der brandenburgiſchen Geſchichte hinterließen. Später ging dieſe Stelle wieder ein.

Die Unbekanntſchaft mit der Landesſprache war den Refugié's beſonders hinderlich, eine Stellung an den Landesuniverſitäten und Gymnaſien zu gewinnen; erſt als Friedrich I. das Collège français geſtiftet hatte, fanden hier Sperlette, Chauvin, Audouy, v. Pennavaire und de la Croze, Andere an der von eben dem Fürſten geſtifteten Societät der Wiſſenſchaften eine entſprechende Thätigkeit.

Nachdem der Churfürſt Friedrich Wilhelm eine Colonie in Frankfurt an d. O., 1686, geſtiftet hatte, bot auch die

dortige Universität einige Existenzmittel; der Fürst gründete nämlich für eine Anzahl von zwölf französischen Studenten ein Stipendium zu je 50 Thlr.; dies zog eine bedeutende Zahl junger Leute aus den besten französischen Familieen hierher, und der Prediger Bancelin wurde als Inspektor dieser jungen Studirenden gesetzt. Im Jahre 1698 errichtete Friedrich I. daselbst einen Lehrstuhl für die französische Sprache und besetzte ihn mit Jean Cauſſe, seit 1690 Nachfolger des Bancelin.

Im Jahre 1687 kam Philipp Naudé nach Berlin, und da er seine Jugend in Deutschland verlebt hatte, mithin der deutschen Sprache mächtig war, so wurde er sogleich als Lehrer der Mathematik an dem Joachimsthalschen Gymnasium angestellt, später wurde er zum Mitgliede der Königlichen Societät der Wissenschaften ernannt; so wie sein Sohn, Jaques Naudé, zum Professor der Theologie an demselben Gymnasium.

Friedrich I., der Gelehrte und Künstler mit großer Freigiebigkeit belohnte, und durch Gründung einer Menge darauf bezüglicher Anstalten seine Regierung in den Annalen der preußischen Geschichte zu einer der glanzvollsten gemacht hat, war auch der Stifter der Universität zu Halle, deren erster Keim eigentlich in einem französischen Institute zu suchen ist. Es verhält sich hiermit folgendermaßen.

Der Administrator des Herzogthums Magdeburg hatte ein Institut zur Erziehung junger Adeliger gestiftet. Kaum war dieser gestorben, so beeilte sich la Fleur, ein Franzose und dessen Kammerdiener, diese wichtige Nachricht dem Churfürsten zu überbringen und für sich das Privilegium zur Fortsetzung der Anstalt zu erbitten. Die Bitte wurde ihm gewährt, und la Fleur verpflanzte diese Anstalt nach Halle, wo er ein eigenes Haus erstanden hatte. Ohne die geringste Unterstützung von Seiten der Regierung hatte er sie bis zum Jahre 1688 fortgeführt; da aber zwischen la Fleur und seinen Lehrern Mißverhältnisse eingetreten waren, so wurde sie von Friedrich I. zu einer Staatsanstalt, zu Gunsten des Adels, erhoben. Um diese Zeit flüchtete der in Leipzig verfolgte, berühmte Professor Thomaſius nach Halle, wohin dem großen Manne eine bedeutende Anzahl junger Leute nachfolgten. Diese Begeben-

heit brachte Friedrich I. auf den Gedanken hier eine Universität zu gründen, und dieſer wurde durch ein Dekret vom Jahre 1693 die Akademie la Fleur's einverleibt.

Die Reformirten in Frankreich ſtanden unbezweifelt auf gleicher Stufe der Bildung mit den Katholiken; nur in Rückſicht auf die bildende Künſte waren dieſe ihnen überlegen. Das Auffallende dieſer Erſcheinung verſchwindet aber, wenn man in's Auge faßt, daß jede der beiden Kirchen eine ganz verſchiedene Seite des Menſchen zu erfaſſen ſich beſtrebt. Der ganze katholiſche Cultus zielt darauf hin, die Sinnlichkeit zu erregen, namentlich der Phantaſie den weiteſten Spielraum in Glaubensſachen zu gewähren; daher der Ceremoniendienſt, der Pomp bei religiöſen Feierlichkeiten, die Anrufung der Heiligen, der Wunderglauben und der Bilderdienſt; daher auch die Größe und Pracht ihrer Tempel, die mit den koſtbarſten Gemälden, Statuen und Sculpturen ausgeſchmückt ſind. Dies Alles zuſammen genommen macht die Menge befangen, bietet aber dem Künſtler Muſter der Nachahmung und Stoff zu neuen Kunſtſchöpfungen. Dagegen verwirft die reformirte Kirche alle Menſchenſatzungen und jedes ſinnliche Mittel um zur Erkenntniß zu gelangen; ſie ſtützt ſich einzig und allein in Glaubensſachen auf die Bibel, geſtattet jedoch die freie Forſchung in derſelben und verlangt eine Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit.

Deßhalb verwarf Calvin, der ſtrenger als Luther war, jeden Schmuck der Tempel bis auf den Altar und den Taufſtein, um jede Erinnerung an den katholiſchen Gottesdienſt zu vernichten. Zwingli wollte ſogar den Geſang aus dem Gottesdienſt verbannt wiſſen; dies konnte natürlich der Kunſt nicht förderlich ſei.

Schon auf der Synode zu Verſeuil, 1567, wurde der Beſchluß gefaßt, daß allen Sculpturarbeitern, Goldſchmieden, Malern, Stickern, Glaſern, Tiſchlern, Zimmerleuten und Maurern der reformirten Gemeinden die Aufertigung von Arbeiten, die auf die Abgötterei der katholiſchen Kirche Bezug haben, ſtreng unterſagt ſei, und daß; wenn ſie nach der Kenntnißnahme dieſes Beſchluſſes dergleichen Dinge dennoch anfertigen würden, durch die geiſtliche Cenſur geſtraft werden ſollten; ſelbſt Arbeiten der Art für die katholiſche Kirche auszuführen, ward ſtreng

verboten. — Von dieſem Rigorismus iſt man, Gott ſei Dank, ſchon längſt zurückgekommen. — Somit wurden die Reformirten von den bildenden Künſten mehr abgewendet, und wie nun die Zahl der Künſtler in Frankreich ſelbſt gering blieb, ſo konnten auch nur Wenige derſelben in Brandenburg einwandern.

Der Churfürſt, der unter andern Sammlungen von Kunſtſchätzen, ſchon damals eine ſchätzbare Sammlung von Original-Gemälden beſaß, empfing die flüchtigen Künſtler mit offnen Armen und beehrte ſie mit vielen Aufträgen. Unter den Malern erwarben ſich die beiden Huaut's, Henri Fermandeun; Jacab Baillant und Ramondon einen bedeutenden Ruf. Von dem Letzeren ſoll noch ein Portrait des großen Churfürſten vorhanden ſein.

Vorzugsweiſe aber fanden die Architekten ein weites Feld ihrer Thätigkeit; denn noch keineswegs waren die Spuren der Verwüſtung aus dem dreißigjährigen Kriege her verſchwunden. In dem Verhältniß wie die Bevölkerung wuchs entſtanden auch die Straßen und Häuſer aus ihren Ruinen. Beſonders aber bedurfte Berlin einer Erweiterung, nicht nur weil hier eine größere Zahl von Refugié's ſich niederließ, ſondern weil überhaupt der Zudrang nach den Hauptſtädten größer iſt, indem alle diejenigen dahingezogen werden, die für ihre Talente und ihre Fähigkeit ein weiteres Feld bedürfen.

Selten wohl bietet eine Stadt ein Beiſpiel ſo ſchnellen Aufblühens und Wachsthumes dar, als Berlin. — Um das Jahr 1658 fing man an, den Werder, 1674 die Dorotheenſtadt zu bauen; 1690 betrug die Bevölkerung mit einigen Tauſend Refugié's nur vierzehntauſend Seelen; 1747 war ſie auf 106,000; 1806 auf 150,000 Einwohner geſtiegen, und jetzt möchte ihre Zahl wohl 450,000 betragen. Schon unter dem großen Churfürſten und durch die Refugié's, denen die größten Vortheile bei ihren Niederlaſſungen geboten wurden, nahm Berlin eine ganz andere Geſtalt an: die Schloßfreiheit, die Stechbahn, die Brüderſtraße, der alte St. Petri-Kirchhof und der Mühlendamm waren faſt nur von franzöſiſchen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt, die hier eine Menge Häuſer erbauten. Eine große Zahl derſelben ließen ſich auf der ſogenannten

pziger Vorſtadt, die damals nur aus Gärten und Feldern ſtand, nieder; ſpäter wurde dieſem Stadttheile der Name riedrichsſtadt beigelegt; eben ſo füllte ſich die Königs-, Spanuer-, Stralauer- und Köpnicker-Vorſtadt mit franzöſiſchen ärtnern.

Bei dieſen Bauten wurden mehrere der franzöſiſchen Architen verwendet; wie Abraham Quesney, der die friedrichtdtiſche Kirche und das franzöſiſche Waiſenhaus baute, und ierre Boynet in Berlin; die Gebrüder Detan in der Comie zu Königsberg, von denen der eine zum Condukteur, der dere zum Genral-Controlleur der Bauten ernannt wurde; rzugsweiſe leiſteten aber de la Chiese, Cayart und Bodt m neuen Vaterlande in der Baukunſt wichtige Dienſte.

Wenn die franzöſiſche Sprache den genannten Ständen, ſonders in der erſten Zeit der Einwanderung, nicht ſelten ein überwindliches Hinderniß für ihr Fortkommen war, ſo bot ſie dern Refugié's beiderlei Geſchlechts, die neben ihren Kenntſſen Einſicht und ſeine Bildung beſaßen, gerade ein Mittel, h eine ihrem Stande und ihrer Bildung entſprechenden Stelng als Erzieher und Erzieherinnen zu gewinnen; was ihnen darch ſehr erleichtert wurde, daß der Churfürſtliche Hof mit inem Beiſpiele dem Lande voran ging; denn Friedrich Bilhelm ließ zwei ſeiner Prinzen durch Refugié's, den Herrn . Auché und Marconnay, und ſeine Enkelin durch Fräulein . Ingenheim, aus Metz, erziehen. Bald fand man auch in n höheren und begüterten Familien nur franzöſiſche Erzieher d Erzieherinnen. Von den Frauen, die in den erſten Häuſern s Landes in dieſer Eigenſchaft wirkten, und ſich durch die ebenswürdigkeit ihres Charakters lange Zeit in ehrenvollem ndenken erhalten haben, nennen wir hier Anne und Marertte Varnier, Charreton, v. Combles, Portal, arbot, v. Bonafonds, Pellet und die Gräfin Bloſſet, r allen aber die Frau v. Rocoulle, die Friedrich I. zur rzieherin des Kronprinzen, des nachmaligen Königs, Friedch Wilhelm I., erwählte, Sie entledigte ſich dieſes Aufages mit ſo ausgezeichnetem Erfolge, daß ihr erhabener Zögng ſie ſpäter zur Erzieherin aller ſeiner Kinder, alſo auch

Friedrich des Großen, deſſen Regierungsantritt ſie noch ſah, ernannte. Sie ſtarb in dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahr 1741.

Da indeſſen nicht ſo viel Erzieherinnen vorhanden waren, um alle Anſprüche zu befriedigen, ſo rief das Bedürfniß Inſtitute in's Leben, die bis dahin in Brandenburg noch nicht beſtanden hatten, nämlich die Penſions-Anſtalten, über deren Werth oder Unwerth wir hier nicht zu entſcheiden haben, die ungemein zahlreich beſucht wurden, und den Unternehmerinnen ein anſtändiges Auskommen gewährten. So wurde die franzöſiſche Sprache und Sitte auch in die Provinzen verbreitet, und wohl nicht zum Nachtheile der Sittlichkeit, wie manche Schriftſteller behauptet haben.

Eine der älteſten Anſtalten dieſer Art war die der Suſanne Jacobé; nicht viel ſpäteren Urſprungs waren die Penſionen der Demoiſelle Meinadié, die zu Stettin, zweiundneunzig Jahr alt, ſtarb, und der beiden St. Aubin; Marie v. St. Aubin ſtarb 1761, ſiebenundneunzig Jahr alt. Ihre Schweſter wurde gewöhnlich die junge St. Aubin genannt, obwohl ſie über achtzig Jahr alt war.

Der Einfluß, den all' dieſe Stände auf die Förderung der geiſtigen Bildung der Landeseinwohner ausübte, war, obwohl nicht gleich groß, doch unverkennbar. Wie groß oder wie gering derſelbe geweſen iſt, möchte ſich indeſſen ſchwer beſtimmen und abwägen laſſen; denn der ſtillwirkende Geiſt entzieht ſich nur zu oft dem Auge des Beobachters, und der Saamenkorn, den er heute ausſtreut, bringt oft erſt nach fünfzig und hundert Jahren die vollendete Frucht. Behält man nun im Auge, daß Frankreich es war, wo der gute Geſchmack in den Wiſſenſchaften am ſchnellſten in den Verkehr des alltäglichen Lebens übertragen wurde, daß der Franzoſe von Natur heiter, geſellig, lebhaft und entgegenkommend iſt, daß er das Verdienſt nur in ſo fern ſchätzt, als es ſich zeigt, daß er daher gern ſeine in der Zurückgezogenheit gewonnenen Kenntniſſe und Einſichten auf die Geſellſchaft überträgt, ſie zu einem Gemeingut Aller zu machen, ſich beſtrebt, durch welchen geſellſchaftlichen Verkehr der franzöſiſche Gelehrte alles Steife, Gezwungene und Pedantiſche,

was den deutſchen Standesgenoſſen charakteriſirt, abſtreift und ein liebenswürdiger Geſellſchafter wird; und wenn man ferner die ſtrenge Sittlichkeit der Refugié's, das Beiſpiel des Hofes und beſonders die Rohheit des Volkes berückſichtigt, die der überwiegenden Bildung ſtets einen empfänglichen Boden bietet: ſo werden wir zugeben müſſen, daß mit dem Zeitpunkte der Einwanderung der Refugié's auch eine Vortheilhafte Umwälzung in Bezug auf Milde und Feinheit der Sitten in Brandenburg eingetreten iſt, und daß ſie vorzugsweiſe den Erziehern der Jugend, den Bildnern der folgenden Geſchlechter, anzurechnen iſt.

Drittes Capitel.

Einfluß der Refugié's durch Fabriken, Manufakturen, Gewerbe, Handel und Ackerbau.

Friedrich Wilhelm, der den Staat auch in Rückſicht auf Handel, Gewerbe und Ackerbau in der traurigſten Verfaſſung fand, erkannte ſchnell und richtig die Vortheile, welche die Lage und die Beſchaffenheit des Landes, bei weiſer Benutzung der Hülfsquellen, ihm bot, und deßhalb ſuchte er vor allen Dingen kräftige und fleißige Arme für ſein entvölkertes Land zu gewinnen. Schon um das Jahr 1650 bot er allen Fremden, die ſich in ſeinen Staaten niederlaſſen wollten, Bauſtellen, Baumaterial und Abgabefreiheit auf ſechs Jahre an, Anerbietungen, die aus allen Gegenden Deutſchlands Coloniſten herbeiführten. Später, und noch vor dem vernichtenden Schlage, der die reformirte Kirche Frankreichs traf, waren, wie wir ſchon oben erwähnt haben, mehrere Familien nach Brandenburg gekommen, und hatten ſich in Berlin niedergelaſſen, wo ſie durch ihre Thätigkeit, ihren Unternehmungsgeiſt und durch ihre einfache Sitten die Aufmerkſamkeit des Churfürſten auf ſich zogen, und eine gute Meinung für diejenigen erweckten, die einige Jahre ſpäter ihnen in das Aſyl folgten, das ihnen die Weisheit und die Güte des Landesherrn eröffnete.

Allmählig aller Rechte beraubt, und von allen Aemtern ausgeſchloſſen, hatten ſich die Reformirten Frankreichs ausſchließlich der Induſtrie und dem Handel zugewendet und durch ihre Ehrenhaftigkeit im Geſchäftsverkehr ſich im In- und Auslande, bei Freund und Feind einen ehrenvollen Ruf erworben. Ihre Fabriken und Manufakturen waren die anſehnlichſten, und der tiefe Verfall der Induſtrie nach ihrer Auswanderung ſprich am klarſten für ihren Werth und ihre Bedeutung. So beſchäftigten die Seidenmanufakturen zu Tours vor 1685 gegen achttauſend Stühle, ſiebenhundert Mühlen, zwanzigtauſend Arbeiter und mehr als vierzigtauſend Perſonen, um die Seide abzuhaspeln. Der Umſatz den die Stadt in dieſem Artikel machte, ſoll ſich auf zehn Millionen Livres belaufen haben; nach dem Widerruf wurden nur zwölfhundert Stühle und ſechszig Mühlen in Thätigkeit gefunden, und ſo war es in faſt allen Provinzen des Reiches.

Aus doppelten Gründen beeilten ſich die proteſtantiſchen Fürſten, diejenigen aufzunehmen, durch deren Unternehmungsgeiſt Frankreich zu ſo hohem Wohlſtand gelangt war. Dänemark, Holland und England öffneten ihnen mit Freuden ihr Land; beſonders aber bot der große Churfürſt alles auf, den Strom der Auswanderung, wenigſtens einen Theil, nach ſeinen Staaten zu leiten. Für ſeine Abſichten wirkten, außer dem Edikt von Potsdam, ſein umſichtiger Geſchäftsträger v. Spanheim in Paris, François und Jacques Gaultier und v. Grema in der Schweiz, der Prediger Abbadie in Holland; durch ihre Bemühungen gewann Brandenburg eine nicht unbedeutende Zahl von Manufakturiſten und Arbeiter, denen vorzugsweiſe es ſeinen ſpäteren Flor zu verdanken hatte.

Daß aber die Einwanderung der Refugié's für den brandenburgiſchen Staat epochemachend wurde, verdanken wir der Weisheit des Churfürſten und der Einſicht und Geſchicklichkeit ſeiner Miniſter, die es verſtanden, ihres Herren Pläne auch in ſeinem Geiſte auszuführen; denn alle Einrichtungen waren der Art, daß ſie die Induſtrie und die Talente der Eingewanderten nicht nur ſofort in Thätigkeit ſetzten, ſondern auch den Beſtand und Fortgang der neugegründeten Etabliſſements ſicherten.

Zu dieſen Einrichtungen gehörte namentlich das Commiſſariat, welches aus den Einſichtsvollſten der Réfugié's gebildet und unter der unmittelbaren Leitung des Miniſters Grumkow geſtellt wurde. Dieſe Commiſſion war beauftragt alle Einzelnheiten in Bezug auf Handel, Manufakturen und Fabriken zu prüfen, die vorgelegten Pläne der Unternehmer, ihre Fähigkeiten und die Solidität der Mittel, welche ſie vorſchlägen, zu beurtheilen, und dem gemäß die nöthigen Vorſchüſſe zu leiſten, die ihre Unternehmungen erforderten. Wir laſſen hier diejenigen Induſtriezweige folgen, die theils durch die Réfugié's neu eingeführt, theils verbeſſert wurden.

Die Wollmanufakturen.

Der größten Theilnahme, Aufmerkſamkeit und Unterſtützung erfreuten ſich die Wollmanufakturen aller Art, die durch die weiſe Verordnungen Colbert's: Vereinigung der umfaſſenſten Kräfte und Thätigkeiten, zu einer hohen Vollkommenheit in Frankreich geführt worden waren, und die nun in Brandenburg, wo von dem früheren Flore faſt keine Spur übrig geblieben war, nach denſelben Grundſätzen eingerichtet wurden. Den Unternehmern überwies man, außer den nöthigen Geldmitteln, auch öffentliche- und Privathäuſer, in welchen ſie ſowohl Raum für ihre Werkſtätten, als auch für gemeinſame Wohnungen der Arbeiter fanden. Zugleich war die Regierung darauf bedacht, die Unternehmer mit ihren Arbeitern an ſolchen Orten zu etabliren, die durch ihre Lage, wie durch die Fruchtbarkeit der Umgegend, neben dem reichlichen Erwerb auch billigen Unterhalt gewährten; wie zu Magdeburg, Halle, Frankfurt a. O., Brandenburg, Prenzlow Königsberg u. ſ. w.

Magdeburg das noch reichlich die Spuren der Zerſtörung des dreißigjährigen Krieges in ſeinen öden Straßen und verwüſteten Häuſern an ſich trug, bot durch ſeine Lage, an einem großen ſchiffbarem Strom, die größten Vortheile, und bald gewann auch die Stadt ein ganz anderes Anſehen; die Häuſer entſtanden aus ihren Ruinen, Handel und Gewerbe fingen an zu blühen, in Folge deſſen die Einwohnerzahl ſich ſichtbar

mehrte. Die erſten Fabriken in Tuch und anderen Wollenzeugen waren die der Gebrüder Boſc, des Jean Rafinesque, Jean Meffre, des André Valentin und Pierre Clapaède. Die beiden Letzteren beſchäftigten in ihren Fabriken gegen hundert Arbeiter. Zu Halle erlangten die Fabriken des Gaspard le Clerc und Abraham Valery ausgebreiteten Ruf; dieſem ließ der Churfürſt für 2500 Thlr. ein Haus kaufen und überdies noch bedeutende Vorſchüſſe machen, die er nicht nur ſehr bald zurück erſtattete, ſondern ſich auch noch außerdem ein bedeutendes Vermögen erwarb. Die in Brandenburg von le Cointe, Gontard und la Rivière und in Frankfurt von Nicolas errichteten Tuchfabriken erreichten bald eine hohe Blüthe, wozu die Färbereien von Daniel le Cornu, der die bis dahin noch unbekannte Kunſt, in Charlach zu färben, mit brachten, und von Luc Coſſart nicht wenig beitrugen.

Eins der bedeutendſten Geſchenke, welches die Réfugié's ihrem neuem Vaterlande machten war der Strumpfwürker-Stuhl, deſſen Erfindung wahrſcheinlich von einem Franzoſen ausging, zuerſt aber in England in Anwendung kam. Der praktiſche Sinn dieſes Volkes wußte die hieraus entſpringenden Vortheile wohl zu würdigen und verbot die Ausführung eines Modelles bei Todesſtrafe. Wie ein Franzoſe, durch die Unklugheit der Regierung, genöthigt, ſeine Erfindung in's Ausland trug, ſo ſchenkte auch ein Franzoſe ſie ſeinem Vaterlande wieder. Aus London zurückgekehrt, nur von ſeinem treuen Gedächtniſſe unterſtützt, ließ er zu Paris einen Webeſtuhl anfertigen, und dieſer iſt der Stamm einer unzähligen Nachkommenſchaft. Nach einem Statut von 1659 wurde die Ausführung dieſer Webeſtühle mit Confiscation und 1000 Livres beſtraft. Wenn Frankreich den Namen ſeines Wohlthäters vergeſſen hat, ſo wollen wir wenigſtens den Namen desjenigen bewahren, der ihn zuerſt in Preußen und zwar in Magdeburg verfertigte: dies war der im Jahre 1685 hier einwandernde Pierre Labry, deſſen Verdienſt ſich noch dadurch erhöht, daß er, um den Armen den Ankauf der Stühle zu ermöglichen, ſie auf wöchentliche Abſchlagszahlungen lieferte. In Berlin wurden ſie ſpäter von Jacob Petermann und Guillaume Vignerol angefertigt.

Ueberall in den genannten Städten ließen ſich Strumpfwürker nieder; beſonders aber war die Fabrikation und der Betrieb in Magdeburg ſo groß, daß dies nicht Wenig zum Wohlſtande dieſer Colonie beitrug; denn die Anzahl der hier verfertigten Paar-Strümpfe ſoll ſich in der erſten Zeit auf achtzehntauſend Dutzend jährlich belaufen haben.

Seidenfabriken und Seidenbau.

Wie ſich die Zeiten geändert haben! Der Kaiſer *Auguſtus*, Herr über hunderttauſend Quadratmeilen der reichſten Produktenländer der Erde, wurde als ein Verſchwender angeſehen, da er es ſich herausnahm, ein ſeidenes Kleid zu tragen, und der Kaiſer Aurelian verweigerte ſeiner Frau ein ſolches Kleid, worum ſie ihn inſtändigſt gebeten hatte. Heute tragen ganz andere Leute dieſen Stoff. Es war um die Mitte des 6. Jahrhunderts als die Seidenraupe nach Europa, und zwar nach Griechenland gebracht wurde; erſt im zwölften kam ſie nach Sicilien und von hier nach Italien und Spanien. In Frankreich wurde der Seidenbau unter Ludwig XI., aber mit geringem Erfolg, eingeführt; erſt Heinrich IV., Richelieu und Colbert wandten dieſem wichtigen Induſtriezweige ihre ganze Aufmerkſamkeit zu. Der Erſtere fand aber in dem Sully, der dem einreißenden Luxus mit aller Macht entgegen arbeitete, einen entſchiedenen Gegner, und er fügte ſich erſt dem Willen ſeines Herrn, als dieſer ihm in ſeiner gewöhnlichen lebhaften Weiſe die Worte zurief: „Sind das die Gründe, die Ihr mir entgegen haltet? Ich will lieber den König von Spanien in drei Schlachten bekämpfen, als dieſe Juſtizmänner, Federfuchſer und Pfahlbürger und beſonders ihre Weiber und Töchter, die Ihr mir mit Euern närriſchen Verordnungen auf den Hals hetzet!“

Seide und Sammet gehörten ſchon längſt zu den Luxusartikeln der Brandenburger und entzogen daher dem Lande jährlich außerordentliche Summen. Einem Fürſten wie Friedrich Wilhelm, konnten die Vortheile nicht entgehen, welche die Refugié's durch die Fabrikation der verſchiedenartigſten

Seidenſtoffe ſeinen Staaten brachten, beſonders da die inländiſchen Fabrikate den fremden wenig an Güte nachſtanden.

Der Churfürſt unterſtützte mit der größten Freigebigkeit alle in dieſen Zweig einſchlagenden Beſtrebungen, und ſchon im Jahre 1686 erhielt Jean Biet das Privilegium und einen Vorſchuß von 5000 Thlr. zum Bau einer Seidenfabrik, die 1690 an Pierre Maſſonneau überging; faſt zu gleicher Zeit errichtete Pierre Bourguignon eine Fabrik, die einen gleichen Ruf und eine gleiche Blüthe erlangte. In allen dieſen Fabriken wurden alle Arten von Seidenwaaren, von den ſchwerſten ſeidenen Gold- und Silberſtoffen bis zu dem leichteſten Taffet, verfertigt. Nicht minder blüheten die Sammetfabriken von des Aiguilliers, der Madelaine d'Yvoi, Perreault, Bourgeat, Perard und Mangin; die Bandfabriken von Paul Lafargue, Mathieu Vernezobre und Louis Chamaret; die Gold- und Silberbortenfabrik von Jean Quesnoi und der Gebrüder Boſe; die Seidenſtrumpffabriken von Henri Delon, 1711, und von François Duchesne, die Tapetenfabriken von Pierre Mercier und beſonders von Charles Vignes, der gegen zweihundertfünfzig Arbeiter beſchäftigte.

Die Verfertigung der Seidenſtoffe brachte allerdings dem Lande nicht unbedeutende Vortheile, indeſſen gingen doch jährlich bedeutende Summen für das Rohmaterial nach Frankreich und Italien, Summen die dem Lande niemals wieder zu Gute kamen. Sollen überhaupt Manufakturen und Fabriken dem Lande eine unerſchöpfliche Quelle des Wohlſtandes und des Reichthums werden, ſo müſſen die Rohſtoffe, die ſie verarbeiten, wo möglich in dem Lande ſelbſt producirt werden, denn nur ſo, oder durch Schutzzölle, die auch wiederum ihre Schattenſeiten haben, vermögen ſie, die Concurrenz mit dem Auslande auszuhalten. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß nicht alle Rohſtoffe, deren ſich die Induſtrie bemächtigt, im eigenen Lande erzeugt werden können, und namentlich war dies mit der Seide, ſo lockend der Verſuch auch ſein mochte, ſehr fraglich; denn dies Erzeugniß des heißen Südens mochte wohl unter dem ſonnigen Himmel Griechenlands, Italiens und

Frankreichs eine zweite Heimat finden, aber Brandenburg mit ſeinen langen, oft ſehr ſtrengen Wintern, mit ſeinen häufig regneriſchen und kühlen Sommern, ſchien eben nicht die erfreuliche Ausſicht eines glücklichen Gelingens zu gewähren; zumal ja in England ähnliche Verſuche geſcheitert waren. Zwar finden ſich ſchon früher einige Spuren der Seidenkultur in Deutſchland und auch in Brandenburg — ſelbſt die Gemahlin Joachim Friedrich's hatte ſich damit beſchäftigt —; aber dies war mehr der Liebhaberei, denn des Nutzens wegen geſchehen; und Friedrich Wilhelm hatte auf andere Dinge, auf Einrichtungen ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, die einen ſicheren Erfolg und baldigen Gewinn verſprachen, nicht aber Unternehmungen ſeine Theilnahme zu zuwenden, die wohl viel Geld erforderten, aber einen zweifelhaften Gewinn in Ausſicht ſtellten, ja, deren Gelingen für Manchen in das Reich der Träume gehörte.

Indeſſen faßten doch Einige der induſtriellen Refugié's, durch den guten Fortgang der zahlreichen Seidenmanufakturen im Lande aufgefordert, ungeachtet aller Bedenken und Hinderniſſe, die ſich einem ſolchen Verſuche im Großen entgegenſtellten, den Entſchluß, auch ohne Unterſtützung der Regierung, mit der Ausführung vor zu ſchreiten. Vor allen Dingen waren Maulbeerplantagen erforderlich, und die erſten derſelben wurden von einem gewiſſen Duclos bei Guben, durch den General Roubillas und den Obriſtlieutenant Riſon auf den Wällen von Peitz angelegt; auch bei Brandenburg und beſonders bei Cöpenick entſtanden anſehnliche Anpflanzungen.

Bei der letzten Stadt finden ſie ſich ſeit dem Jahre 1694, und ſchon von 1703 an gewann Jean Logier und Marie Colas, ſeine Schwiegermutter, jährlich fünf bis ſechs Pfund Cocons.

So gering auch die erſten Erfolge waren, ſo lieferten ſie doch den Beweis für die Möglichkeit des Gelingens, zumal da die Plantagen die harten Winter von 1709 und 1740 glücklich überſtanden.

Im Jahre 1707 bewilligte Friedrich I. der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Berlin das ausſchließliche

Privilegium für Maulbeerbaum- und Seidenkultur und man übergab ihr die Pflanzungen von Cöpenick, Potsdam, Spandau und Berlin, bei welchen Logier, Bourget, Bacher, Merle, Bouvier, Franceson und Pont die unmittelbare Aufsicht führten; überdies ſtand die Geſellſchaft mit Dalençon und Coeper, Delegirte des Conſeil français und mit Pfeiffer, der durch ſeinen mehrjährigen Aufenthalt in Piemont eine gründliche Einſicht in der Seidenkultur erlangt hatte, in Verbindung.

Der König Friedrich Wilhelm I., der, obgleich er großes Intereſſe für dieſe Verſuche hegte, nur wenig dafür thun konnte, autoriſirte 1715 den Pfeiffer eine Pflanzſchule für Maulbeerbäume anzulegen.

In der Umgegend aller Städte, auf deren Wällen und Kirchhöfen, in allen Dörfern, überhaupt an jedem geeigneten Ort entſtanden junge Anpflanzungen. Eine allgemeine Theilnahme ward ſichtbar und verſprach den beſten Erfolg.

Um dieſe Zeit entſtand auch unter der Aufſicht des Charles v. Azimont die franzöſiſche Colonie in Moabit. Der Urſprung dieſes Namens iſt nicht recht erweislich. Einer Sage zufolge haben die Franzoſen dieſe Gegend, wegen der ſchlechten Beſchaffenheit des Bodens „Terre maudite", genannt, und hieraus hat wahrſcheinlich die Unbekanntſchaft des Volkes mit der Sprache und das ungeübte Ohr deſſelben „Moabit" gemacht. Möglich auch, daß die erſten Franzoſen dieſe Gegend „Terre des Moabits" getauft haben.

Indeſſen gerieth das ganze Unternehmen, ungeachtet Charles Vignes im Auftrage des Hofes, 1732, zwölf Familien zur Förderung des Seidenbaues aus Frankreich kommen ließ, bald wieder in Verfall, und erſt unter Friedrich II. wurden mittelſt Decret von 1752 und 1763 Anordnungen getroffen, welche die günſtigſten Erfolge hatten. Beſonders machte der Miniſter von Herrberg die großartigſten Anſtrengungen, und ſeine Anſtalt für Seidenzucht in Britz galt als eine Muſteranſtalt. Im ganzen Lande wurden Inſpektoren angeſtellt, und ſeit dem Jahre 1779 für ein gewiſſes Quantum ſelbſt gewonnener Seide Preiſe von fünf bis fünfzig Thaler

ausgeſetzt, und zur größeren Aufmunterung ſilberne Medaillen geſchlagen und vertheilt.

Im Jahre 1783 wurde ein Inſpektor an der Realſchule mit 200 Thlr. Gehalt angeſtellt, um Lehrer und Kantoren in der Zucht der Seidenraupe und in der Kultur der Maulbeerbäume zu unterweiſen. Unter den Refugié's zeichnete ſich durch Förderung der verſchiedenen Anlagen der Geheimrath v. Campagne und als Inſpektoren Barandon und die Gebrüder de la Rouvière aus; die Wittwe Barnouin und Pascal de Frugères erhielten ſogar Penſionen von dem Hof. Die großen Fabriken von Girard und Michelet, der Gebrüder Baudouin und Bardin, Duchesne, Palmié und Bonte u. ſ. w. förderten auf das erſprießlichſte den Seidenbau.

Ungeachtet all' dieſer Anſtrengungen und Verſuche waren die Reſultate in dem erſten halben Jahrhundert doch nur unbedeutend. So ſtieg der Ertrag in den Jahren von 1746 bis 1750 im Ganzen nur auf hundert Pfund; im Jahre 1751 war die Ausbeute achtzig, und 1753 ſchon hundertfünfzig Pfund. Zwanzig Jahre ſpäter jedoch, 1783, ergab die Ernte elftauſend und 1784 ſogar 13,432 Pfund. Die Zahl der Maulbeerbäume im ganzen Preußiſchen Staat ward auf drei Millionen geſchätzt, die zu einem jährlichen Gewinn von 50,000 Pfund Seide ausreichend waren; ob dieſer Ertrag jemals erzielt worden iſt, bleibt unentſchieden, wahrſcheinlich nicht; denn in der nächſtfolgenden Zeit, mehr die Zeit des Genuſſes, als der Thätigkeit, wurde dieſer Induſtriezweig gänzlich vernachläßigt, wenn nicht ganz aufgegeben, und die alten Plantagen ſtanden nur noch als Zeugen jener großartigen induſtriellen Thätigkeit den folgenden Generationen zum Vorwurf da.

In der neuſten Zeit hat man dieſem wichtigen Culturzweig durch angeſtrengten Fleiß wieder die größte Aufmerkſamkeit zugewendet.

Leinenfabrikation.

In der Leinwandbereitung waren die Deutſchen weiter, als die Franzoſen, auch befand ſich unter den Eingewanderten Keiner, der ſich von dieſem Gewerbe nährte; dagegen verſtanden ſie es die Leinwand und die Kattune zu färben und zu bedrucken, was den Brandenburgern fremd war. Dieſe Stoffe wurden jedoch für Luxusartikel angeſehen, und deßhalb erhielten die Gründer ſolcher Fabriken aus den öffentlichen Fonds keine Unterſtützung; ja, Friedrich Wilhelm I., ein Feind alles Aufwandes, verbot einmal dieſerhalb, und dann, weil er für die Wollenmanufakturen fürchtete, die Verfertigung ſolcher Stoffe. Wie wenig aber Aufwandgeſetze den Strom der Mode zu hemmen vermögen, das zeigt uns die Geſchichte von der römiſchen Republik an, bis auf die neuere Zeit; ſie machen das Uebel ärger, und, da ſich Niemand darum kümmert, ſo ſchwächen ſie die Kraft des Geſetzes. So erging es auch hier! Die Regierung machte Verbote über Verbote bekannt, und ließ ſogar den Uebertretern die Kleider auf öffentlicher Straße herunter reißen; es half nichts! die Zeuge wurden dennoch eingeführt und getragen; — aber auch der König blieb unerbittlich und erhielt das Geſetz aufrecht. Erſt Fridrich II. änderte das Syſtem, und bald blühten Manufakturen dieſer Art im Lande, die bedeutend genug waren, ſowohl dem innern Verbrauch als auch dem Debit nach Außen hin, zu genügen. Die erſte Manufaktur wurde von Jean Pierre Duplantier gegründet; Andere, wie Etienne Dutitre und David Simon, folgten nach. Sie beſchäftigten eine große Zahl von Arbeitern und ihre Fabrikate, die ſich durch Schönheit der Farbe, wie durch geſchmackvolle Muſter auszeichneten, waren ſehr geſucht.

Eben ſo wenig ging es anfänglich mit der Gazefabrikation; die Sitten waren noch zu roh, die Bewohner zu wenig wohlhabend, und das Klima überhaupt zu rauh für dieſen luftigen Artikel, deßhalb hatten die Fabriken des Iſac Roger und Simon Challon keinen rechten Fortgang. Als ſich jedoch die Mode dieſes Stoffes bemächtigt hatte, da blühte

ıch dieſes Gewerbe, und die Häuſer Palmié und Barez ıachten einen bedeutenden Umſatz.

Mit der Webekunſt geht die Kunſt zu färben Hand in and, und in der früheren Zeit, wo der Betrieb in Wollen- ıaren in Brandenburg ſo bedeutend geweſen war, exiſtirten ıch im Lande viele und bedeutende Färbereien. Seit der eit des dreißigjährigen Krieges aber verſchwanden beide In- uſtriezweige faſt gänzlich, und erſt mit der Refuge trat auch ierin ein neuer Wendepunkt ein, beſonders da die Franzoſen t der Schönfärbekunſt einen großen Vorzug vor den Bran- nburgern hatten. Die erſten franzöſiſchen Färber von Be- utung waren: Jacques Duclos, Etienne Henri, rand, Cabanis, Louis und Andere. Der Kaufmann jeune, anfänglich zu Soeſt in Weſtphalen, ſeit 1694 in agdeburg, hat ſich um die Kultur des Waid's große Ver- enſte erworben; ſpäter mußte dieſer Färbeſtoff dem Indigo eichen.

Papierfabrikation.

Ein äußerſt wichtiger Gewerbzweig, der Brandenburg ch fehlte, und für deſſen Fabrikat bedeutende Summen aus em Lande gingen, war die Papierfabrikation. Wohl waren chon vor der Réfuge Verſuche gemacht, aber ſie waren alle, ahrſcheinlich aus Mangel an Sachkenntniß, geſcheitert. In rankreich, und beſonders in Holland, deſſen Papiermühlen riedrich Wilhelm geſehen hatte und wofür er ſich, wie r Alles, was ſeinem Lande erſprießlich war, auf das wärmſte tereſſirte, war man zu einer bedeutenden Vollkommenheit langt. Der Churfürſt ging daher auf das Bereitwilligſte rauf ein, als ihm ein Réfugié, François Fleureton, s Anerbieten machte, eine Papiermühle anzulegen. Das nternehmen mußte, da es im Lande an Rohmaterial, den umpen, nicht fehlte, gelingen; dennoch gerieth die zu Burg 688 angelegte Papiermühle wieder in Stocken, und Jacques Dalençon, erſter Richter der Colonie zu Prenzlau, machte en Vorſchlag, dieſe Mühle dorthin zu verlegen, wo das

Lokal und besonders die Eigenschaft des Wassers größer
währ des Gelingens böten. F. Fleureton erhielt un
folgenden Regierung, 1694, die Concession, die nöthige
vilegien, und durch Vermittelung des Rathes Gro
zum Aufbau einer Mühle 1200 Thlr; ferner die freie
der Lumpen, so wie das alleinige Recht, die inländisch
meln zu lassen; zu seinen Gunsten wurde in den
1699 und 1700 die Ausfuhr derselben verboten.
schließt sich die Verfertigung französischer Spielkarten
Privilegium erhielt Josué Perrin, der sich 1721 z
etablirte; 1723 wurde die Fabrik nach Berlin verlegt
Einfuhr der fremden Karten verboten. Das Privilegi
noch lange bei der Familie.

Oelfabrikation.

Die Bereitung des Oels aus Lein- und R
war den Brandenburgern ebenfalls unbekannt; sie
damit ihre Schweine; dies sahen einige Franzosen un
machten sie dem Hofe den Vorschlag, aus dem Saa
zu fabriziren und 1689 wurde dem Philipp Petit
Jacques le Quoy das Privilegium zum Bau ei
mühle ertheilt; einige Jahre später wurde dies Etab
durch Jacqes Bassenge bedeutend erweitert. Dies
aus der Pfalz vertrieben, kam nach Brandenburg und e
zu Prenzlau eine Wollmanufaktur, womit er später ein
ölfabrik verband. Im Jahre 1694 mußte ihm der Ma
die dort erbaute Oelmühle und ein Stück Ackers zum
von Lein- und Rübsaamen übergeben. Da der Erfolg
Erwartungen entsprach, so erhielt er 1698 noch ein
Landes in der Nähe von Blindow zur Erweiterung se
Geschäftsbetriebes; 1700 wurde ihm das ausschließliche
der Rüb- und Leinölfabrikation für Prenzlau und die g
Ukermark bewilligt; dasselbe ging 1713 an seinen Sohn,
als dieser Brandenburg verließ, an Jean Dupont über.

Fabrikation gegoſſener Lichte.

Wie ſehr die Brandenburger den Ankömmlingen in Allem, ſelbſt in den einfachſten Induſtriezweigen nachſtanden, wie wenig ſie mit denjenigen Dingen ſelbſt, die mehr als Bedürfniß, denn als zur Annehmlichkeit gehörig, erſcheinen, bekannt waren, erſieht man beſonders daraus, daß weder in Berlin, noch im ganzen Lande zur Zeit der Réfuge eine Fabrik zur Anfertigung gegoſſener Lichte vorhanden war. Die Schlächter allein waren es, die da weiße Seife kochten und ſchlechte Lichte zogen, denn andere kannte man nicht. Wahrſcheinlich bediente man ſich im Allgemeinen der Thranlampen und des fetten Holzes. In den beſſeren Häuſern waren Wachskerzen im Gebrauch.

In Frankreich dagegen reichen die Statuten der Lichtfabrikanten bis auf das Jahr 1061 hinauf und ſie werden darin Maîtres-Chandeliers-Huiliers-Moutardiers genannt, und hatten das Recht mit Oel, Gläſern, Flaſchen, Holz, Kohlen, Roſtrich u. ſ. w. zu handeln.

In Berlin zählte man im Anfange des vorigen Jahrhunderts gegen vierzig Lichtfabrikanten in der Colonie, die alle ſehr gute Geſchäfte machten, wie Gaillard, Payot, Veri, Matthieu, Rey, le Sage, Bertin u. ſ. w.

In der erſten Zeit kannte man in Berlin gar nicht das Verfahren bei der Anfertigung gegoſſener Lichte. Jean Davied, der ſich hier zuerſt etablirte, ließ ſich die Formen mit großen Koſten von ſeinem Lehrherrn aus Metz kommen und bewahrte dies lange als ſein Geheimniß, bis ein gewiſſer Touſſaint, ein Zinngießer, ſich hier niederließ, und nachdem er ſolche Formen angefertigt hatte, blieb auch die Verfertigung gegoſſener Lichte kein Geheimniß mehr.

Ein Konflikt, der mit den deutſchen Lichtziehern eintrat, und der 1752 zum Nachtheile der Coloniſten entſchieden worden war, reducirte die franzöſiſchen Lichtfabrikanten — die ſich nicht in die deutſche Seifenſieder-Innung aufnehmen laſſen wollten, auf eine ziemlich geringe Zahl. Es blieben nur übrig: Delpier, Giraud, Marſal, Roſe, Tancrè, die Wittwe Claude und einige Andere.

Hutfabrikation.

Von großer Wichtigkeit für das Land. Das Tragen der Hüte kam erſt in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf, und man erzählt es als eine Merkwürdigkeit, daß Karl VII. bei ſeinem Einzuge in Rouen, 1449, einen Hut getragen habe. Die Kunſt feine Hüte zu verfertigen, ſcheint ein Geheimniß der Reformirten in Frankreich geweſen zu ſein; denn ſie verlor ſich hier nach deren Auswanderung, und wurde nach England verpflanzt, von wo aus ein Franzoſe, Matthieu, ſie wieder nach Frankreich zurückbrachte. In Brandenburg verfertigte man vor der Einwanderung nur grobe Hüte, die feinen ließ man aus der Fremde kommen. Friedrich Wilhelm wandte dieſem Gewerbe die größte Theilnahme zu, und war außerordentlich erfreut, als man ihm den erſten, in ſeinem Staate verfertigten Caſtorhut überreichte.

In Berlin gründeten David Mallet, Grimaudet, Marſal, Richard, und beſonders Douilhac, welchem die Lieferungen an die Armee, namentlich die der Officierhüte, übertragen wurden, anſehnliche Fabriken. Der König Friedrich Wilhelm I., der die Vortheile, die aus dieſem Handel für das Land entſtehen mußten, recht gut zu würdigen wußte, bot dem Jacques Douilhac anſehnliche Vorſchüſſe zur Erweiterung ſeines Geſchäftes an. Mit franzöſiſcher Freimüthigkeit ſchlug er dies Anerbieten aus und ſagte: „Sire, wenn Sie Vorſchüſſe leiſten, ſo werden Sie mir auch Commiſſarien in's Haus ſenden, um unterſuchen zu laſſen, wie ich Ihre Gelder verwalte; ſie werden ſehen, wie ich jeden Mittag mein Glas Wein trinke, das iſt ſo meine Gewohnheit, und ſie werden Ew. Majeſtät berichten, daß ich Ihr Geld vertrinke.“ Wie in Berlin, ſo errichteten auch in Magdeburg Anton Pelou, David Pernet, Helot und le Clerc anſehnliche Fabriken.

Lohgerbereien.

So anſehnlich die Lohgerbereien in der Mark geweſen ſein mochten, ſo waren ſie doch zur Zeit der Refuge ganz

nd gar in Verfall gerathen; denn in Berlin war nur ein inziger Lohgerber, der ſeine Kunſt ſehr unvollkommen verſtand nd betrieb; hieraus mag man abnehmen, wie es in den Pro-inzen ausſah. Die Schuhmacher bereiteten ſich ihren Bedarf,) gut es ging, ſelbſt, und trieben nebenher mit ihrem Ueber-uß einen, natürlich beſchränkten, Handel. Alle feinere Sor-en mußten aus der Fremde eingeführt werden; da aber die Wälder Brandenburgs die nothwendigen Erforderniſſe für Lederbereitung reichlich lieferten, ſo entſtanden in allen Co-lonieen Lohgerbereien. In Berlin ließ ſich Michel Caſſin, durch bedeutende Vorſchüſſe unterſtützt, nieder, und Niſſoles erbaute auf dem Mühlendamm eine Lohmühle für ihn; ihm folgten Hian, Claude, Wall, Devrient, Remy, de la Garde; in Magdeburg P. Crégut, in Prenzlau baute Sechehaye eine Lohmühle und Salingre und Hennequin richteten Gerbereien ein.

Zu bemerken iſt, daß die Kunſt Saffian zu fabriciren, ebenfalls durch einen Franzoſen, Namens Cottinet, in Berlin anſäßig, erſt in neuſter Zeit eingeführt worden iſt.

Weniger oder vielmehr gar keinen Fortgang hatten die Weißgerbereien, obwohl ſie für die Handſchuhfabrikation von großer Wichtigkeit geweſen wären.

Die Lederhandſchuh-Fabrikation

iſt in Frankreich ſchon ſehr alt und die Statuten der Maîtres gantiers-parfumeurs, ſo wurden ſie genannt, reichen bis zum Jahre 1190 hinauf. Ludwig XIV. förderte dieſen Gewerb-zweig nach allen Kräften, und die in Paris und beſonders zu Blois nach engliſcher Art genähten Handſchuhe wurden ſehr geſucht. Ehemals gab es ſogar das Sprichwort, daß zu einem guten Handſchuh drei Königreiche beiſteuern müßten: Spanien müſſe dazu das Leder bereiten, Frankreich die Handſchuh zu-ſchneiden und England ſie nähen. In Brandenburg trug das Volk nur Handſchuh von Tuch oder Pelz, während die vor-nehme Welt ſich der wohlriechenden Glacée-Handſchuh bediente, für welchen Luxusartikel bedeutende Summen in's Ausland

wanderten. Schon 1702 ertheilte ihnen Friedrich I. unter dem Namen: Maîtrise des gantiers français réfugiés das Meisterrecht und ihre Waaren fanden in ganz Deutschland und in dem Norden Europa's bedeutenden Absatz. Die Zahl der eingewanderten Handschuhmacher scheint nicht klein gewesen zu ein; unter ihnen nennen wir für Berlin: Mazet, Meauze, Chonel und Erman; für Halle, Halberstadt und Magdeburg: Figuier, Dan, Plantier, Gabain, Claude, Lorphelin und Roland, welchen die Weißgerbereien von Perrin und Plan zu Magdeburg; von Clement und Moret zu Halberstadt das Material lieferten.

Hüttenwesen und Bergbau.

Auch hierin haben die Réfugié's sich nicht unbedeutende Verdienste erworben, und einer derselben, Etienne v. Cordier, wurde 1691 zum Direktor aller Schmelzöfen und Eisenhütten ernannt. Aureillon und Didelot verwalteten 1711 die Kupfer- und Messingwerke zu Neustadt-Eberswalde, wozu ihnen le Jeune, der dasselbe 1709 geleitet hatte, die nöthigen Mittel gab. Damals betrug die Pacht 3900 Thlr.; 1711 aber schon 6800 Thlr. Jean Carita stand zu derselben Zeit den Messing- und Drahtwerken zu Heggermühle, bei Neustadt, vor; Isac Lubes errichtete, in Verbindung, mit Demessy, eine viertel Meile von Freienwalde ein Alaunbergwerk, das schon im Jahre 1737 einen Reinertrag von 5000 Thlr. ergab, der aber 1770 bis auf 20,000 Thl. jährlich gestiegen war. Besonders vervollkommnet aber wurde die Fabrikation des Glases, eine der ältesten und wichtigsten Erfindungen, deren Vaterland entweder Phönizien oder Aegypten ist. Der Erfinder fiel als ein Opfer des Neides, denn die Metallarbeiter erschlugen ihn, weil sie durch diese Erfindung Abbruch in ihrem Geschäft befürchteten. Im Alterthum wurde das Material nur zu Spielereien gebraucht; man verfertigte weder Gläser, noch Scheiben noch Spiegel daraus; statt der ersteren bediente man sich der Becher aus Gold, Silber oder anderen Metallen. Ebenso kannte man nur metallene Spiegel und die Glasscheiben waren

kein Bedürfniß für die heißen Klima's, ſie wurden und werden noch heutiges Tages häufig durch andere Stoffe erſetzt; auch die Glasſchleifkunſt war den Alten unbekannt; deſſen ungeachtet war das Glas ſchon im Alterthum ein wichtiger und weit verbreiteter Handelsartikel. Die erſten Spiegel verfertigte man, aber nur von geringer Größe, in Venedig, von wo ſich die Glasfabrikation nach Frankreich verpflanzte, wo ſie namentlich von Adeligen — Genstils-hommes verriers — betrieben, und von ihnen als ein ihnen zugehöriges Privilegium angeſehen und der Beſitz einer Glashütte ſogar als ein Adelsdiplom geachtet wurde.

Im Jahre 1646 erfand François Nebou zu Cherbourg das weiße Glas, deſſen erſte Anwendung bei dem Fenſterwerk der Kirche du Val de grâce gemacht wurde. Durch den Miniſter Colbert wurde die Glasfabrikation in Frankreich ſo vervollkommnet, daß die franzöſiſchen Fabrikate den venetianiſchen gleich kamen.

In Brandenburg beſtand ſchon vor der Einwanderung der Réfugié's eine Glashütte zu Grimnitz, 1653 vom Churfürſten gegründet, die aber nur Fenſterglas und Flaſchen fabricirte; ſpäter errichtete Friedrich Wilhelm eine Glashütte und Spiegelmanufaktur zu Neuſtadt an der Doſſe, und gewann für ſie einen ausgezeichneten Techniker, den Réfugié Jean Henri Moor, der auch zugleich Gründer einer franzöſiſchen Colonie daſelbſt wurde. 1696 ging ſie an deſſen Sohn und von dieſem an Jean Henri de Colom über, dem ſie der König Friedrich Wilhelm I. 1721 verkaufte. Im Jahre 1741 überließ er ſie dem Geheimrath Krug von Nidda und aus deſſen Händen gelangte ſie 1769 an das bekannte Handelshaus Splittgerber und Daum, unter denen die Manufaktur ſchon den Ruf erlangte, den ſie bis in die neuere Zeit behauptet hat.

Metallarbeiter.

Die Réfuge führte auch eine nicht unbedeutende Zahl von Metallarbeitern nach Brandenburg, unter denen die Gold- und

Silberarbeiter oben an stehen. Die Seltenheit, Feinheit und die hohe Dehnbarkeit des Stoffes, die schöne Politur, die er unter der kunstgerechten Hand annimmt, wiesen die Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst schon im graueſten Alterthum in das Gebiet des Luxus, und gaben ihr schon früh eine hohe Bedeutung und Vollkommenheit. Die allgemeine Verwüstung, die durch die Völkerwanderung über Europa hereinbrach, die hierdurch herbeigeführte Rohheit und Armuth der Völker mußte auch die Kunst in Verfall bringen, deren Grundlage Reichthum und Ueberfluß ist. Ihre erste Pflege fand sie wieder in Frankreich, und besonders glänzte St. Eloy, unter dem Könige Dagobert, im siebenten Jahrhundert. Von ihm sind noch einige Kunstsachen vorhanden, und die Goldschmiede verehren in ihm ihren Schutzpatron.

Auch in Deutschland, namentlich in den Reichsstädten, erlangte die Kunst einen hohen Grad von Vollkommenheit, aber im dreißigjährigen Kriege verschwand mit allem Silberreichthum auch die Kunst, daher fanden die ersten Gold- und Silberarbeiter unter den Réfugié's kein großes Feld ihrer Thätigkeit; sie beschränkte sich auf die Anfertigung von wenigem einfachen Silbergeschirr und einigen Kleinodien.

Erst unter den folgenden Regierungen, als mit der erhöhten Thätigkeit in Handel und Wandel auch der Wohlstand sich mehrte, ging für diesen Zweig ebenfalls eine bessere Zeit an, und wenn unter den beiden ersten Königen noch mehr auf das Massenhafte als auf die künstlerische Behandlung des Stoffes gesehen wurde: so erreichte diese Kunst unter Friedrich II. einen so hohen Grad der Vollkommenheit, daß die Gold- und Silberarbeiten Preußen's, und namentlich Berlin's, einen weit verbreiteten Ruf erhielten, den sie lediglich den Réfugié's verdankten. Unter ihnen zeichnete sich Samuel Coliveaux aus, der einer Ueberlieferung nach, dem Könige die erste, im Lande verfertigte goldene Dose überreichte, die an Feinheit und Eleganz alles übertroffen haben soll, was man bisher in dieser Art gesehen hatte; ferner Daniel Baudesson, ein Zögling des Vorigen, der sich die Gunst des Königs durch folgenden Vorfall erwarb. Der französische Gesandte zeigte

dem Könige eine vorzüglich ſchöne pariſer Doſe, und gab zu verſtehen, daß man ſolche Arbeit ſchwerlich in Berlin liefern könnte. Der König hierüber etwas empfindlich, ließ nachforſchen, ob nicht irgend ein Juwelier geſchickt genug wäre, eine ähnliche Arbeit zu liefern; man empfahl ihm Baudeſſon. Dieſer übernahm die Ausführung, und ſie gelang ſo gut, daß der Geſandte dem Berliner den Preis zuerkennen mußte. Die Gunſt des Königs theilten mit ihm die Gebrüder Jordan und Jean François Reclam, die ſämmtlich zu Hofjuwelieren ernannt wurden. Ein anderer gleichzeitiger Künſtler François Claude Thèremin, der, durch ſeinen Geſchmack und ſein Genie unterſtützt, die Emaillirkunſt zu einem hohen Grade der Vollkommenheit in Berlin gebracht hatte, war der erſte, der in Verbindung mit den Gebrüdern Jordan eine große Fabrik von Gold- und Silberwaaren und Schmuckſachen in einem Gebäude auf der Jägerbrücke errichtete, in welchem zugleich die Arbeiter wohnten. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß die Juweliere bei der Ausführung ihrer Arbeiten von anderen Künſtlern, den Graveuren, weſentlich unterſtützt wurden, von denen ſich Jacob Barbier und ſeine drei Söhne, und deren Schüler, Lefèvre, Mercier, Renelle und Gimel auszeichneten. Beſonders erlangte Lefèvre, und ſein noch größerer Schüler Savary in der Ciſelirkunſt einen hohen Ruf.

Aber nicht allein in Berlin, ſondern auch in Halle und Magdeburg wurde dieſe Kunſt mit glücklichem Erfolge betrieben. In Halle von Moïse Garrigues und Jean Lacoſte; in Magdeburg von Rouvière, Pellet, Harlan, Henri, George und Nicolas.

Nicht minder ſind die Verdienſte der Réfugié's um die Uhrmacherkunſt, die damals im Lande noch ſehr wenig kultivirt wurde, und ſich wahrſcheinlich nur auf die Verfertigung von Thurm- und anderen großen Uhren beſchränkte, weßhalb auch die Uhrmacherei mehr als ein Handwerk, denn als eine Kunſt angeſehen wurde, da die Uhrmacher mit den Büchſenſchäftern, Schloſſern und Spoorenmachern zu einer Zunft vereinigt waren. Der Gebrauch der Taſchenuhren war damals durchaus nicht allgemein; denn der Großkanzler v. Jarriges erzählt,

daß er in seiner Jugend, d. h, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, in einem Hause gewohnt habe, in welchem, ungeachtet dessen Bewohner in guten Verhältnissen lebten, nur eine silberne Uhr gefunden wurde. Dieses Kleinod gehörte dem General v. St. Hippolite, an den sich alle Hausbewohner wandten, wenn sie wissen wollten, was die Glocke geschlagen hatte. Die Regierung begünstigte daher sehr die Ansiedelung der Uhrmacher, deren Zahl nicht gering war, und die schon damals, noch mehr aber später, wo die Uhren Luxusartikel wurden, recht gute Geschäfte machten; denn jetzt, so erzählt der Herr v. Jarriges, trägt jeder meiner Bedienten eine Uhr. Wir nennen hier einige der bedeutendsten Uhrmacher: Jean Dunan, Louis le Roy, Petitot, Racine, Ravens, Labry und Antoine Charles.

Die Büchsenschäfter- und Schwertfegekunst war wohl in Brandenburg bekannt, doch gewiß noch auf zu geringer Stufe, um sie eine Kunst nennen zu können; denn Johann v. Küstrin ließ sich eine Büchse in der alten berühmten Stadt Nürnberg anfertigen, worüber sich folgender Brief des Künstlers an den Markgrafen vorgefunden hat:

„Guten Tag, Herr Markgraf, Eure Büchse ist fertig. Schickt Ihr mir das Geld nicht, so schicke ich Euch die Büchse nicht. Hiermit Gott befohlen.“ —

Viel verdankt man hierin dem Pierre Formery, der schon im Jahre 1687 den Titel Hof-Büchsenschäfter erhielt, und der wegen seiner Geschicklichkeit auch in vielen andern Dingen, wegen seines feinen Geschmacks und vorzugsweise wegen seiner Redlichkeit in hohen Ehren bei Hofe stand.

Eines Tages wurde er zur Churfürstin, die ihn oft mit Aufträgen beehrte, beschieden, und ihm die damals schon bedeutenden Krondiamanten übergeben, um sie in Ordnung zu bringen. In diesem Augenblick wurde der Churfürst, der damals sehr an der Gicht litt, auf einem Rollwagen in das Zimmer seiner Gemahlin gefahren; wahrscheinlich kannte er den Künstler noch nicht persönlich, denn er äußerte einiges Befremden über das zu große Vertrauen zu demselben. Die Churfürstin beruhigte ihren Gemahl mit den wenigen Worten: „dies ist aber ein Réfugié.“

Dieſer Mann hatte auch die Lieferung der Knöpfe an die Armee erhalten, ein Geſchäft, welches eben keinen großen Gewinn abwarf, aber als Privilegium von der Familie geſchätzt wurde. Nach dem Tode ſeines Enkels, Henry Formery, erhielten die Knopfmacher von Berlin dieſe Lieferungen. Seine Enkelin Formery und ſeine Urenkel, Barthélemy und de Cuvry, glaubten aber das alte Recht, als ein Vermächtniß, aufrecht erhalten zu müſſen, und wandten ſich an Friedrich II., welcher ihnen 1781 ſehr gnädig ſchrieb, daß er nicht gewußt habe, daß noch Nachkommen der Familie Formery vorhanden wären, da dies aber ſei, ſo ſollte ihnen auch ihr Recht ungeſchmälert erhalten bleiben. Ein gewiſſer Henoul errichtete 1721, und um dieſelbe Zeit das Haus Splittgerber und Daum eine Gewehrfabrik, jener in Stettin, dieſe in Spandau und Potsdam, welche noch heute in bedeutendem Umfange vorhanden ſind.

Als Schwertfeger zeichnen ſich unter den Réfugié's Jean Trouillard, Jean Poret und Abraham Burette aus, denen der Churfürſt aus beſonderer Gunſt in der Nähe des Berliner Schloſſes Plätze für ihre Läden anweiſen ließ.

Durch die Schloſſer erhielten wir ſtatt des deutſchen Schloſſes, das zierlichere franzöſiſche. Beiläufig iſt zu bemerken, daß Iſâc Muſſey, ein Zeugſchmied, unter den Réfugié's der erſte war, der 1684 ein Haus in Berlin erwarb.

Nicht minder wurde durch die Flüchtlinge die Gießerkunſt gefördert. In Frankreich hatte ſie unter Ludwig XIV. ſchon einen hohen Grad der Ausbildung erlangt, und wenn eins der größten Meiſterwerke dieſer Kunſt, die Berlin aufzuweiſen hat, die Reiterſtatue des großen Churfürſten, auch von einem Deutſchen, Schlüter, entworfen und gezeichnet, und von einem Deutſchen, Jacobi, gegoſſen wurde, ſo hatte dieſer ſich doch in der königlichen Gießerei zu Paris gebildet. Daß wir jetzt nicht mehr nach Frankreich zu wandern haben, um es zur Meiſterſchaft in dieſer Kunſt zu bringen, beweiſt das jüngſte, großartigſte Kunſtwerk, die Reiterſtatue Friedrich II. von Rauch. Unter den Réfugié's traten Pierre Caillet, Jean Ruſé und beſonders Henri Rollet hervor. Dieſer Rollet kam erſt un-

ter Friedrich I. nach Berlin, und hat sich nebenbei auch um die Feuerlöschanstalten der Stadt große Verdienste erworben; er verbesserte die Feuerspritze und namentlich die Prahmspritzen; 1723 wurde er General-Commissar dieser Anstalten und der hierauf bezüglichen polizeilichen Einrichtungen. Ihm wurde auch die Ausführung aller, in sein Fach einschlagenden Militairzierathen, so wie deren Lieferungenan die Armee übertragen.

Ein Industriezweig, der große Summen aus dem Lande nach Frankreich führte, war die Knopffabrikation. Mit diesem Artikel wurde ein großer Luxus getrieben, und Friedrich Wilhelm sah diese Arbeiter gern in seine Staaten einwandern. Dieser Betrieb war um so wichtiger, als er einer großen Menge von Réfugié's, die sonst ohne Hülfsquellen gewesen wären, ein sicheres Auskommen gewährte; denn wie der Vicomte von Aubeterre in Genf sich von dieser Arbeit nährte, so fand man auch in Berlin Personen vom höchsten Range, die um den Hof nicht mit Unterstützungsgesuche zu belästigen, dies Geschäft betrieben. Als Zinngießer finden wir Etienne Theveny schon 1700 und später die Familie Michaut in Berlin. An die Knopfmacher reihen wir durch Association der Ideen:

Die Schneider.

Das spanische Kleid war fast überall durch das französische, wiewohl dies nicht bequemer war, verdrängt worden. Der große Churfürst hatte schon vor der Réfuge einen französischen Schneider nach Berlin gezogen und ihn mit großen Vortheilen etablirt. Dieser, Jean Quintin, wurde unter Friedrich I. mit aller Schneiderarbeit für das Königliche Haus, und die Bedienten desselben, für die Grand-Mousquetaires und Gardes du corps beauftragt, und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Der Widerruf des Edikts führte später eine bedeutende Zahl von Schneidern und Schneiderinnen in's Land, namentlich nach Berlin, die ihrer Kunst eine solche Geltung zu verschaffen wußten, daß sie von Berlin aus einen bedeutenden Handel mit

Kleidern in Deutſchland und nach dem Norden Europas trieben. Viele Fremde ließen nur in Berlin arbeiten, ja, das Kleid war nur ſchön, wenn es aus Berlin kam. Wie in der neueſten Zeit, ſo ſtörte auch damals der Brodneid den Hausfrieden dieſer Genoſſenſchaft. — Es hatte ſich nämlich die Zahl der Schneiderinnen ſpäter in der Reſidenz ſo bedeutend vermehrt, daß die Meiſter ſich in ihrer Exiſtenz gefährdet glaubten, und Klage erhoben. Im Jahre 1779 wurde deshalb vom Könige eine Commiſſion, beſtehend aus den Herren Philippi, Humbert und Catel, ernannt, um dieſe Angelegenheit zu regeln. Sie wurde zum Vortheil der Schneiderinnen entſchieden und feſtgeſetzt, daß künftig hin die Zahl derſelben auf fünfzig beſchränkt bleiben, dieſe Beſchränkung aber nur durch die Zeit ſelbſt herbeigeführt werden ſollte.

Perruquier's.

Wie jetzt, ſo trug man auch früher ſein eigenes Haar, — wo ſolches überhaupt vorhanden war — lang oder kurz, ſchlicht oder gelockt, je nach Laune und Geſchmack des Beſitzers; aber die Mode, jedem Natürlichen feind, ſchuf den künſtlichen Haardeckel, die Perruque, und Frankreich gebührt die Ehre dieſer Erfindung, und der große Mann, der die Welt damit beglückte, war der Abbé la Rivière, zur Zeit Ludwig XIV. Durch dieſe Mode ward das Haupthaar ein wichtiger Handelsartikel und man zahlte für die Unze 40, 50 bis 80 Livres. Die Perrücken erhielten eine ſolche Größe, daß manche bis zwei Pfund wog und gegen 1000 Thlr. koſtete; die Größe der Perrücke beſtimmte die Größe und den Werth des Kopfes; darauf deuten wenigſtens die Worte des Binelle, der den König friſirte, daß er die Köpfe aller Unterthanen plündern würde, um den Kopf ſeines Souverains zu ſchmücken. In ganz Europa wurde dieſe Mode nachgeahmt, und beſonders machten die Perruquier's in Brandenburg unter Friedrich I. glänzende Geſchäfte; denn unter ſeiner Regierung trug Jeder, der etwas ſein wollte, einen ſolchen Haardeckel, und Friedrich I., deſſen Kaſſen ſelten gefüllt waren, benutzte die Mode zu einer neuen

Steuer, deren Betrag nicht unbedeutend sein konnte, da jede Perrücke, je nach der Größe, mit 15 Sgr. bis zu 1 Thlr. besteuert wurde. Sein Nachfolger ließ diese Steuer wieder fallen. Unter den Haarkünstlern nennen wir: Jacquier, Michelet, Masson, Hublot, Rauffin u. s. w.

Wir haben schon oben von einigen Förderungsmitteln, die Friedrich Wilhelm zur Hebung der Landesindustrie anwandte, gesprochen, und fügen nur noch einige wichtige Einrichtungen, Verordnungen und Vorschriften hinzu, die von ihm und seinen Nachfolgern ausgingen. Hierher gehören namentlich die Prämien, und man erzählt, daß der Churfürst für das erste im Lande gefertigte Paar gewebter Strümpfe 100 Thlr. dem Fabrikanten geschenkt habe.

Außer den Vorschüssen, die aus der Staatskasse gezahlt wurden, ermuthigte und belohnte Friedrich Wilhelm auf das großmüthigste alle diejenigen, welche ihm irgend ein Produkt ihrer Industrie überreichten.

Der hohe Grad der Vokommenheit der Manufakturen und ihr schnelles Aufblühen — schon in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zählte man allein in Berlin gegen vierundachtzig große und kleine Wollmanufakturen, die mehrere Tausend Arbeiter beschäftigten — war ebenfalls Friedrich Wilhelm's Werk; denn nicht nur, daß er durch das Edikt vom Jahre 1687 das Verbot der Ausfuhr von roher Wolle, und der Einfuhr wollener Kurzwaaren unter Androhung strenger Strafe erneuerte, sondern er schützte auch den Absatz, der hinlänglich im Lande selbst verfertigten Waaren gegen die fremden durch hohe Eingangszölle. Um den Kredit, und somit den Flor der inländischen Fabriken und Manufakturen, durch den Absatz ihrer Waaren nach Außen hin zu erhalten und zu sichern, machte er in demselben Jahre auch eine Verordnung über die Güte, das Maaß und das Gewicht der verfertigten Waaren bekannt, und fügte zu dem General-Commissariat noch das Handels-Departement, unter der Leitung desselben Ministers, hinzu. In allen Städten, wo es Fabriken und Manufakturen gab, wurden Fabrikinspektoren ernannt, die mit dem Handelsdepartement in Verbindung standen; und denen

wieder ein Generalinſpektor vorgeſetzt wurde, welcher in Begleitung von einſichtsvollen Kaufleuten, Richtern und Direktoren der Colonie alljährlich eine Rundreiſe zu machen und über den Beſtand Bericht zu erſtatten hatte.

Wichtig und erfolgreich für die Landesinduſtrie war auch eine Verordnung Friedrich I. vom Jahre 1709, durch welche geboten wurde, daß alles Scharlach- und blaue Tuch, und bei eintretender Hof Trauer alles ſchwarze Tuch für die Livreen des Hofes und zur Bekleidung der Garde du corps aus den Manufakturen zu Brandenburg entnommen werde: und dann das Edikt von 1713, welches verbot, zur Bekleidung der Truppen andere Stoffe und Zuthaten zu nehmen, als ſolche, die im Lande verfertigt wurden.

Die Einfuhr von Knöpfen die im Lande hinreichend verfertigt wurden, hörte durch das Verbot von 1718 auf; eben ſo dienten zur Erhöhung des Flores der Lederfabrikation die großen Lieferungen an die Armee, und das Verbot: Holzſchuhe in den Städten zu tragen, aus den Jahren 1717 und 1726.

Noch wichtiger für die Förderung der Induſtrie, ja, eine wahre Wohlthat für das Volk war die Errichtung des Adreßhauſes oder des Leihamtes; einerſeits beſtimmt, den Manufakturiſten und Kaufleuten zur Förderung ihres Geſchäftes Vorſchüſſe zu machen, anderſeits den Handwerkern jeder Art Gelegenheit zum Abſatz ihrer Waaren zu geben.

Es ſcheint ſchon unter dem großen Churfürſten der Plan hierzu gefaßt worden zu ſein, denn es iſt vom Jahre 1689 zu Gunſten des Pierre Vouchard eine Conceſſion vorhanden, durch welche der Hof ihn autoriſirt, ein ſolches Inſtitut zu errichten. Jedoch trat es erſt ſo eigentlich im Jahre 1692 in's Leben; das Privilegium wurde dem Nicolas Gauguet ertheilt, und das Inſtitut dem franzöſiſche Gerichtshof untergeordnet. Der Hof gab die nöthigen Fonds her, und bezahlte jährlich für das Lokal 120 Thlr. Miethe. Im Jahre 1696, ging es an Robert Jacobé über, welcher ſich mit Charles Humbert verband, beide nahmen 1699 ihre Entlaſſung, und hatten Daniel de Perſy, Duncan und Jean Palmié zu Nachfolgern; nachdem dieſer allein übrig geblieben war, wurde

ihm 1716 das Privilegium durch einen Bestallungsbrief bewilligt und 1740 dasselbe für seine Nachkommen bestätigt. Nach seinem Tode, 1743, genoß seine, mit Charles Humbert verheiratete Tochter, dieses Vorrecht. Diese Frau sah sich durch die Juden, welche das Büreau an sich zu bringen strebten, und dafür jährlich eine gewisse Summe an die Armen zu zahlen versprachen, in ihrem Rechte bedroht, und wandte sich in dieser Gefahr an Friedrich II. Der König schrieb mit eigener Hand unter den Kabinets-Befehl folgende, eines Königs würdige, Worte:

„Sie haben nichts von meiner Seite zu fürchten. Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann, ja! aber Ihnen schaden, niemals!“

Friedrich.

Außer den oben angeführten Bestimmungen, die Armen vor dem Wucher der Juden zu schützen und für den gedeihlichen Fortgang der Manufakturen und Fabriken wirksam zu sein, hatte es noch einen andern, sehr heilsamen Zweck. Es konnten nämlich Kaufleute, Arbeiter und Handwerker alle Arten von Waaren hierher zum öffentlichen Verkauf niederlegen und darauf einen Vorschuß entnehmen, welchen der Unternehmer des Büreau's von dem Erlös der verkauften Waaren, nebst einer kleinen Vergütigung wieder einzog; ferner bot es noch Privatleuten eine bequeme Gelegenheit, kleine Geldsummen gegen mäßige Zinsen und sicher unterzubringen, so wie, anfänglich wenigstens, den Dienern, Arbeitern und Lehrlingen sich von hieraus ein Unterkommen zu verschaffen.

Ein zweites Adreßhaus wurde 1715 zu Halle unter denselben Bestimmungen gegründet. Die Ueberschüsse aus dem Erlös verfallener Pfänder wurden durch einen Akt der Großmuth Friedrich II. dem Collège Royal zu Berlin als Unterstützung überwiesen.

Das Adreßhaus zu Berlin ging 1830 ein, und an dessen Stelle trat später das Königliche Leihamt.

Bis jetzt haben wir nur von denjenigen Zweigen der Industrie gesprochen, die sich auf die Bekleidung beziehen; aber auch in Rücksicht auf die Kultur der Küche, und auf die Ge-

iſſe der Tafel ſchulden wir den Réfugié's unſern Dank. Es : eine ausgemachte Sache, daß mit der höher ſteigenden Bil- ung, ſich ebenfalls der Gaumen verfeinert, und die An- rderungen größer werden. Man begnügt ſich nicht mehr allein mit, die Anſprüche der Natur befriedigt zu haben, ſondern an verlangt leichtere, mannigfaltigere und feiner zubereitete peiſen, deren Genuß noch durch geiſtige Freuden, die während r Tafel geboten werden, erhöht ſein ſoll. Die Kochkunſt iſt ne der älteſten und hat ſchon bei den Griechen ihre Lobredner :funden, die es überhaupt verſtanden, Allem einen höheren, iſtigen Anſtrich zu geben, und die, wie überall, ſo auch in ren Gaſtmählern, muſterwürdig waren. Die Römer ſtanden nen hierin bei Weitem nach; wenn auch ihre Küche mannig- ltiger war, ſo arteten doch ihre Gaſtmähler in Schwelgerei und obe Unmäßigkeit aus, die geiſtige Würze fehlte ihnen, ſie ieben, ungeachtet griechiſche Bildung eindrang, wenigſtens in r Maſſe des Volkes roh.

Im ganzen Mittelalter lebte man nur einfach; die Speiſen aren weder mannigfaltig, noch gut zubereitet. In Frankreich kam die Kochkunſt durch Catharine von Medicis den ſten Anſtoß, und bald machte ſie ſolche Fortſchritte, daß ſich ie franzöſiſche Küche einen Weltruf erwarb, und dieſen auch is auf den heutigen Tag erhalten hat.

Friedrich Wilhelm, der durch ſeinen Aufenthalt in olland, an dem ganz franzöſiſchen Hof von Oranien, und urch ſeine Verbindung mit den ausgezeichnetſten Franzoſen e feineren franzöſiſchen Sitten, den feinern Umgangston ſich ngeeignet und an ſeinem Hofe eingeführt hatte, liebte auch die anzöſiſche Küche; das Beiſpiel ſteckte an; ihm folgten die roßen des Landes, und dieſen Alle, welche, wenn auch nicht urch Geburt und Rang ausgezeichnet, doch die Mittel beſaßen, hren Haushalt auf franzöſiſchen Fuß einzurichten. So fanden enn die franzöſiſchen Köche und alle diejenigen, die für die eiblichen Genüſſe zu ſorgen verſtanden, und darin waren ſie Meiſter, die günſtigſte Aufnahme, beſonders da die Réfugié's, ſelbſt in der Bereitung der gewöhnlichſten Lebensmittel eine Vollkommenheit hineinzulegen wußten, die in dem Lande faſt

ganz unbekannt war. Dies findet namentlich Anwendung auf

die Bäcker, Schlächter, Garköche, Pastetenbäcker, Viehmäster, Speisewirthe und Conditoren.

Das Bäckerhandwerk ist in Frankreich sehr alt, denn es wird dessen schon Erwähnung gethan in den Verordnungen Dagobert II. von 630. In Paris waren die Bäcker sehr stark vertreten und sie erfreuten sich besonderer Vorrechte. Außer dem gewöhnlichen Brote, welches zur Nahrung des Volkes diente, bereiteten sie eine Menge verschiedener Arten leichten und feinen Backwerkes, das die Franzosen in großer Menge verzehren, und man will bemerkt haben, daß ein Franzose so viel Brot verbraucht als vier Engländer. In Brandenburg buk man bei der Ankunft der Réfugié's nur grobes Roggenbrod, dessen Schwärze und Schwere den Franzosen nicht behagte. Ihre Bäckereien, deren eine große Zahl entstanden, lieferten meist nur feines Brot, das sich bald Eingang in die deutschen Häuser verschaffte, und nicht wenig zu dem Wohlstande der französischen Bäcker beitrug. Bald regte sich jedoch der Neid in den deutschen Bäckern, so daß der Hof sich in's Mittel legen mußte, und durch eine Ordonnanz vom Jahre 1735 wurde bestimmt, daß die französischen Bäcker aus Waizen oder Roggen nur solches Brot bereiten durften, welches unter dem Namen französisches Brot bekannt war, die deutschen dagegen nur das sogenannte deutsche Brot; ebenso war jenen untersagt, die deutsche Semmel zu backen. Die ältesten Listen führen die Namen eines Blanvalet, Toussaint, George, Richard uud Delon auf: der letztere erhielt den Titel eines Hofbäckers und lieferte dem Könige die Milchbrote; unter Friedrich II. war es David Blunvalet.

Wenn auch die deutschen Schlächter nicht viel von den französischen zu lernen hatten, etwa ein vortheilhaftes Ausschlachten, so weiß man doch, daß sie die Einwohner die sogenannte Kälbermilch, und das Kälbergeschlinge, welches man sonst den Hunden vorwarf, als eine Delikatesse kennen lehrten,

und daß ein gewiſſer Braconnier in Berlin die erſten Sauciſchen, die ſehr beliebt waren, verfertigte; auch wurde von ihnen die Blutwurſt bereitet, und die Schlack- oder Fleiſchwurſt eingeführt. Eine Madame Foucaut erzählte mit vieler Selbſtgefälligkeit, daß ſie unter drei Regierungen die Ehre genoſſen habe, ihre Fleiſchwurſt in die Küche des Hofes zu liefern, und die Frau des Predigers le Coïnte überſandte Friedrich Wilhelm I. alljährlich eine Schüſſel mit Fleiſch- und franzöſiſcher Blutwurſt, die von dem Könige ſtets mit Güte aufgenommen wurde.

Unter den Zuckerbäckern, deren Geſchäft die Apotheker bisher betrieben hatten und das durch die Réfugié's ebenfalls eine andere Geſtalt erhielt, finden wir die Namen eines Jean Liot, Hazard, Taillefer, Crégut.

Merkwürdig iſt es, daß die Réfugié's auch Brauereien anlegten, denn in dieſer Kunſt haben es die Franzoſen nie weit gebracht, und ſtanden, und ſtehen noch heutigen Tages den Märkern nach, deren Biere, beſonders in der früheren Zeit, berühmt waren, wie das Kottbuſſer, Bernauer, Kroſſner und das Wilsnacker, das ſogar den Namen Mord und Todſchlag führte. Gewiß waren alle dieſe Biere den Franzoſen zu ſtark und zu ſchwer und vielleicht auch von einem Preiſe, der nicht mit ihren Umſtänden und ihrer ſtrengen Oekonomie übereinſtimmte. Ihre Brauereien producirten deßhalb nur ein leichtes, ſogenanntes franzöſiſches Bier, das dem märkiſchen Magen nicht zuſagte. Großen Ruf erlangte aber das ſogenannte Mannheimer Bier, welches in den von den vertriebenen Pfälzern angelegten Brauereien bereitet wurde.

Mit großem Erfolge wurde aber die Branntweinfabrikation von den Coloniſten betrieben, die es verſtanden, durch mancherlei Ingredienzien die verſchiedenſten Sorten von Branntweine zu bereiten, eine Kunſt, welche die Künſtler nicht betteln gehen ließ, ſondern, ganz gegen die Erfahrung, ſie zu den reichſten Männern machte. Die Familien Claude, George, und Jouin beſtätigen den Satz: Keine Regel ohne Ausnahme.

Die ſichtbar zunehmende Bevölkerung Berlins, die große Zahl von Reiſenden, die der churfürſtliche Hof herbeizog, machte

den Mangel guter Gasthöfe in Berlin recht fühlbar. Diesem Mangel half ebenfalls ein Réfugié, Namens Jean Hazard, ab. Der Churfürst, dem es nur wünschenswerth sein konnte, daß die Fremden bequem und angenehm logirt wurden, unterstützte den Unternehmer auf das Freigebigste, und schenkte ihm nicht nur ein Haus, sondern auch 2000 Thlr. zur Einrichtung. Dieser erste höhere Gasthof erhielt den Namen „das Herrn Haus", und erfreute sich eines zahlreichen Zuspruchs; bald folgten mehrere Réfugié's. Von den später errichteten Hôtels war lange Zeit hindurch „die Stadt Paris", in der Brüderstraße, das gesuchteste.

Handel (Kaufleute).

So blühend der Handel in Brandenburg vor dem dreißigjährigen Kriege auch gewesen sein mag, so traurig sah es nach demselben und noch zur Zeit der Einwanderung der Réfugié's mit ihm aus. Bald aber änderte sich die Scene, durch des Churfürsten weise Maaßregeln; die Opfer, die er den Réfugié's gebracht hatte, trugen ihm und dem Lande hundertfältige Früchte. Unter den Einwanderern waren natürlich auch viele Kaufleute, die theils mit den Trümmern ihres Vermögens, theils durch Vorschüsse, die ihnen der Churfürst gewährte, sich etablirten und ihre Thätigkeit begannen. In der ersten Zeit wurde der Handel allerdings sehr im Kleinen getrieben: Man begnügte sich mit einem einfachen Schuppen, in irgend eine lebhafte Gegend hingestellt, oder mit einem kleinen, engen, oft unbequemen Laden, und hielt sich keinen Gehülfen, sondern der Mann, die Frau, von ihren Kindern unterstützt, führten das Geschäft. Man besuchte die benachbarten Märkte, und zog dahin oft zu Fuß und seine Waaren auf dem Rücken. So legten viele den Grund zu ansehnlichen Handlungshäusern. Anfänglich beschränkte sich ihr Handel mit den Erzeugnissen der Manufakturen auf das Land allein; als aber durch den zunehmenden Flor der Fabriken das Fabrikat eine größere Vollkommenheit erhielt, und die Production bei Weitem den Verbrauch überstieg, da begnügten mehrere Kaufleute sich nicht mehr mit dem Absatz im Lande

ſelbſt, ſondern ſie knüpften mit dem Auslande Verbindungen an, die den Wohlſtand des Landes ungemein förderten; denn theils gingen durch die Luxusartikel, theils aber für die Rohſtoffe, die weder im Lande hinlänglich, oder wohl gar nicht, oder doch nur in geringer Güte gewonnen wurden, bedeutende Summen in's Ausland, wie z. B. für die rohe Seide; dieſe Summen, und noch größere, wurden durch die Ausfuhr inländiſcher Fabrikate in's Land wieder zurückgeführt, wofür der nicht unbedeutende Reichthum mancher Handlungshäuſer ſpricht. Die erſten Kaufleute von Bedeutung waren: David Girard, Pierre Michelet, Pierre Baudouin, Jean Couler, Mangin, Perreault, Gregory u. ſ. w.

Der Handel mit Quincaillerien — mit dieſem Worte bezeichnet man eine Menge der verſchiedenſten Waaren, als: Meſſer, Raſiermeſſer, Scheeren, Knöpfe, Lichtſcheeren — verdankt ebenfalls den Réfugié's ſeinen Urſprung. Pierre Fromery errichtete zuerſt einen ſolchen Handel, der ſpäter von ſeinem Sohne, Enkel und Urenkel, de Cuvry, fortgeführt wurde. Beſonders war es die Familie Jordan, welche dieſen Handel mit dem glücklichſten Erfolge betrieb und deren zahlreiche Nachkommenſchaft noch heutiges Tages nicht nur in ſehr günſtigen Verhältniſſen lebt, ſondern die auch, theils im Dienſte des Staates, theils in dem der Commune, die höchſte Achtung genießt. Drei Brüder: Paul, Charles und Jean wanderten in Brandenburg ein, von denen Paul Jordan als Prediger lange Zeit ſegensreich in der Colonie wirkte; Charles Jordan war aber der Begründer des Geſchäfts, in welches er ſeinen Bruder Jean mit aufnahm, als dieſer, nach zweijähriger, harter Gefangenſchaft in Frankreich, nach Berlin kam. Anfänglich trug er ſeine Waaren in einem tragbaren Laden von Haus zu Haus herum; ſpäter gewann er durch einen glücklichen Zufall die Gunſt des Miniſters Dankelmann, und durch ſeine Rechtlichkeit das Vertrauen vieler Vornehmen. Mit jedem Jahre vergrößerte ſich das Geſchäft und zogen die Brüder zuerſt von Markt zu Markt nur in die benachbarten Städte, ſo konnten ſie bald die Leipziger Meſſe, wo ſie mit Abraham Leplay ein Quartier gemiethet hatten, bereiſen,

und in Verbindung mit ganz Deutschland treten, ja, über dessen Grenzen hinaus diese erweitern.

Achtungswerther erscheint aber die Familie dadurch, daß sie ihres Ursprungs eingedenk ist; denn lange bewahrte und zeigte sie mit Stolz das tragbare Tabernaculum, den Begründer ihres Glückes, als eine heilige Reliquie; als vor vielen, vielen Jahren der längst verstorbene Prediger Erman, ein Verwandter der Familie, zu einem vornehmen Engländer, von diesem kleinen Laden sprach, und von der Achtung, in welcher er stand, da erhob sich dieser mit einer Art Begeisterung und rief: das sind brave Leute, wo wohnen sie? ich will sie sehen und mit ihnen zu thun haben. Bei einem Jubelfeste der Aeltermutter, 1785, waren bei diesem Feste einundneunzig Mitglieder gegenwärtig, außerdem gab es aber noch sechszig in den Provinzen.

Mit gleichen Gegenständen handelten Pierre Lautier und Abraham Buyrelle.

Mit größeren Eisenwaren, und mit glücklichem Erfolge, handelten Samuel Royer, Jean Toussaint, Henri Barthélemy und besonders die Familie Ravené, deren Geschäft noch heutiges Tages zu dem blühensten dieser Art gehört.

Mit den Artikeln, die man Modewaaren nennt, und die der Luxus auch heute wieder meistentheils aus Paris kommen läßt, trieben die Réfugié's nicht unbedeutende Geschäfte, zumal sie dergleichen Gegenstände mit Geschmack und Eleganz ausführten und die echten wirklich ersetzten. Bastide, Rousset und die Geschwister Hauchecorne erwarben sich Ruf und Vermögen.

Vor der Réfuge war der französische Wein, der jetzt einen der bedeutendsten Handelsartikel abgiebt, fast gar nicht bekannt; im Allgemeinen trank man nur wenig Wein im Lande, und den man trank, war entweder Landwein, — der Weinbau war in der früheren Zeit in der Mark vielmehr verbreitet als jetzt, und manche Weinberge lieferten jährlich viele hundert Orhoft, — häufig mit Honig und Gewürzen angemacht, oder Rheinwein. Beide Sorten waren aber bei den Franzosen nicht be-

liebt; der letztere wegen seines hohen Preises und seiner Schwere; der erstere nicht wegen seiner Säure, und seine Blume wird auch nicht sehr aromatisch gewesen sein. In Bezug auf den letztern ist noch eine Anecdote vorhanden, die uns lehrt, wie wenig der edle Spree- und Havelwein dem französischen Gaumen zusagte.

Der Churfürst hatte eines Tages einen ausgezeichneten gascogniſchen Officier zur Tafel gezogen, und wollte ihn von dem potsdamiſchen Gewächs koſten laſſen. „Cadedis," ein gascogniſcher Fluch so viel als, Potzſapperment, erwiderte der Gascogner mit der seinem Lande eigenthümlichen Lebhaftigkeit, „ich glaube, gnädiger Herr, daß alle Krammetsvögel, die von den Beeren dieſes Weinſtockes gefreſſen haben, an der Kolik geſtorben ſind."

Da die Réfugié's fortwährend in Verbindung mit ihrem Vaterlande blieben, so benutzten ſie dieſe, um die franzöſiſchen Weine hier einzuführen, und bald traten die ungariſchen und ſpaniſchen, die weder ſo fein, noch ſo billig waren, in den Hintergrund. Viele Réfugié's kamen dadurch, wenigſtens zum Theil, wieder in den Beſitz ihres Vermögens, indem ihre dortigen Freunde und Verwandte, ihnen für das ihnen anvertraute Gut, Wein als Entſchädigung ſchickten.

Die erſten Geſchäfte, die für dieſen Artikel etablirt wurden, waren die von Antoine Palmié, durch ſeinen Neffen und Schwiegerſohn, Michael Palmié, ſehr erweitert, von Gillet und Grand, die bald zu dem größten Wohlſtande gelangten, da ſie auch den Debit für den Norden an ſich zogen.

Buchhandel.

Die Buchdruckerkunſt ward von der erſten Zeit ihrer Erfindung in Brandenburg eingeführt, und die erſte Buchdruckerei wurde zu Stendal errichtet. Die Reformation, welche die Aufklärung ſo mächtig förderte, machte auch die Bücher nothwendig, und brachte ſie in einen allgemeineren Gebrauch, was wieder Veranlaſſung zur Gründung des Buchhandels gab. Indeſſen gab es weder Buchdrucker noch Buchhändler, die franköſiſche

Bücher druckten oder verkauften, obgleich die französische Sprache in der vornehmen Welt Umgangssprache war. Der Betrieb darin war ein sehr geringer. Mit der Einwanderung der Réfugié's änderte sich dies natürlich, und im Jahre 1688 bewilligte der Churfürst dem Robert Roger, der die ersten französischen Bücher in Berlin druckte, 200 Thlr. als Reisekosten. Sein Unternehmen beschränkte sich indessen nur auf die Bibel, die Psalmen und einige Gebetbücher, die er in Deutschland und dem Norden absetzte. Etablissements derselben Art gründeten die Gebrüder Dusarrat, Estienne und Naudé.

Die Regierung Friedrich II. gab erst dem französischen Buchhandel eine größere Bedeutung und Etienne de Bordeau, Jasperd, Pitra, de la Gard und Petit, von denen der erstere und letztere Buchhändler des Königs und des Hofes wurden, errichteten Buchhandlungen, die sich des größten Fortganges und eines guten Rufes erfreuten. Lefèvre und Felix de Serre erhielten 1703 das Privilegium in Halle eine Druckerei und eine Buchhandlung für französische Bücher zu errichten.

Es ist einleuchtend, daß der zunehmende Flor der Manufakturen und der Fabriken einen sichtbaren Einfluß auf das Wohlbefinden der Einwohner ausüben mußte, und daß die Bevölkerung in allen Städten, namentlich aber in Berlin, wo der Andrang so mächtig war, daß die Einwanderer den dritten Theil der Einwohner bildeten, sichtbar zunahm. Auf den Menschenfreund mußte die rege Thätigkeit, das zunehmende gewerbliche Treiben einen freundlichen Eindruck machen; aber der Sinn für das Schöne fand dabei weniger seine Rechnung; denn es waren damit Uebelstände verknüpft, die nur die Zeit beseitigen konnte.

Was war Berlin, und woraus bestand es nach dem westphälischen Friedensschlusse? Die Residenz bestand aus den Städten Berlin und Alt-Köln, die Vorstädte waren 1640 und 1641 niedergebrannt; jenes hatte achthundert Häuser, von denen zweihundert nicht bewohnt waren; dieses fünfhundert, aber hundertundfünfzig standen leer; die Giebel nach der Straße gerichtet, und meist aus Holz gebaut, glichen sie eher Hütten,

denn Wohnhäuſern; die Straßen waren ungepflaſtert, alſo bei ſchlechtem Wetter, woran Berlin nie Mangel hat, garnicht gangbar; dieſer Schmutz wurde noch dadurch vermehrt, daß viel Düngerhaufen auf der Straße lagen, und die Schweineſtälle vor den Häuſern ſtanden; in der Mitte der Straßen befanden ſich Ziehbrunnen; die Brücken waren ſo ſchlecht, daß man ſie zu Wagen nur mit Lebensgefahr paſſiren konnte. Bis zum Jahre 1679 konnte der Churfürſt, wegen der Kriegsunruhen, nur wenig für die Verſchönerung der Stadt thun, und die Einwanderung der Réfugié's war auch nicht geeignet, wenigſtes Anfangs, dieſelbe zu erhöhen. Da die Wohnungen, bei der großen Zahl der Einwanderer nicht ausreichten, ungeachtet oft vier Familien ſich in eine Wohnung einpfroften, die heut zu Tage kaum einer die nothwendige Bequemlichkeit bieten würde, ſo mußte überall gebaut werden, was gewiß nicht geeignet war, den unangenehmen Eindruck, den die Stadt auf den Fremden gemacht hatte, zu verwiſchen; eben ſo wenig konnten es die Kramladen, die in jeder Niſche des Schloſſes ſich etablirten, und die zahlreichen Schuppen in den Straßen. Ueberall wurden den Réfugié's Bauſtellen angewieſen; überall wuchſen die Häuſer aus der Erde, beſonders auf der Dorotheenſtadt; denn hier wohnte die vornehme franzöſiſche Welt, und bei den Réfugié's hieß ſie „le quartier des Nobles;" ſie hatte auch während mehrerer Jahre ihre eigene Gerichtsbarkeit und einen Bürgermeiſter.

Schlecht paßt hierzu ein, im Jahre 1676 in Lyon gedruckter, Reiſebericht des Charles Patin, worin er uns von Berlin folgende Schilderung macht:

„Man bedient ſich auf dieſem Wege der Poſtwagen, welche Tag und Nacht fahren, ſo daß nur während des Wechſels der Pferde dem Reiſenden einige Erholung gegönnt wird. Von dieſen Anſtrengungen habe er ſich bei dem Anblick Berlins ſogleich erholt. Alles erſchien mir," ſo erzählt er, „ſo ſchön, daß ich mir vorſtellte in dem Himmel befände ſich eine Oeffnung, durch welche die Sonne dieſe Gegend ihre Gunſt fühlen ließe. Dies ſind nicht mehr die Einöden, die ich durchflogen bin. Die Stadt iſt aus drei andern zuſammengeſetzt, deren Häuſer ſehr

regelmäßig gebaut ſind, der größere Theil nach italieniſcher Art. Der Wald," (vielleicht der Thiergarten), „welcher nur fünfhundert Schritt entfernt iſt, dient zum Vergnügen des Churfürſten, welcher daſelbſt alle Arten von Wild unterhält. Die Gärten ſind mit Citronen- und Orangenbäumen, mit Jasmin und allen Arten von Blumen angefüllt, mit einem Worte, mit all' den Genüſſen, welche Italien durch ſein ſchönes Klima und ſeine Fruchtbarkeit den Titel einer Königin der Nationen erworben haben. Das Schloß des Churfürſten iſt ſehr alt, ſein Alterthum flößt nur Größe ein; doch iſt das neue Gebäude bequemer."

Der gute Franzoſe hat Berlin gewiß mit der Wunderlampe aus Tauſend und einer Nacht beleuchtet! Auch paßt folgende Einrichtung ſchlecht zu dem Bilde, welches er uns von Berlin entwirft.

Der Kutſchen bedienten ſich damals nur Perſonen vom höchſten Stande; Mithskutſchen gab es noch nicht, ſo nothwendig ſie auch der Schmutz der Straßen machte; indeſſen half man ſich, ſo gut man konnte. Die Kavalier-Brücke, nicht mehr vorhanden, welche den Kai des Berliner Viertels mit dem Schloſſe verband, wurde nur erbaut, um den vornehmen Herren, die zum Hof gehörten, wohin ſie ſich zu Fuß begaben, einen reinlichen und bequemen Weg zu bereiten. In Potsdam war der Schmutz ſo groß, daß die Hofleute nur mittelſt Stelzen durch die Straßen nach dem Schloſſe gelangen konnten.

Um dieſem Uebelſtande einigermaßen abzuhelfen, machte man den Churfürſten den Vorſchlag, Sänften einrichten zu laſſen. Im Jahre 1688 gab der Churfürſt über fünfhundert Thaler zu dieſer Einrichtung her; es wurden deren zwölf erbaut, die nöthigen Träger aus den Réfugié's mit feſtem Gehalt angeſtellt; und weil wahrſcheinlich dieſer Vorſchlag von ihnen ausging, ihnen ein Privilegium hierüber ertheilt. Aber ſchon im Jahre 1718 wurde die Zahl der Sänften auf acht, und bald darauf, da die Wagen immermehr in Gebrauch kamen, auf ſechs reducirt; ſpäter verſchwanden ſie gänzlich. Ihr Standort war unter dem, nach der breiten Straße gelegenen, Schloßportale. Dieſe Sänftenträger hatten auch allein das Privilegium, im

nnern des Staatsſchatzes zu arbeiten; denn ein Sänftenträger
ıd ein ehrlicher Mann waren gleichbedeutend.

Ackerbau und Gärtnerei.

Fabriken und Handel ſtehen unter ſich und mit der Boden-
ıtur, dem Ackerbau, in Wechſelwirkung; der Fortſchritt und
ı Blüthe des einen, fördern auch den Fortſchritt und die
lüthe des andern Zweiges der menſchlichen Thätigkeit, Deſſen
ıgeachtet nimmt der Ackerbau vor allen andern den erſten
ıng ein und ſchon in der älteſten Zeit erkannte man ſeine
he Bedeutung und wandte ihm die größte Aufmerkſamkeit zu;
ht allein, weil er eine Menge roher Stoffe den Manufakturen
d Fabriken in die Hände zur weiteren Bearbeitung liefert,
ht allein, weil er der Ernährer Aller iſt: ſondern auch, weil
die Grundlage eines ſoliden Wohlſtandes und mithin des
ohlſeins der einzelnen Familie, wie der Staaten iſt, und weil
die Sittlichkeit erhält und fördert, den Menſchen, der durch
ı mit der Natur in näherer Verbindnng bleibt, veredelt,
lchen Einfluß man keineswegs den Fabriken zu geſtehen, ja
n deren Einwirkung auf die Moralität, man leicht das Ge-
ntheil beweiſen kann.

Jene beide Zweige führen allerdings den Wohlſtand ſchneller
rbei, führen raſcher zu einem Reichthum, den dieſer nicht ge-
ihren kann, aber eben ſo ſchnell, wie er gewonnen, ſehen wir
ı auch verſchwinden; die wechſelvollen Verhältniſſe im Leben
r Familien und der Staaten, machen das Glück wandelbarer,
n jähen Sturz möglicher. Nicht ſo iſt es bei dem durch den
kerbau hervorgerufenen Wohlſtand; Grund und Boden iſt
cht zerſtörbar, und der Mißwachs eines Jahres macht den
rundbeſitzer nicht zum Bettler; dem fleißigen Arbeiter lohnt
e Mutter Erde, wenn auch nicht überſchwenglich, doch reichlich
ine Sorgen und Mühen.

Friedrich Wilhelm, der in allen Theilen der Verwal-
ıng eine ſo tiefe Einſicht hatte, und jeden nach dem Verhält-
iſſe ſeiner Wichtigkeit förderte und unterſtützte, wandte nament-
ich den Landbauern der Réfugié's die allergrößte Theilnahme

zu, und er nahm ſie gerade um ſo lieber auf, als ſeine von Oeſtereichern und Schweden verwüſteten Staaten in großen Strecken noch immer den Anblick unangebauter und dürftig bevölkerter Länder darbot.

Dieſer Zuſtand des Landes erleichterte dem Churfürſten außerordentlich ſeine Pläne, und den Réfugié's die Wahl des Ortes ihrer Niederlaſſung: die Ukermark war es beſonders, in welcher, durch ihren guten Boden angezogen, die Einwanderer ſich niederließen, namentlich in den großen Aemtern zu Lanknitz, Gramzow und Chorin mit den dazu gehörigen Dörfern.

Schon im Jahre 1685 geſchieht der Colonie zu Battin Erwähnung, mit welcher die Dörfer Bagemühl, Wodow, Schmöllen, Gräntz, Eichſtädt und die kleine Stadt Bruſſow verbunden wurden; ferner Bergholz mit Roſſow, Zerrentin, Pleuwen, Grimm und Fahrenwalde, wo ſie einen ſehr großen Theil der Einwohner ausmachten. Im folgenden Jahre ließ ſich eine bedeutende Colonie in dem Amte Chorin nieder, und baute Groß- und Klein-Ziethen wieder auf, die lange Zeit hindurch wüſte gelegen hatten; mit der erſteren wurden die Colonieen Chorin und Brodewin verbunden; ebenſo entſtand eine Colonie zu Parſtein und Angermünde, von welcher die Colonie zu Schmargendorff abhing. In dem Amte Gramzow finden ſich die Colonieen von Gramzow, Mechau, Brieſt, Fredersdorff, Grunow, Metzow und die von Potzlow, welche jetzt zu Gramzow gehört. In der Grafſchaft Ruppin gründete der Herr von Beville eine Colonie zu Rheinsberg mit eigenem Prediger, weßwegen ſich Coloniſten zu Cagar, Braunsberg, Hammelſpring, Walwick, Luhle, Repente und Witſtock niederließen. In der Nähe von Berlin war zu Buchholz eine anſehnliche Colonie, daher auch gewöhnlich Franzöſiſch-Buchholz genannt, mit welcher ſich die Colonieen zu Pankow, Malchow und Blankenburg verbanden. Viele der Ackerbauer ſiedelten ſich in Provinzial-Städten an, wo ſie mit dem Ackerbau zugleich ein bürgerliches Gewerbe verbanden, alſo Ackerbürger wurden; wie zu Prenzlow, Straßburg, Paſewalk; zu Müncheberg und Bernau; endlich zu Burg und Neuhaldensleben. Außerdem ließen ſich einzelne Familien, die alſo nicht zu einer Colonie heran-

wuchsen, und ſich deßhalb auch bald an die Deutſchen anſchloſſen, in der Neumark, in den Städten Croſſen, Züllichau, Peitz, Soldin und Cottbus nieder, dieſe letztere war zahlreich genug, ſo daß ſie einen eigenen Prediger und Richter erhielt. In der früheren Altmark war Stendal die einzige Colonie.

Intereſſant iſt die Entſtehung der Colonie zu Tornow, welche mit der zu Rheinsberg die einzigen waren, deren Prediger nicht durch den Hof, ſondern von dem Beſitzer beſoldet wurden. Der Prediger Théremin zu Groß-Ziethen giebt hierüber Folgendes: der Herr v. Boerſtel, — wohl Borſtel, — Herr v. Hohenfinow und Tornow, ſpielte einſt mit der Königin Sophie Charlotte ein ſehr hohes Spiel. Er verlor Geld, Wagen und Pferde und zuletzt ſeine zwei Landgüter. In dieſem kritiſchen Augenblick meldete ein Officier, daß gegen zwanzig arme Familien angekommen ſeien, die ihren Beiſtand anflehten. Die Königin, die wohl weit entfernt war, von dem Unglück des Herrn v. Borſtel Vortheile zu ziehen, ſagte zu ihm: „Ich gebe Euch alles, was Ihr verloren habet, unter der Bedingung zurück, daß Ihr es über Euch nehmet, für dieſe armen Leute zu ſorgen, daß Ihr ihnen Niederlaſſungen anweiſet, und ihnen eben die Vortheile gewähret, welche die andern Réfugié's genießen, und daß Ihr auf Eure Koſten allein, ihnen einen Prediger und Schullehrer haltet.“ Dieſen Verpflichtungen kam der unglücklich-glückliche Spieler treulich nach. Später ging das Gut in andere Hände über und 1744 verband ſich dieſe Colonie mit der deutſch-reformirten Kirche.

In dem Augenblick, als die Réfugié's ankamen, ernannte Friedrich Wilhelm Commiſſare, welche ihnen die Ländereien anweiſen mußten, ſowie die nöthigen Baumaterialien, und eine Summe Geldes, die nach den obwaltenden Verhältniſſen verſchieden war, gemeinlich aber fünfzig Thaler betrug, um zwei Pferde, eine Kuh und das nöthige Ackergeräth dafür zu beſchaffen. Um die Anhänglichkeit an die neue Niederlaſſung recht lebendig zu erhalten, wurden die Ländereien nicht nur den einzelnen Familien, ſondern der ganzen Gemeinde übergeben, und dabei feſtgeſtellt, daß ſie von dem Vater auf die Kinder übergingen, und daß, wenn die Familie ausſtürbe, ſie nur an

Réfugié's, an deren Nachkommen, oder an ſolche verkauft werden könnten, die in den Verband der Colonie eingetreten wären. Außer den Privilegien, die ihnen durch das Edikt von Potsdam zugeſichert worden waren: Freiheit von Abgaben auf zehn Jahre, erhielten ſie durch die Erlaſſe von 1686 und 1687, noch andere, wodurch ſie gegen einen jährlichen Grundzins von jedem Hofedienſt für immer befreit wurden, ſie und ihre Nachkommen. Dieſer jährliche Grundzins war, mit Rückſicht auf die Gegend, verſchieden, und betrug für den Bauer 12, 10 oder 8 Thlr., für den Koſſäthen 6, 5 oder 4 Thlr. Mit der Vermehrung der Bevölkerung und des baaren Geldes, wurde auch dieſer Grundzins erhöht. Ferner wurden ſie in ihren bürgerlichen und kirchlichen Verhältniſſen, auf denſelben Fuß geſetzt wie die Colonieen in den Städten: ſie hatten ihre Conſiſtorien, die aus dem Prediger und Anciens beſtanden, und ihre Prediger und Richter wurden vom Staate beſoldet. In mehreren Colonieen wurden der Kirche Ländereien zugewieſen, und der Pachtertrag für die Unterhaltung der Kirche, des Pfarrhauſes ſo wie des Schulgebäudes verwendet; auch waren ſie von den Stolgebühren befreit. Uebrigens hatten dieſe Ackerbauer auf dem Lande einen ſchweren Stand; und nicht ſelten wurden ſie in Streitigkeiten mit den Eingebornen verwickelt, die theils der National- und Sektenhaß, theils aber auch die Mißgunſt über die Vorzüge, welche jene genoſſen, hervorriefen. Indeſſen wurden ſie von der Regierung auf's kräftigſte geſchützt, und ſpäter führten Gewohnheit, freundſchaftliche und verwandtſchaftliche Verbindungen zwiſchen den Eingebornen und den Nachkommen der Coloniſten, einen dauernden Frieden herbei.

Einer der wichtigſten Zweige der Agrikultur wurde für die Marken der Taback. .Es iſt möglich, daß ſchon vor der Einwanderung der Franzoſen und Pfälzer der Anbau betrieben wurde; gewiß iſt aber, daß er dieſen erſt ſeine Verbreitung im Großen verdankt, durch dieſe zu einem der wichtigſten Zweige der Induſtrie und des Handels erhoben wurde. Die Pflanze ſelbſt ſtammt aus Amerika, oder wurde von dort aus bei uns eingeführt. Der franzöſiſche Geſandte Nicot lernte ſie durch einen flammländiſchen Kaufmann 1560 kennen, und brachte ſie

nach Frankreich. Im Anfange wurde ſie nur wegen ihrer medicinischen Eigenſchaft geſchätzt; ihr Gebrauch für Naſe und Gaumen fand ſeine Gegner und Vertheidiger, in welchen Streit ſich ſogar die Kirche miſchte. Der Sultan Amurath IV., der König von Perſien und der Ezar von Rußland, ließen die Liebhaber des Tabacks ihre Gelüſte mit Verluſt der Naſe büßen. In Rußland wurde der Gebrauch des Tabacks Gegenſtand theologiſcher Streitfragen und auf der Synode zu Moskau, 1666, derſelbe verboten, nach dem Spruche der Bibel: Was zum Munde eingeht ſündigt nicht, was aber hinausgeht, ſündigt; dagegen von den frommen Vätern das Branntweintrinken und Betrinken in demſelben nach eben dieſem Spruche erlaubt, und Prieſter und Laien kamen mit dem rühmlichſten Wetteifer dieſer Erlaubniß nach, und laſſen noch bis auf den heutigen Tag den in ſeiner Pflichterfüllung Dahingeſunkenen Gegenſtand ihrer zärtlichſten Theilnahme ſein, während ſie in Bezug auf das Verbot alleſammt arge Sünder ſind. Der Papſt Urban VIII. ſchleuderte eine Excommunkations-Bulle gegen alle diejenigen, die in der Kirche Taback nähmen, und unter Friedrich Wilhelm I. rechnete eine pietiſtiſche Secte zu Halle den Gebrauch des Tabacks und das Kegelſpiel zu Dingen, deren ſich ein wahrer Chriſt enthalten müſſe. Andererſeits fand der Taback auch ſeine Vertheidiger, und in der Jetztzeit wird ein Prieschen, eine gute Cigarre und ein Schälchen Kaffee — Beides langſam zehrendes Gift — von Jung und Alt, von Chriſten, Juden und Türken zu den Hochgenüſſen gerechnet; auch verſichern Reiſende, daß, wie bei uns, jetzt jeder Türke ſeine eigene, natürliche Naſe trüge.

Wenn nun auch der Gebrauch des Tabacks zur Zeit der Réfrg: in der Mark nicht unbekannt war, ſo war er doch ſehr beſchränkt, und wenig bekannt, wie folgende, in Groß- und Klein-Ziethen unter den Coloniſten allgemein bekannte, und durch den Prediger Thérmin mitgetheilte Anecdote lehrt. Ein Pfälzer bringt eines Tages einen Wagen voll Taback nach Berlin, und bietet ſie einem Gewürzhändler zum Verkauf an; dieſer, der die Blätter für Kohlblätter anſieht, und da er glaubt, daß man ihn hintergehen will, weiſt das Anerbieten zurück.

Der ehrliche Bauer nimmt einige Blätter von ſeinem Wagen, ſtopft damit ſeine Pfeife, zündet ſie an, und bläßt dem Gewürzhändler den Rauch, mit der Frage, unter die Naſe: „He, nun, ſind das Kohlblätter?“ Der deutſche Kleinkrämer, der wohl ſein Profitchen aus verfälſchtem Syrup, Kochzucker und kleinen Roſinen zu machen verſtand, bietet, obgleich er von ſeinem Irrthum zurückgekommen iſt, dem Coloniſten nur 20 Gr. für die ganze Ladung. Dieſen Handel geht der Landmann nicht ein, er legt den Taback bei ſeinem Bruder in Berlin nieder, kehrt nach Groß-Ziethen zurück, verkauft daſelbſt Haus und Acker, verpflichtet die Bauern, ihm ihre Ernten zu verkaufen, und errichtet zu Berlin eine Tabacksſpinnerei.

Vorzugsweiſe wurde der Tabacksbau in der Ukermark und im Magdeburgiſchen betrieben, und gewann bald eine ſolche Ausdehnung, daß die Tabacksfabriken von Sandrart und Würſt, von Schwarz und von Lejeune ihre Fabrikate in ſo bedeutender Menge nach dem Auslande, nach Dänemark, Schweden, Polen, Schleſien und Böhmen, ja, ſogar nach Holland ausführten, daß dafür mehrere Millionen Thaler in's Land floſſen; dieſer Flor des Handels und der Manufakturen war es, der den Neid derjenigen Regierungen erregte, die es verſäumt hatten, die Réfugié's in ihr Land zu ziehen; deßhalb ſuchten ſie es nachzuholen, und dieſe zur Auswanderung aus Brandenburg zu verleiten, wobei ihnen die unter ihnen verbreitete Meinung: Friedrich Wilhelm I. ſei den Coloniſten abhold, ſehr zu Statten kam; beſonders gab ſich Dänemark große Mühe, und es glückte ihm auch gegen vierzig Familieen hierzu zu bereden; doch wie wir ſchon oben geſehen haben, hatte dies weiter keine nachtheilige Folgen für das Land.

Um den Getreidebau haben die Réfugié's weiter keine Verdienſte, als daß ſie die, durch den dreißigjährigen Krieg verwüſteten, Ländereien wieder urbar machten; wohl aber um die Gartenkultur, um Baum-, Blumen- und Gemüſezucht, wodurch ſie die Brandenburger mit einer Menge von Früchten, Blumen und Gemüſen bekannt machten, die bis dahin ihnen völlig fremd geweſen waren, und wodurch eine größere Mannigfaltigkeit der Speiſen bei ihnen eingeführt wurde.

Die damalige deutsche Küche, die man heutiges Tages gewiß sehr schlecht finden würde, war in der Auswahl eine sehr beschränkte; man nährte sich von Fleisch, geräuchert oder gesalzen; von Fischen, trockenen Gemüsen, von grünem und saurem Kohl, von großen Rüben und einigen Wurzeln. Der Gebrauch der grünen Erbsen und Bohnen war so wenig bekannt, daß sie als Speise den Franzosen den Beinamen Bohneneſſer zuzogen, was eben ein solcher Spitznamen für sie war, als Paddenschlucker, womit die deutsche Jugend die französische zum Kampf reizte und herausforderte; auch die Suppenkräuter waren eben so wenig bei den Deutschen in Gebrauch, wie die Suppe; ferner spielten die verschiedenen Sallatkräuter in den Küchengärten der Franzosen eine sehr wichtige Rolle, und um so mehr, als auch die Deutschen anfingen, den Sallat so lieb zu gewinnnen, daß sie nach Charlottenburg hinauszogen, um Sallat à la Dahuron, so hieß der Königliche Gärtner, zu speisen. Wie wichtig die Suppe und der Sallat in der französischen Küche war, zeigt sich besonders darin, daß die Suppe oder den Sallat bei Jemanden essen, so viel hieß, als zu Mittag oder Abend eingeladen sein. Auch lernten die Brandenburger Blumenkohl, Spargel und Artischocken essen, die ihnen sogar sehr gut behagten, und nur verwundert waren, daß diese Gemüse in freier Luft gedeihen sollten; denn als der Arzt du Clos auf seinem Landsitze zu Friedrichsfelde einen glücklichen Versuch mit den Artischocken gemacht hatte, begab sich Friedrich I. mit seinem ganzen Hofe dahin, um dies Wunder zu sehen.

Mit eben dem glücklichen Erfolge trieben sie auch die Obstzucht, die sie theils veredelten, theils durch neue Arten, die sie sich aus Frankreich kommen ließen, erweiterten; ja, einige unter ihnen wagten es sogar, Citronen- und Orangenbäume zu ziehen, womit sie Privat- und königliche Gärten versahen, und überdies noch einträglichen Handel nach Sachsen und anderen Nachbarländern trieben.

Unter den französischen Gärtnern gab es eine nicht unbedeutende Zahl, die sich mit der Blumenzucht beschäftigten, worin sie eine große Geschicklichkeit besaßen; besonders darin,

daß ſie aus den einfachen Blumen doppelte zu ziehen u
nen die verſchiedenſten Farben zu geben verſtanden, was
ſen zu jener Zeit ein Geheimniß nur einiger war. Be
berühmt war der Gärtner Ruſé, der einen ſchönen und
Garten in der Köpnicker Vorſtadt beſaß, in dieſer Be
und was er darin leiſtete, gränzte für damals an das
derbare, und konnte unmöglichlich mit rechten Dingen z
wenigſtens raunte ſich das Volk in die Ohren, daß er
wiſſen Jahreszeiten, an beſtimmten Tagen mit ſeiner Fr
ſeinen Kindern, nach Mitternacht, ſich in den Garten
um hier, nachdem man ſich vorher überzeugt hatte, da
neugieriger Lauſcher vorhanden ſei, das Zauberwerk zu
nen. In einem Augenblick, und unter den Händen de
ſchwörer ging dann die Verdoppelung und Färbung der
men in verſchiedenen Muſtern vor ſich.

Unter den Gärtnern, die ſich damals hier niederl
führen wir folgende auf: Pierre Cuſtine, Henri Leſ
Daniel Sauvage, Mathieu, Boucher, Pierre So
David Ruſé, Daniel und Pierre Laval, Paul
vené, Guillaume Bourguet, Jean Mouſon und
rere des Namens Nicolas und George.

Dieſe Gärten waren ehemals das Ziel der Spazierg
der Coloniſten, namentlich zur Zeit der Weinleſe, um W
trauben zu eſſen; jedoch geſchah dies nur des Sonntags
dem Nachmittags-Gottesdienſt, und zwei Mal des Jahres wu
den Landpartieen gemacht, wozu man gewöhnlich Buchhol
wählte. Hier überließ man ſich einer freimüthigen, ungezwun
genen Heiterkeit, fern von aller Ziererei, wie von übertriebener
Ausgelaſſenheit.

Als Friedrich der Große durch hohen Zoll den Ver
brauch des Caffee's vermindern wollte, ſo waren es die Refu
gié's, welche die Cichorienwurzel anbauten, um dadurch ein
Surrogat für den Caffee zu liefern. Im Volke wurde er
Preußiſcher Caffee genannt.

Wenn wir noch einmal auf das Ganze einen Blick wer
fen, ſo drängt ſich uns unabweisbar die Ueberzeugung auf, daß
die Einwanderung der Refugié's eine große Umwälzung der

Verhältniſſe und Zuſtände in Brandenburg hervorgerufen h
und daß ſie es gerade geweſen iſt, die das Land in einen
auffallend ſchnell en Wohlſtand verſetzte, der es Friedrich I. mi
lich machte, einen ſo glänzenden Hofſtaat, und für das öſt
reichiſche Kaiſerhaus in den vielen Kriegen gegen Frankr
ein Hülfsheer auf ſeine Koſten zu unterhalten; für die vie
wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten, die er gründete, ſo gr
Summen zu verausgaben, und endlich, um die Königskr
zu erlangen, gegen ſechs Millionen Thaler hinzuwerfen.
deſſen war es nicht allein die Zahl der Einwanderer, die die
Umſchwung herv orbrachte, eben ſo wenig wie der Widerruf
Edikts von Nantes, der faſt eine Million Einwohner a
Frankreich trieb des Landes tiefen Verfall herbeiführte, d
dieſer Abgang konnte ſich in dem Verlauf ruhiger Zeiten b
wieder ergänzen. Das Unglück Frankreichs wurde einzig
allein dadurch hervorgerufen, daß die Flüchtlinge zu den t
tigſten und induſtriellſten gehörten, in deren Händen manc
Induſtriezweig war, der durch die Auswanderung für das La
wenigſtens auf eine Zeit lang, verloren ging, daß viele M
nufacturen und Fabriken ſtill ſtanden, und es ſeinen Abſatz
das Ausland, beſonders nach Deutſchland hin, großen The
verlor, indem nun daſſelbe die ſonſt aus Frankreich eingefü
ten Artikel ſelbſt verfertigte. Alſo nicht allein die Zahl
Refugié's, ſondern auch der mitgebrachte Kunſtfleiß, die erf
beriſche Thätigkeit gründeten Brandenburgs Glück und Wo
ſtand; denn von der Zeit ab machte es ſich nicht nur
Frankreich faſt frei und unabhängig, ſondern es verſah ſo
mit ſeinen Manufactur- und Fabrikwaaren den Norden Eu
pa's, es hielt alſo nicht blos die Summen zurück, die ſonſt
Luxus- und Modeartikel nach Frankreich floſſen, ſondern
Ausland wurde Brandenburg ſelbſt tributär. Ohne ind
ſen den Refugié's ihre Verdienſte ſchmälern zu wollen, d
ſen wir doch nicht vergeſſen, daß die Einwanderung un
einem Fürſten geſchah, der mit Weisheit und Umſicht die d
gebotenen Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen verſtand, Kräfte,
vielleicht in andern Händen ein todtes Kapital, oder wohl
unheilbringend für das Land geweſen wären; unter einem F

ſten, der das Glück hatte, von Dienern unterſtützt zu werden, die befähigt waren, in die großartigen Ideen ihres Herrn einzugehen, und ſie in ſeinem Sinn und Geiſte auszuführen.

Daß durch dieſen Wohlſtand in Verbindung mit den Fremdlingen und ihren 43 Handwerken und Künſten, die ſie theils vervollkommnet, theils als neue, den Brandenburgern unbekannte, einführten, die Lebensweiſe derſelben ſich anders geſtaltete, daß ſie in Speiſe und Trank, Kleidung und Wohnung, im geſelligen Verkehr, in Sitte und Denkweiſe andere wurden, läßt ſich leicht denken, daß aber dadurch die Coloniſten der Sittlichkeit geſchadet haben, wie einige Schriftſteller behaupten, müſſen wir entſchieden zurückweiſen. So wenig ſchmeichelhaft auch das Urtheil eines gleichzeitigen Schriftſtellers über die Coloniſten lautet, ſo glauben wir doch Manchem einen Gefallen zu erweiſen, wenn wir dies über ſeine Vorfahren gefällte Urtheil hier folgen laſſen:

„Es iſt leider", ſagt er, „mehr als zu bekannt, daß, ſo lange der Franzoſenteufel unter uns regiert, wir uns am Leben, an Sitten und Gebräuchen alſo verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturaliſirte Franzoſen ſein und heißen wollen, den Namen eines neuen, ſonderlichen und in Franzoſen verwandelten Volkes bekommen können. Sonſten wurden die Franzoſen bei den Teutſchen nicht äſtimiret; heut zu Tage können wir nicht ohne ſie leben, und muß alles franzöſiſch ſein. Franzöſiſche Sprache, franzöſiſche Kleider, franzöſiſche Speiſen, franzöſiſcher Hausrath, franzöſiſch Tanzen, franzöſiſche Muſik, und ich fürchte, es wird auch ein franzöſiſcher Tod darauf folgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognoſticiren. Die alte deutſche Sitte und Tapferkeit iſt, wenn nicht verloren gegangen, doch gewiß verloſchen und geſchwächt, welches bloß von der Nachahmung fremder Völker herrühret, abſonderlich aber von dem ſtolzen, falſchen und lüderlichen Franzoſengeiſt, der uns durch liebkoſende Werke, ſchmeichelnde Reden und viele Verſprechungen, wie die Schlange unſern erſten Eltern im Paradieſe gethan, gleichſam eingeſchläfert hat, um uns nach und nach um unſere liebe deutſche Freiheit zu bringen, längſt bemüht geweſen iſt,

weil er geſehen hat, daß wir zu ſeiner lüderlichen Lebensart ſonderlich inkliniren und Beliebung tragen. Die mehrſten teutſchen Höfe ſind franzöſiſch eingerichtet, und wer an denſelben verſorgt ſein will, muß franzöſiſch kennen, und beſonders zu Paris, der Univerſität aller Leichtfertigkeit, geweſen ſein. — Wenn die Kinder kaum vier oder fünf Jahre alt ſind, ſo werden ſie gleich dem franzöſiſchen Moloch geopfert, und zu den franzöſiſchen Galanterieen angeführt, und franzöſiſche Tanz- und Sprachmeiſter ihnen gehalten. In Frankreich redet Niemand teutſch, etwa die Teutſchen unter einander, ſo ſich darinnen aufhalten: aber bei uns Teutſchen iſt die franzöſiſche Sprache ſo gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuſter, Schneider, Kinder und Geſinde dieſelbe zu reden pflegen. Iſt's nicht wahr, daß die meiſten Eltern, ſo etwas von Condition ſeien (oder, daß ich recht rede, Krämerchen, Miſt-Juweliere), alles dasjenige, was ſie ermauſchelt, an ihre Kinder, obgleich nicht zum Nutzen, dennoch zum Verderben derſelben anwenden, ſollten ſie auch gleich hernachmals ſo darüber herunter kommen, daß ſie, den ganzen Kram in einen Kober geſteckt, zum Thore hinaus laufen und zu Schelmen darüber werden müßten". — „Will ein Jungeſell heut zu Tage bei einem Frauenzimmer Zutritt haben, ſo muß er mit franzöſiſchem Hütchen — ſind auch heutiges Tages noch die feinſten und eleganteſten — Weſten und galanten Strümpfen angeſtochen kommen. Wenn dieſes iſt, mag er gleich ſonſt eine krumme Habichtsnaſe, Kalbsaugen, Buckel (oder, wie es andere, die dergleichen Perſonen affectioniret ſind, hohe Schultern nennen) Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, ſo fragt man nichts darnach: genug, daß er ſich nach langem Lernen à la mode frans ſtellen kann. Man hält ihn für einen recht geſchickten Kerl, ob er gleich ſonſt nicht für einer Fledermaus Gelehrſamkeit im Kopf, und anſtatt des Gehirns Heckerling hat. Er iſt und bleibt Monsieur, bevoraus, wenn er etwas parliren kann." — „Ich erinnere mich hierbei, daß, als unlängſt ein Präceptor verlangt wurde, ſich einer gemeldet, der wohl ſtudiret, und in Theologicis, Philoſophicis und Humanioribus wohl bewandert war. Er wurde aber gleich gefragt, ob er die franzöſiſche und ita-

ſten, der das Glück hatte, von Dienern unterſtützt zu werden, die befähigt waren, in die großartigen Ideen ihres Herrn einzugehen, und ſie in ſeinem Sinn und Geiſte auszuführen.

Daß durch dieſen Wohlſtand in Verbindung mit den Fremdlingen und ihren 43 Handwerken und Künſten, die ſie theils vervollkommnet, theils als neue, den Brandenburgern unbekannte, einführten, die Lebensweiſe derſelben ſich anders geſtaltete, daß ſie in Speiſe und Trank, Kleidung und Wohnung, im geſelligen Verkehr, in Sitte und Denkweiſe andere wurden, läßt ſich leicht denken, daß aber dadurch die Coloniſten der Sittlichkeit geſchadet haben, wie einige Schriftſteller behaupten, müſſen wir entſchieden zurückweiſen. So wenig ſchmeichelhaft auch das Urtheil eines gleichzeitigen Schriftſtellers über die Coloniſten lautet, ſo glauben wir doch Manchem einen Gefallen zu erweiſen, wenn wir dies über ſeine Vorfahren gefällte Urtheil hier folgen laſſen:

„Es iſt leider", ſagt er, „mehr als zu bekannt, daß, ſo lange der Franzoſenteufel unter uns regiert, wir uns am Leben, an Sitten und Gebräuchen alſo verändert, daß wir mit gutem Recht, wo wir nicht gar naturaliſirte Franzoſen ſein und heißen wollen, den Namen eines neuen, ſonderlichen und in Franzoſen verwandelten Volkes bekommen können. Sonſten wurden die Franzoſen bei den Teutſchen nicht äſtimiret; heut zu Tage können wir nicht ohne ſie leben, und muß alles franzöſiſch ſein. Franzöſiſche Sprache, franzöſiſche Kleider, franzöſiſche Speiſen, franzöſiſcher Hausrath, franzöſiſch Tanzen, franzöſiſche Muſik, und ich fürchte, es wird auch ein franzöſiſcher Tod darauf folgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognoſticiren. Die alte deutſche Sitte und Tapferkeit iſt, wenn nicht verloren gegangen, doch gewiß verloſchen und geſchwächt, welches bloß von der Nachahmung fremder Völker herrühret, abſonderlich aber von dem ſtolzen, falſchen und lüderlichen Franzoſengeiſt, der uns durch liebkoſende Werke, ſchmeichelnde Reden und viele Verſprechungen, wie die Schlange unſern erſten Eltern im Paradieſe gethan, gleichſam eingeſchläfert hat, um uns nach und nach um unſere liebe deutſche Freiheit zu bringen, längſt bemüht geweſen iſt."

er geſehen hat, daß wir zu ſeiner lüderlichen Lebensart
erlich inkliniren und Beliebung tragen. Die mehrſten teut-
i Höfe ſind franzöſiſch eingerichtet, und wer an denſelben
rgt ſein will, muß franzöſiſch kennen, und beſonders zu
s, der Univerſität aller Leichtfertigkeit, geweſen ſein. —
n die Kinder kaum vier oder fünf Jahre alt ſind, ſo wer-
ſie gleich dem franzöſiſchen Moloch geopfert, und zu den
zöſiſchen Galanterieen angeführt, und franzöſiſche Tanz- und
chmeiſter ihnen gehalten. In Frankreich redet Niemand
ſch, etwa die Teutſchen unter einander, ſo ſich darinnen auf-
en: aber bei uns Teutſchen iſt die franzöſiſche Sprache ſo
ein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuſter, Schnei-
Kinder und Geſinde dieſelbe zu reden pflegen. Iſt's nicht
, daß die meiſten Eltern, ſo etwas von Condition ſeien
r, daß ich recht rede, Krämerchen, Miſt-Juweliere), alles
einige, was ſie ermauſchelt, an ihre Kinder, obgleich nicht
Nutzen, dennoch zum Verderben derſelben anwenden, ſoll-
ſie auch gleich hernachmals ſo darüber herunter kommen,
ſie, den ganzen Kram in einen Kober geſteckt, zum Thore
us laufen und zu Schelmen darüber werden müßten". —
ll ein Jungeſell heut zu Tage bei einem Frauenzimmer
üt haben, ſo muß er mit franzöſiſchem Hütchen — ſind
heutiges Tages noch die feinſten und eleganteſten —
len und galanten Strümpfen angeſtochen kommen. Wenn
s iſt, mag er gleich ſonſt eine krumme Habichtsnaſe, Kalbs-
n, Buckel (oder, wie es andere, die dergleichen Perſonen
tioniret ſind, hohe Schultern nennen) Raffzähne, krumme
e und dergleichen haben, ſo fragt man nichts darnach:
g, daß er ſich nach langem Lernen à la mode frans ſtellen
. Man hält ihn für einen recht geſchickten Kerl, ob er
h ſonſt nicht für einer Fledermaus Gelehrſamkeit im Kopf,
anſtatt des Gehirns Heckerling hat. Er iſt und bleibt
sieur, bevoraus, wenn er etwas parliren kann." — „Ich er-
re mich hierbei, daß, als unlängſt ein Präceptor verlangt
de, ſich einer gemeldet, der wohl ſtudiret, und in Theolo-
s, Philoſophicis und Humanioribus wohl bewandert war.
wurde aber gleich gefragt, ob er die franzöſiſche und ita-

lieniſche Sprache verſtünde; wo nicht, ſo würde es für diesmal nicht ſein können, weil ja der Knabe ſchon neun Jahr alt ſei, und es höchſt nöthig wäre, daß er in dieſem großen Alter zu ſolchen Sprachen möchte angeführet werden; da doch der große Malkontrommel noch nicht teutſch reden konnte, geſchweige ein Gebot, oder einen Artikel aus dem kleinen Katechismo herbeten, darauf doch ſeine Seligkeit beruhet. Wo ſiehet demmach nicht, daß ſolche Leute hiermit zu erkennen geben, daß ſie nicht Chriſten, ſondern Atheiſten ſein, welche kein Bedenken tragen, die Kleinen zu ärgern, und das hierauf gelegte Weh in den Wind zu ſchlagen. Müſſen demnach *alſo* klagen:

Die teutſche Sprach' kommt ab, eine andere ſchleicht ſich ein,
Wer nicht franzöſiſch red't, der muß ein Simpel ſein.

Gehen wir aber weiter fort, und ſehen uns auch ein wenig in Kleidungen um, ſo müſſen wir auch geſtehen, daß hierin kein Unterſchied zwiſchen den Teutſchen und Franzoſen ſei. Und dürfte ich faßt ſagen, daß es in Frankreich ſelbſten nicht ſo arg in Kleidungen hergehe, als in Teutſchland; wie ich denn ſelbſten in Paris ſo vielerlei Moden und Veränderungen der Kleider als in Teutſchland niemalen geſehen habe."

„O, wie ſauer läßt es ſich mancher werden, eine galante Nachtmuſik zu bringen! Wie viel Paar Schuhe gehen des Jahres lang nicht drauf, da man ſtündlich, wohin man ſeine Inklination hat, vor dem Fenſter herumtrappelt, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an ihrer Statt die Magd, oder die Katze und den Pudelhund zu grüßen. Wie viel Zeit wendet man nicht auf verliebte Briefchen, ſo man aus den Romanen zuſammenſtoppelt! Wie weiß ſich mancher in grüne und andere Pelze zu verkleiden, Ringe anzuſtecken, den vornehmen Herrn zu affectiren, und iſt doch ein Spitzbub von Haus aus. Allein dieſem allen ungeachtet, weil er ſich galant und auf franzöſiſche Mode ſtellen kann, iſt er lieb und angenehm. Alſo ſehe man auch eine Jungfer oder eine Näh- und Kleppelmagd an, ob nicht alles an ihr franzöſiſch ſei? ob ſie ſich nicht faſt durchgehends alle über ihren Stand halten? ob ſie nicht Tag und Nacht auf dergleichen Galanterieen bedacht

ſind? Die Köpfe ſehen aus, daß man dafür erſchrecket, und man nicht weiß, ob es Schweinsköpfe ſein, oder ob ſie Rußbutten feil tragen. Wie viel hundertmal ſind die Hauben bishero geändert worden? Bald trägt man Standarten, bald Kornethauben, bald fliegende Fahnen, bald Wiedehopfen-Neſter. Und iſt das allerärgſte, daß nicht nur das Frauenzimmer deßwegen ſelbſt nach Frankreich reiſet, ſondern auch noch Modelle oder angekleidete Puppen aus Frankreich bringen läßt für viele Thaler, damit man ja genug des Teufels Hoffarth machen könne."

Dieſes Sittengemälde mag zugleich die, welche ſtets das Alte loben, die jetzigen Zeiten und Menſchen aber tadeln, überzeugen, daß es ehemals ſchon war wie heute, und in manchen Dingen wohl noch ſchlimmer. Man ſieht wohl, daß der unbekannte Verfaſſer dieſer Schilderung ein blinder Franzoſen-Haſſer geweſen iſt, dem Billigkeit und Unparteilichkeit nicht die Feder geführt haben. — Und geſetzt auch, die Franzoſen hätten hier franzöſiſche Sitten und Moden verbreitet, hätten ihrer Sprache Eingang zu verſchaffen ſich beſtrebt, an wem lag denn die Schuld des Gelingens? Doch nur an den Deutſchen, die noch bis auf dieſe Stunde die blinden Verehrer des Fremden und die Verächter des Einheimiſchen ſind! Es kam ja nur auf ſie an, das Fremde zurückzuweiſen. — Uebrigens herrſchte das franzöſiſche Modeweſen hier ſchon lange vor dem Jahre 1685, und es gingen für ſolche Artikel jährlich viele tauſend Thaler nach Frankreich; mithin mußten die Brandenburger es den Réfugié's Dank wiſſen, daß ſie dieſe Artikel hier im Lande verfertigten, und ihnen für billigere Preiſe verſchafften; daß dieſe Summen in dem überdies ſo armen Lande blieben. Was nun die franzöſiſchen Sitten betrifft, ſo ſind dieſe gewiß nicht ſo unangenehm geweſen, denn noch jetzt rühmt man ja die Zuvorkommenheit, Freundlichkeit und Vertraulichkeit der Franzoſen, namentlich gegen Fremde; und wenn ſie ſich damals überall Eingang verſchafften, die Brandenburger für ihre rohen, zurückſtoßenden Sitten die feineren franzöſiſchen eintauſchten, ſo ſpricht dies nur lobend für die letzteren. Das Gute annehmen, wo es ſich findet und bietet, iſt vernünftig; es aber an-

nehmen und hinterher tadeln, verräth mindeſtens Schwäche.

Die ſchwärzeſte Verleumdung iſt es, die größte Bosheit verräth es, den Réfugié's den Vorwurf zu machen, daß ſie den Luxus befördert, die Sittenloſigkeit in Brandenburg verbreitet hätten. Die traurige, unglückliche Lage der Reformirten in Frankreich, der mehr als hundertjährige, faſt unausgeſetzte Kampf mit ihren Feinden, die tägliche, ja ſtündliche Todesgefahr, in der ſie ſchwebten, ſind keine Zuſtände, die Luxus und Sittenloſigkeit begünſtigen, zumal der Kampf um höhere, als leibliche Intereſſen geführt wurde; ein fortgeſetzter eiſerner Kriegszuſtand macht den Charakter ernſt, feſt und ſelbſt eiſern, für irdiſchen Tand unempfänglich. Als ſie ſpäter, durch den ſtarken Arm des Despoten niedergedrückt, ſchutz- und rechtlos daſtanden, als ſie, in Ohnmacht und Schwäche herabgedrückt, jeder Willkühr Preis gegeben waren, da wußten ſie ſich durch ihre hohe Einfachheit, Arbeitſamkeit, Rechtlichkeit und Sittlichkeit, die durch die ſtrenge Cenſur ihrer Synoden aufrecht erhalten wurde, wenn nicht Sicherheit vor Druck und Verfolgung, doch Achtung zu verſchaffen.

Sollten nun die, welche für die Wahrheit gekämpft, für ihren Glauben alles geopfert hatten, die nach ihrem neuen Vaterlande nicht viel mehr als ihren Kopf und ihre Arme brachten, ſich mit einem mal ſo verändert haben? Hier, wo ihre Civil- und kirchliche Verfaſſung dieſelbe ſtrenge war, wie in Frankreich, wo ſie ſchon aus Klugheit, um ſich das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, das Mißtrauen gegen ſich zu entfernen, alles Anſtößige zu vermeiden hatten? Nur der Reichthum erzeugt Luxus und Sittenloſigkeit, und Reichthum beſaßen ſie nicht, ſie mußten ihn erſt erwerben, und ſie erwarben ihn durch ihre Tugenden, durch ihre Einfachheit, Mäßigkeit, Arbeitſamkeit, Thätigkeit, durch ihre Rechtſchaffenheit, Ehrenhaftigkeit in Handel und Wandel, durch ihre weiſe Sparſamkeit. Dies iſt ein „Réfugié", war genug, um ihm überall Vertrauen zu erwecken.

Wie einfach und ſtreng die Sitten in der Colonie waren und längere Zeit ſich erhalten haben, zeigt folgende kleine

Anekdote, die ſich vielleicht ein volles Jahrhundert nach der Einwanderung zugetragen hat. Die Tochter eines angeſehenen Kaufmanns war mit einem ſehr reichen, jungen Manne verſprochen; der Bräutigam wünſcht ſeine Braut auf einen Ball, ſie hatte noch nie einen ſolchen beſucht, zu führen, und ſucht und erhält die Erlaubniß des Vaters der Braut. Vor der Abfahrt will der Vater noch ſeine Tochter im Ballkoſtüme ſehen und begiebt ſich deßhalb auf ihr Zimmer; hier findet er die Tochter mit Blumen in dem Haar, wie es der Gebrauch war, geſchmückt, und äußert ſich ſehr ſtreng über dieſen für ſie *nicht* paſſenden Luxus. Die Tochter widerſpricht beſcheiden und entſchuldigt ſich mit der Sitte der Zeit. Die Antwort des Vaters zauberte die Roſen aus dem Haar auf die zarten Wangen der Jungfrau, die natürlich zu Hauſe bleiben muß.

Anhang.

Die Institute der Colonie.

Im Verfolg unserer Geschichte haben wir wiederholentlich über den Charakter der ersten Réfugié's zu sprechen Gelegenheit gehabt, und uns gedrungen gefühlt, ihren Wohlthätigkeitssinn, — mag er auch in Folge herber Erfahrungen und Leiden erst recht lebendig in ihnen geworden sein — hervorzuheben. Mehr darüber zu sagen scheint uns überflüssig, und um so mehr, als da, wo Thaten sprechen, Worte überflüssig sind. —

Die verschiedenen Anstalten, die gleich anfangs und schnell hinter einander, fast im Laufe eines halben Jahrhunderts, in der Colonie entstanden, lassen sich nach ihrem Zweck in drei Klassen eintheilen: in solche nämlich, die nur die Ausbildung des geistigen Elementes, dann in solche, die nur das leibliche Wohl im Auge haben, und endlich in Anstalten, die beide Zwecke in sich vereinigen.

A. Anstalten, welche die geistige und leibliche Pflege in sich vereinigen.

Die französische Kirche besitzt drei, im Verhältniß zu ihrer Seelenzahl bedeutend zu nennende Stiftungen für Erziehung und Pflege armer verwaister Kinder, und Kinder dürftiger Eltern. Das älteste dieser Institute ist:

Das Waisenhaus (früher Charlotten-Straße Nr. 55).

Es war gewiß kein leichtes Unternehmen von einer, zwar Frömmigkeit und Wohlthätigkeitssinn reichen, aber an maellen Hülfsmitteln noch armen Gemeinde, ein Haus zu nden, in welchem für leibliches und geistiges Wohl armer waister Kinder Sorge getragen werden sollte. Aber es ißte gehandelt werden, das Bedürfniß war vorhanden und ilfe dringend nothwendig geworden.

Eine der frühesten Stiftungen der französischen Kirche war s Diakonat, welchem die Sorge für die Armen anheim fiel. es hatte nun bisher die armen verwaisten Kinder zur Pflege Erziehung in Familien unterbringen müssen; leider aber te die Erfahrung gelehrt, daß nicht alle Pflegeltern ihre ichten gegen ihre Pflegbefohlenen treu und gewissenhaft erlten.

Ein warmer Freund und Wohlthäter der Armen seiner rche war: Jacques Gailhac, der, ungeachtet er sein Handsgshaus von Berlin nach Leipzig verlegt hatte, dennoch im rbande mit der Colonie blieb, und dies besonders durch tgesetzte und reiche Spenden bethätigte. Diesem Menschenunde gebührt auch das Verdienst, den ersten Anstoß zur ündung des besagten Institutes gegeben zu haben. Es hatte nämlich das Consistorium 1717 von Neuem um Unterzung an ihn gewendet, und außer einer Summe von 300 alern die Zusicherung von ihm erhalten, daß er mit einnglicher Hülfe nicht ausbleiben würde, wenn dasselbe ein us für die Waisen der Kirche, wodurch allein der Noth ndlich abgeholfen werden könnte, gründen wollte. Auf diese ffnung und in Voraussicht anderweitiger kräftiger Unterungen faßte das Consistorium 1718 den definitiven Beschluß, en Vorschlag in Ausführung zu bringen. Aber der Beuß war leichter gefaßt, denn ausgeführt! Das Einzige, ran die Gemeinde reich war, war ein unerschütterliches Veruen auf die Hülfe und den Beistand Gottes, der sie ja bis rher so wunderbar geführt, und in dem sichtbaren Gedeihen s hallischen, von dem frommen Franke mit denselben Kräf-

ten geſtifteten Waiſenhauſes einen neuen Beweis ſeiner Gnade gegeben hatte. Und ſie täuſchte ſich nicht! nach 7 Jahren der Mühe, Arbeit und Sorge ſtand auch ihr Werk zu Gottes Ehre vollendet da. —

Nachdem man ſich die nöthige Einſicht über Einrichtung, Koſten, Rechte und Privilegien ähnlicher Inſtitute verſchafft hatte, ernannte das Conſiſtorium auf Antrag des Herrn Lejeune den 18. März 1718 eine gemiſchte Commiſſion, um an die Berathung und Entwerfung des Planes zu gehen.

Durch die Erfahrung belehrt, und damit das Werk ungehindert fortſchreite, wurde auf Veranlaſſung des Herr Lejeune dieſe Commiſſion in eine permanente verwandelt, deren Mitglieder die Herren Durant, Pérard, Grandidier, Buyrette, Deneria, Ribe, le Jeune, de la Grivelière, Bachelé, Maillette de Buy, d'Alençon, Corviſier, Lecoq, Jordan, Lainez und Miſſy mit dem Moderateur, Prediger Forneret, waren.

Unter dem 2. Juni 1718 verlieh der König Friedrich Wilhelm I. dem Vorhaben ſeine Zuſtimmung, und verſicherte ihm in einem beſondernen Schreiben ſeinen hohen königlichen Schutz und Beiſtand.

Um die erſten Mittel zu gewinnen, nahm die Commiſſion zu einer Lotterie und zu einer allgemeinen Collecte in der ganzen Monarchie ihre Zuflucht. Die Lotterie hatte aber nicht den gewünſchten Erfolg, kaum ein Viertel der Looſe wurde abgeſetzt; reicher floſſen die Gaben durch die Collecte, die in Berlin allein die Summe von 3638 Thaler eintrug. Auch der König hatte gleich anfangs als erſte Grundlage 50 Thaler geſpendet, denen im Jahre 1720 noch 3600 Thaler folgten. Selbſt im Auslande fand das menſchenfreundliche Werk lebendige Theilnahme, und aus Kopenhagen, Amſterdam, Paris, Livorno, Genua, Hamburg u. ſ. w. gingen bedeutende Gaben ein. Die Kommiſſion zur Gründung der Anſtalt hatte auch auswärtige Mitglieder, welche ſich für die Stiftung intereſſirten, in Amſterdam, Rotterdam, Weſel, Utrecht, Leyden, Paris, London, Dublin, Livorno, Lauſanne.

Im Jahre 1720 konnte man endlich den Grundſtein zu

dem Gebäude, wozu der König das Baumaterial, Holz und Kalk, der Baron von Dankelmann aber die Baustelle hergegeben hatte, legen. Den 14. Juni 1722 verlieh der König dem entworfenen Reglement seine Zustimmung.

Schon im folgenden Jahre waren die Mittel der Anstalt so gewachsen, daß dieselbe ein Haus an der Ecke der Poststraße für 11,110 Thaler käuflich erwerben konnte.

Am 10. Dezember 1723 unterzeichnete der König die Privilegien des Waisenhauses. In dieser königlichen Urkunde heißt es:

„Weil Gott die Arbeit der Commission für diese fromme Stiftung in dem Grade gesegnet hat, daß sie nicht nur ein ansehnliches Haus hat bauen, sondern auch noch einige tausend Thaler als Anfang eines Fonds zur Unterhaltung desselben hat ansammeln können, so nehme der König die Anstalt unter seinen Schutz, und gewähre ihr nicht nur alle die Privilegien und Wohlthaten, deren sich ähnliche Stiftungen erfreuen, sondern er wolle auch durch seine Königliche Machtbefugniß die Mittel zur Ansammlung der nöthigen Fonds begünstigen."

Am 13. April 1725 erhielten die Statuten und Reglements des Waisenhauses die Königliche Sanction, wobei der König jedoch die Aufnahme eines Paragraphen forderte, welcher die bekannte Richtung desselben sehr eigenthümlich charakterisirt, und durch welchen er die Absicht ausdrückt, die Anstalt zum Theil zu einem Kadettenhause gemacht zu sehen. Er lautet:

„Und da die Auswanderung mehrere Familien in Dürftigkeit gebracht hat, welchen der König und seine Vorfahren ihre besondere Fürsorge gewidmet haben, so will und erwartet Seine Majestät, daß man in das Haus vorzugsweise und vor allen andern aufnehme die Vaterlosen der armen Edelleute von Civil und Militair und anderer achtungswerthen Leute, ohne daß die Erziehung, welche diese Kinder im Waisenhause empfangen, ihnen könnte in der Folge zum Vorwurf gemacht werden, und wollen Seine Majestät ihnen die Ehre ihrer Geburt bewahren; aber wenn die Einnahmen die Ausgaben übersteigen,

könne man auch die Kinder des gemeinen Volkes oder der Armen vom Consistorium aufnehmen."

Dieser Paragraph kam jedoch nicht in Ausführung.

Interessant ist der specificirte Etat der Einkünfte und der wahrscheinlichen für das erste Jahr in Aussicht gestellten Ausgaben, den die Commission den 8. Februar 1725, also vor der Einweihung des Hauses, bekannt machte:

Das Haus hatte eine Schuld von 5000 Thlrn. zu 4 Procent	200 Thlr.
Die Interessen einer Leibrente von 1200 Thlrn.	93 "
Das Gehalt eines Hausvaters und einer Hausmutter, angeschlagen auf	60 "
Das Gehalt von zwei Dienstmädchen . . .	22 "
Die Lasten des Hauses in der Poststraße . .	37 "
	412 Thlr.
Die Einkünfte betrugen . . . . . und entstanden aus der Miethe des erworbenen Hauses, aus den Zinsen eines Capitals von 2800 Thlrn., aus der Accise-Vergütigung und aus einer Pension von 30 Thlrn., welche die Königin gab.	963 "
bleiben	551 Thlr.
Man berechnete die Unterhaltung von 10 Waisen und 4 Hausbedienten, den Kopf auf 30 Thlr.	420 "
blieb ein Ueberschuß von	131 Thlrn.

Indessen eröffnete man, um für alle Fälle gesichert zu sein, nur mit 8 Waisen das Haus, dessen Einweihung am 31. Mai 1725 Statt fand. Die Einweihungsrede hielt der Prediger Lenfant über die bedeutsamen Worte:

„Selig sind die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren."

Sichtbar waltete der Segen des Herrn, denn viele fromme Herzen bedachten das Haus mit ansehnlichen Legaten oder Vermächtnissen, und schon im Jahre 1733 konnte die Direction

noch andern 6 Waiſen die Wohlthat der Aufnahme zu Theil werden laſſen.

Einer der erſten Legataire war der edle, ſchon oben genannte Jacques Gailhac, der leider die Vollendung des chriſtlichen Werkes nicht mehr ſehen ſollte. Er ſtarb 1724; — aber noch im Tode ließ er ſeine Milde durch ein Vermächtniß von 1500 Thlrn. gegen das Haus walten.

Im Jahre 1737 machte Herr von Horguelin der Anſtalt ein Geſchenk von 600 Thlr. mit dem Vorbehalte des Wahlrechts einer Waiſe für ſich und die Räthe Achard bis zu ihrem Tode. Ein Geſchenk von 500 Thlrn. erhielt die Ecole de Charité von ebendemſelben, 1749, mit dem Rückfallsrecht an das Waiſenhaus, wenn jenes Haus bis zum Jahre 1799 ſich aufgelöſt haben ſollte. Dieſer Fall iſt zum Heile der Colonie nicht eingetreten.

Ein anderer großmüthiger Wohlthäter war der Arzt Samuel Duclos, der 1749, außer einem Vermächtniß von 3500 Thalern, der Anſtalt mit der Ecole de Charité gemeinſam das Geheimniß ſeines fiebervertreibenden Mittels hinterließ, deſſen Verkauf lange Zeit hindurch eine reichliche Einnahme für beide Häuſer bildete. 1751 vermachte Theodor Hue der Kirche zu Cottbus 200 Thlr., die bei dem Erlöſchen derſelben dem Inſtitute gleichfalls zufallen ſollten.

Das bedeutendſte Vermächeniß war aber das der Wittwe Du Bois, 1761, auf Höhe von 17,801 Thlrn., durch deſſen Zinſen-Zuſchuß die Zahl der Waiſen auf 40 erhöht werden konnte. 1784 ſchenkte ein Mitglied der Kirche, Namens Barthélemy 1500 Thlr. nebſt einer Rente von 70 Thlrn. auf Lebenszeit zur Aufnahme einer Waiſe, deren Mutter, nicht aber der Vater, nur von der Colonie zu ſein braucht.

Außer den hier namentlich aufgeführten Wohlthätern hatte die Anſtalt noch vieler anderen ſich zu erfreuen gehabt, und die milden Gaben floſſen ihr ſo reichlich zu, daß ſie ſpäter in den Ruf des Reichthums gerieth, und der Eifer für ſie erkaltete. Die Direction klagt in einem Bericht vom Jahre 1786 darüber, daß dieſes Vorurtheil ſie der ferneren Theilnahme begüterter Gemeindemitglieder beraube, daß die Zahl der hülfs-

bedürftigen Waiſen fortwährend wachſe, und die Anſtalt viele derſelben gar nicht aufnehmen könne.

Ihre Klagen waren damals wohl begründet, denn die Rechnung wies ein Deficit von 442 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. nach. In dieſem Jahre war die Zahl bis auf 79 gewachſen, welche, Knaben und Mädchen, wie es urſprünglich im Statut beſtimmt worden war, getrennt erzogen wurden. Dieſe Trennung wurde jedoch erſt im Jahre 1767 dadurch in ihrer vollen Bedeutung ermöglicht, daß die Direction, um dies von ihr aufgeſtellte und für richtig erkannte Princip durchzuführen, die bis dahin vermiethete obere Etage mit in den Gebrauch nahm. Das Perſonal des Hauſes beſtand damals in einem Religionslehrer, vier anderen Lehrern, einem Oekonom nebſt Frau, einem Aufſeher, zwei Aufſeherinnen und zwei Dienſtmädchen. Die geſammte jährliche Ausgabe betrug 4710 Thlr.

Als die Anſtalt im Jahre 1825 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, hatte ſie 1057, im Jahre 1844, wo ſie ſich mit der Ecole de Charité vereinigte, 1247 Waiſen erzogen, ſo daß der Bericht vom Jahre 1825 mit Recht ſagen konnte: „Drei Dinge ſind es, welche bleiben, aber die Liebe iſt das Größeſte unter ihnen!“ Und wahrlich, dieſe hat ja auch am mächtigſten gewaltet; denn wie wäre es ſonſt möglich geweſen, das Haus auch durch die ſchwierigſten Zeitverhältniſſe, bei ſtets wachſenden Ausgaben, glücklich hindurchzuführen. Dieſer ſtets wachſende Ausgabe-Etat hatte ſeinen Grund einmal in der zunehmenden Zahl der Waiſen und dann in den ſtets im Preiſe ſich ſteigernden Lebensbedürfniſſen; denn betrug die Verpflegung eines Kindes in der erſten Zeit jährlich nur 30 Thlr., ſo koſtete ſie im Jahre 1767 ſchon 60, im Jahre 1800 aber 72 Thlr., jetzt ohngefähr 80 Thlr.

Im Jahre 1753 faßte die Direction den Beſchluß, die Kinder außer dem Hauſe in verſchiedenen Arbeiten zu beſchäftigen, zu dem doppelten Zweck: ſie für ihren ſpäteren Beruf vorzubilden und der Anſtalt neue Hülfsquellen aus dem Verdienſte zu verſchaffen. Einige Knaben arbeiteten in der neuen Porzellan-Fabrik und erhielten pro Kopf 3 Thlr. monatlich, andere lernten in der Akademie der Künſte zeichnen. Wenn wir

uns auch, nach der Ansicht unserer Tage, mit dieser Einrichtung nicht einverstanden erklären können, so müssen wir doch den Eifer der Direction, für den Bestand der Anstalt in sich selbst Mittel zu suchen und zu finden, lobend anerkennen. Uebrigens hob sie später diese Einrichtung wieder auf; ebenso in der neuesten Zeit, aus Gründen der Moralität, die Betheiligung der Zöglinge beim Ziehen der Lotterie, ungeachtet den dabei verwandten Knaben eine namhafte Einnahme entzogen werden mußte.

Im Jahre 1779 ließ Friedrich der Große dem Waisenhause noch eine Etage aufsetzen, und schenkte der Anstalt für mancherlei bei dieser Gelegenheit ausgeführte Reparaturen in dem schon bestandenen Theil des Hauses 661 Thlr. Hierdurch gewann man wesentlich an Raum für Schlafsäle und Schulklassen.

Die Verwaltung der Anstalt Seitens der Direction derselben, welche aus 8 Mitgliedern besteht, geschieht unentgeltlich. 1770 traten hierzu noch 3 Dames directrices, welche sich der Inspection der Oekonomie, der Sorge für Ordnung und Reinlichkeit im Hause, so wie der Beaufsichtigung der Handarbeiten der Mädchen und ihrer dereinstigen Unterbringung beim Austritt aus der Anstalt unterziehen.

Die Ecole de Charité (früher Jäger-Straße Nr. 63.),

sogenannt, weil sie eine Erziehungsanstalt aus Mitteln der christlichen Liebe und Barmherzigkeit ist, wurde im Jahre 1747 nach dem Muster einer ähnlichen Anstalt in Lausanne, vornehmlich durch den Eifer und die Aufopferung des wackeren Predigers d'Anières ins Leben gerufen. Die ersten freiwilligen Beiträge spendeten Mitglieder der französischen Gemeinde, indem dieselben sich zu einer jährlichen Beisteuer verpflichteten. Mit 12 Zöglingen wurde der Anfang gemacht, und die Anstalt am 12. September des oben genannten Jahres feierlich eingeweiht.

Die Leitung derselben übernahmen 5 Gemeinde-Mitglieder, die Herren von Anières, Achard, Gaultier de la Croze,

von Campagne und Formey. Ein echt chriſtlicher Geiſt weht in den hinterlaſſenen Verhandlungen dieſer 5 Männer; es waren Männer, welche die Noth der Armen aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatten, und in vielen Fällen nur die Entfernung der Kinder aus dem elterlichen Hauſe als das einzige Mittel zur beſſeren Erziehung erkannten.

Im Jahre 1752 ertheilte der König Friedrich der Große dem Inſtitute die Genehmigung durch die Confirmations-Urkunde, womit demſelben alle Vorrechte, in deren Beſitz ſich ähnliche Anſtalten bereits befanden, verliehen wurden, dazu gehörte namentlich die Acciſe-Freiheit; außerdem bewilligte der großmüthige König der Anſtalt jährlich 13 Haufen Holz aus den Königlichen Forſten.

Im Jahre 1756 trat dadurch eine heilſame Veränderung für die Anſtalt ein, daß man auch die Theilnahme und die Kräfte würdiger Frauen für dieſelbe gewann, was beſonders in Bezug auf die Oekonomie und die Erziehung der Mädchen, die damals noch mit den Knaben vereinigt waren, von großer Wirkung war. Die erſten dieſer Frauen, Dames Directrices genannt, waren: Frau von la Griveillère, von la Terraſſe, und Théremin.

Achtzehn Jahre hatte das Inſtitut beſtanden, und im Laufe dieſer Zeit durch die aus frommen und mildthätigen Herzen gefloſſenen Spenden eine feſte und ſichere Grundlage für den ferneren Beſtand erlangt; die Vortheile und Vorzüge einer gemeinſamen Erziehung armer Kinder in einem gemeinſamen Hauſe hatten ſich in befriedigender Weiſe herausgeſtellt; da trat eine für die Anſtalt epochemachende Veränderung ein: die gänzliche Trennung der Geſchlechter. Nicht alle armen Kinder, die nämlich der Fürſorge der Diakonie anheim fielen, konnten in der Ecole de Charité Aufnahme finden, und mußten deshalb bei Familien in Pflege gegeben werden. Pflege und Erziehung in der Familie oder in einem Erziehungshauſe! was war vortheilhafter? Reiche Erfahrungen nach beiden Seiten hin lagen vor. Man entſchied ſich für das Letztere, und ſo entſtand 1760 das Diakoniſſenhaus — Behrenſtraße — in welchem gegen 60 Kinder bis zum zwölften Jahre ihre Erziehung erhiel-

ten, dann aber zur weiteren Ausbildung in die Ecole du Charité übergingen. Jenes Haus bestand nun bis zum Jahre 1765, wo es für immer mit diesem Institute vereinigt wurde. Durch diesen Zuwachs wurde die oben erwähnte Trennung der Knaben und Mädchen, deren Zahl sich auf 144 belief, und weil man es für zweckmäßig hielt, nothwendig gemacht; die letzteren kamen nach dem in der Klosterstraße gelegenen und der Colonie gehörigen Hause, dessen Einweihung am 22. October 1765 Statt fand.

Beide Anstalten traten unter die Leitung einer aus 14 Mitgliedern bestehenden General-Direction, die sich wiederum in zwei Spezial-Directionen zu je 7 Directoren theilte; die Erstere versammelte sich jeden Monat, die Letzteren allwöchentlich. Die Namen dieser ersten Directoren sind: Erman, von Campagne, Villaume, Naudé, le Coq, Ancillon, Eules, von Forestier, Royer, Rousset, Hainchelin, Baudouin, Jacob, Philippe.

Zu gleicher Zeit ernannte man auch für die Mädchen-Anstalt 7 Damen Directrices: Die Damen Ancillon, Jordan, Michelet, Matthis, Gillet, Philippe, Carita.

Diese Gelegenheit benutzte die Direction zur Ausführung des nothwendig gewordenen Neubaues und der Vereinigung der beiden, von den Wittwen Armelin und Louis erhaltenen Häuser in der Jägerstraße. Die Kosten betrugen mit dem Ankaufspreis des Hauses der Wittwe Louis 10,340 Thlr. 5 Sgr. Der Bau wurde 1770 vollendet.

Mit der Knaben- und Mädchen-Abtheilung der Ecole de Charité wurde bald nach Gründung der Anstalt eine öffentliche Schule verbunden, in welche man, außer Kindern der französischen Gemeinde, die in der Regel Freischule hatten, auch andere gegen Zahlung von Schulgeld aufnahm. Diese Schulen, Ecoles externes genannt, waren anfangs recht blühend, entsprachen aber späterhin den Erwartungen nicht mehr, sie kosteten mehr, als sie einbrachten.

Die mit der Mädchen-Abtheilung verbundene Schule war nur von kurzem Bestande, die zur Knaben-Abtheilung gehörige erhielt sich jedoch bis zum Jahre 1838.

Von größerer Bedeutung und Wichtigkeit für die franzöſiſche Kirche war

Die Pepinière, eine Bildungsanſtalt für Lehrer und Cantoren. Sie ward 1779 gegründet und befand ſich ebenfalls in dem Hauſe der Ecole de Charité, ſtand jedoch, außer daß ſie vorzugsweiſe fähige Zöglinge dieſer und der vorerwähnten Stiftung aufnahm, mit derſelben in keinem weſentlichen Zuſammenhang. Sie hat in neueſter Zeit eine zeitgemäße Umgeſtaltung erfahren, indem man die jungen Leute im franzöſiſchen Gymnaſio oder in einer Präparanden-Anſtalt zur Aufnahme in ein Staatsſeminar vorbereitet.

Welches auch die Leiſtungen dieſer Anſtalt in früherer Zeit geweſen ſein mögen, immer giebt ſie einen ſchönen Beweis des tüchtigen Sinnes der Vorfahren in der franzöſiſchen Kirche, deren wohlthätigem Streben kein einziges Bedürfniß entging, und die dieſes Inſtitut mit großer Freigiebigkeit ausgeſtattet haben. Keine evangeliſche Gemeinde that ſo viel für Lehrerbildung, als die franzöſiſche.

Am 12. September 1797 feierte das Inſtitut ſein 50jähriges Jubiläum; bis dahin hatte es 1611 Zöglinge aufnehmen und entlaſſen können. Dieſem reichen Gottesſegen öffneten ſich aller Herzen, und ein Dank- und Freudenfeſt vereinigte die Glieder der Gemeinde an dieſem Tage.

Eine gleiche Blüthe trieben auch die nachfolgenden Jahre, zumal das Conſiſtorium in Uebereinſtimmung mit der Direction alle die Veränderungen und Verbeſſerungen in Rückſicht auf Pflege und Unterricht, wie es der Geiſt und der Fortſchritt der Zeit forderte, eintreten ließ.

Eine große Wohlthat war es, daß man 1818 das Alter der Aufnahme von 10 auf 8 Jahre herabſetzte; dagegen mußte man aus ökonomiſchen und aus Gründen der Moralität 1828 alle illegitimen Kinder, deren Zahl ſich auf 50 belief, von der Aufnahme ausſchließen. Für die in die Lehre getretenen Zöglinge eröffnete die Direction 1829 zu deren weiteren Fortbildung eine Sonntagsſchule, die aber leider nicht von langem Beſtande war. Vielleicht war die Zeit des Unterrichts — die Abendſtunden — nicht günſtig gewählt. Zur Erhaltung und

Förderung der Gesundheit des Körpers und zur Entwickelung eines kräftigen, frischen Gemüthes wurde 1832 das Turnen in die Anstalt eingeführt. Mit dem Jahre 1838 trat dadurch eine wichtige Reorganisation der Schule ein, daß die Anstalt nicht um eine Klasse, die 3te, erweitert, sondern auch die Zahl der Lehrobjecte vermehrt wurde; überdies erhielt sie in der neu geschaffenen Stelle eines Maître en chef für Lehrer und Schüler ein Mittel- und Vereinigungspunkt, der auf die Einheit des Unterrichtsganges und des ganzen Schulverhältnisses von wesentlichen Folgen war.

Diese neuen, allmählig eingetretenen Veränderungen lassen den Lections- und Studienplan der früheren Zeiten in Bezug auf die Gegenstände des Elementarunterrichts allerdings etwas dürftig erscheinen, denn wir finden außer Religion, nur noch Lesen, Schreiben und Rechnen auch Zeichnen und Musik, darin verzeichnet; dagegen ist die Stundenzahl desto größer, sie belief sich auf 33 Stunden wöchentlich; dessenungeachtet stand die Anstalt schon damals, wie dies auch noch heut der Fall ist, weit über ähnlichen Anstalten in Rücksicht auf ihre Leistungen. Mögen wir manche Einrichtungen der Vorfahren in unserer überklugen Zeit belächeln, so müssen wir doch gestehen, daß an hohem Ideenreichthum, unermüdlicher Thätigkeit, aufopferder Liebe und rastlosem Streben die Väter und Directoren der Anstalt unserer Zeit nichts nachgeben, und daß gerade die gewissenhafte Ausübung dieser Tugenden den Ruf des Institutes begründet und somit das Gedeihen und den Fortbestand desselben gesichert haben. Kein Jahr verging, wo nicht ersprießliche Verbesserungen eintraten oder wenigstens in Anregung gebracht wurden; woraus sich unzweifelhaft ergiebt, wie sie die Sorge um der Anstalt Wohl fortwährend beschäftigte. Und diese Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das Institut allein, sondern sie ließen sie auch, in Bezug auf die Zöglinge, über dasselbe hinaus walten; denn sie blieben mit den Herren und Meistern ihrer entlassenen Zöglinge in unausgesetzter Verbindung, und zogen allwöchentlich Erkundigungen über deren Verhalten ein; ja, um die gute Sitte zu befördern, setzten sie Prämien von 15, 10 oder 5 Thalern, im Betrage zu 80 Thalern jährlich, für diejenigen aus, die sich

durch Fleiß und sittliches Betragen die Zufriedenheit ihrer Lehrherren erwarben, und so geschah es, daß man vorzugsweise Lehrlinge aus der Ecole de Charité begehrte, und daß die Nachfragen nie befriedigt werden konnten.

Was die Aufnahme und Entlassung der Zöglinge betrifft, so hängt dies von der Direction, deren Vorsitzender ein Prediger ist, ab. Die Entlassung erfolgt nach dem zurückgelegten vierzehnten Jahre, und nach vorhergegangener Einsegnung. Im Allgemeinen nimmt die Anstalt nur Kinder aus Berlin auf, doch besitzt dieselbe auch 6 Stellen für Kinder unbemittelter Eltern, welche irgend einer franz. Gemeinde außerhalb Berlin angehören; außerdem giebt es 6 Freistellen für Kinder, deren Väter nicht Mitglieder der französischen Kirche sind, die selbst zur katholischen Confession gehören können, wenn nur die Mutter ursprünglich zur französischen Kirche gehörte. Es versteht sich von selbst, daß diese Kinder den evangelischen Religionsunterricht empfangen, auch durch die französische Kirche confirmirt werden. In den meisten Fällen finden die Zöglinge unentgeltliche Aufnahme, ausnahmsweise jedoch gegen eine den Vermögensumständen der Eltern entsprechende Pension. Wirkliche Pensionaire aus der französischen Gemeinde finden zwar gegen volle Vergütigung der Kosten — circa 90 Thlr. jährlich — Aufnahme, doch steht es der Verwaltungsbehörde auch frei, dieselbe zu verweigen. Ebenso behält es sich dieselbe vor, Kinder von solchen Eltern, die nicht zur französischen Gemeinde gehören, gegen einen Pensionssatz von 120 Thlr. jährlich ins Institut aufzunehmen. Bedingungen zur Aufnahme gewöhnlicher Zöglinge sind: Armuth der Eltern, starke Familie bei mäßigen Einkünften oder Untauglichkeit der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder. Es befinden sich unter den Zöglingen auch Waisen, insofern die Abstammung ihrer Eltern von den Réfugié's nicht nachgewiesen werden kann, während sie im entgegengesetzten Fall dem Waisenhause zufallen. Die französische Gemeinde zählt nämlich eine ansehnliche Anzahl von Mitgliedern, die nicht von den Réfugié's abstammen, sondern später in dieselbe aufgenommen sind. Es gehörte früher zum guten Ton, der französischen Gemeinde anzugehören, besonders in einer

Zeit, wo durch die französische Colonie und nachher durch die Vorliebe des großen Königs für die Bildung der französischen Nation und ihre Finanz-Anstalten viel französische Cultur nach Preußen gekommen war. Außerdem hielten sich in der Regel alle nach Preußen wandernden Fremden reformirter Confession zur französischen Kirche und traten allmählig gänzlich in den Verband derselben ein.

Das Consistorium der französischen Kirche weist der Anstalt ebenfalls Zöglinge zu, ist aber dafür auch verpflichtet, das jährliche Deficit in den Ausgaben zu decken.

Die Mittel, aus welchen die Ausgaben des Institutes bestritten werden, flossen und fließen noch heute aus verschiedenen Quellen, deren zwei besonders wichtig sind: Die Zinsen von Legaten oder Vermächtnissen, und die jährlichen Sammlungen in den französischen Kirchen Berlins. In der ersten Zeit seines Bestehens wurde es fast ausschließlich durch Zeichnung milder Beiträge erhalten; aber der wohlthätige fromme Zweck und die günstigen Erfolge der Anstalt erregten sowohl in der Kirche, als auch bei Personen außerhalb derselben, ein immer größeres Interesse, und es bildete sich aus den Schenkungen und Vermächtnissen, die der Anstalt zufielen, ein Grundkapital, das im Jahre 1847, also nach hundertjährigem Bestande, eine Höhe von 140,246 Thlr. 12 Sgr. 3 Pf. erreicht hatte, worin der Zuschuß zum Bau des Hospice nicht mit einbegriffen ist. Die Zinsen des Grundkapitals reichten allerdings zu keiner Zeit aus, die Kosten zu decken, oder man hätte die Zahl der Zöglinge, welche in manchen Jahren bis auf 210 gestiegen war, beschränken müssen. Hier bot nun der mildthätige Sinn der Gemeinde die zweite unversiegbare Quelle, aus der die Armuth schöpfte: die jährlichen Sammlungen, die anfänglich im Monat Juni, später kurz vor oder gleich nach Ostern, zuletzt und seit dem Jahre 1759 am Palmsonntage gehalten wurden und noch gehalten werden.

Diese Sammlungen hatten von 1747—1847 die Summe von 95,718 Thlr. 14 Sgr. 7 Pf. eingetragen. Die erste Sammlung betrug 962 Thlr., und das erste Vermächtniß von 4000 Thalern datirt sich vom Jahre 1746.

Die Pietät macht es uns zur Pflicht, unter den vielen Wohlthätern wenigſtens einige anzuführen. Es ſind v. Horguelin, Favre und die Cauſſe'ſchen Eheleute.

Der erſte ließ im Verlauf der Zeit der Anſtalt über 5000 Thaler zufließen; der zweite vermachte ihr ein Capital, *mit* deſſen Zinſen, wenn ſie 200 Thlr. erreicht hätten, ein Zögling nach der Wahl der Direction bei ſeiner Niederlaſſung unterſtützt werden ſollte. Die Letzten ſetzten die Ecole de Charité zur Univerſalerbin ein, mit der Bedingung, daß die Zinſen den Nießbrauchern bis zu ihrem Tode überlaſſen bleiben ſollten; dann aber verpflichteten die Erblaſſer durch eine beſondere Klauſel die Direction, daß von den Zinſen, wenn ſie auf 800 Thlr. geſtiegen ſeien, mit 500 Thlr. ein Mädchen des Inſtituts, wenn ſie ein Mitglied der Kirche heirathete, ausgeſtattet werde. Ehre, Preis und Dank allen bekannten und unbekannten Wohlthätern.

Die andern Zuſchüſſe, die der Anſtalt aus dem Verkauf von Büchern, Fieberpulvern, wovon ſchon früher geſprochen, und den Handarbeiten der Mädchen wurden, waren, auf das Jahr gerechnet, unbedeutend, indeſſen im Ganzen iſt die Summe, die aus dem Erwerb der Mädchen in die Anſtalt kam, doch ziemlich bedeutend, denn die Einnahme ſtieg von 5 Thlr. bis auf 200 Thlr. jährlich, dies nun von 1747 bis 1804 gerechnet, denn hier ſcheint dieſe Erwerbsquelle verſiegt oder freiwillig aufgegeben zu ſein, möchte wohl 7—8000 Thlr. betragen.

Das Kinder-Hospital (Petit hôpital),
(früher im Hospital, Friedrich-Straße Nr. 129).

Es war früher ein Theil des eigentlichen franzöſiſchen Hospitals für Arme und Kranke, deſſen Gründung ſich vom Jahre 1687, vielleicht ſchon von 1672, herſchreibt, und welches eine der älteſten Stiftungen der franzöſiſchen Gemeinde iſt. Ob das Kinder-Hospital gleichzeitig oder erſt ſpäter geſtiftet worden iſt, bleibt ungewiß, wahrſcheinlich iſt das Letztere der Fall. Der urſprüngliche Zweck war ein doppelter: es diente einerſeits zur Pflege armer kranker Kinder, anderſeits nahm

es arme Kinder vom früheſten Alter auf, Behufs ihrer Erziehung, bis ſelbige in eine der vorerwähnten Anſtalten aufgenommen werden konnten. Auch ſcheint es früher zur Aufnahme für verwahrloſte Kinder (de jeunes gens dont la conduite est irregulière, wie es in einer Nachricht vom Jahre 1772 heißt) beſtimmt geweſen zu ſein.

Dieſe Zwecke, mit Ausnahme des letzteren, verfolgt die kleine, bis 20 Kinder enthaltende Anſtalt noch heute. Es iſt eines der lieblichſten Inſtitute. Man denke ſich Kinder bis zum Alter von 8 Jahren, ſelbſt Säuglinge befinden ſich bisweilen darunter — geſchaart um eine Pflegerin, welche ihnen wirklich Mutter iſt: — ſo daß ſich hier ein Familienleben abſpiegelt, wie es in der Wirklichkeit unter armen Leuten ſchwer zu finden ſein möchte. Zu bedauern iſt es, aber die Umſtände gebieten es, daß, während das Kinder-Hospital auch uneheliche Kinder aufnimmt, deren Erziehung ja in der Regel am ſchlechteſten berathen iſt, die beiden andern Anſtalten, nach Inhalt ihrer Statuten, ſolche abzuweiſen genöthigt ſind, woher es kommt, daß dergleichen Kinder, wenn ſie das 8te Jahr erreicht haben, entlaſſen werden.

Dieſe drei Anſtalten, die Kronen der franzöſiſchen Gemeinde im Preußiſchen Staate, obgleich aus demſelben Geiſte, aus dem Geiſte der brüderlichen Liebe, hervorgegangen, hatten nie daran gedacht, einander die Hand zu reichen; doch was früher unmöglich ſchien, iſt nun ſeit dem Jahre 1844 verwirklicht worden, namentlich durch die Mitwirkung des damaligen Secretair's der Direction des Waiſeshauſes, des Legationsraths Moritz Jordan. Es iſt eine alte und unbeſtrittene Erfahrung, daß Inſtitute, wenn ſie lange Zeit ohne weſentliche Aenderungen beſtehen, zuletzt, wie alles Menſchenwerk, veralten. Für ſolche gereicht es zum Segen, wenn ſie einmal kräftig vom Geiſte deſſen durchweht werden, der da ſpricht: „Siehe, ich mache Alles neu.“ Und man darf mit vollem Rechte ſagen, daß in der Armenerziehung der franzöſiſchen Gemeinde Vieles neu geworden iſt. Die Verwaltungsbehörde hat ſich bemüht, die Fortſchritte unſerer Zeit und die Erfahrungen vieler ähnlichen Häuſer zu benutzen. Man begreift kaum, wie

es möglich gewesen, daß diese drei Institute beinahe 100 Jahre isolirt bestehen konnten; mögen die Kinder Waisen sein oder nicht, jünger oder älter, aus dieser oder jener Ursache hülfsbedürftig: haben sie doch alle Einen und denselben Herrn, der da wirket Alles in Allem: warum sollten sie nicht auch alle in den Liebesschooß Eines Vaterhauses aufgenommen werden! — Dieses gemeinsame Vaterhaus ist

das Hospice français,

eröffnet am 1. April 1844, nachdem der Plan von den Vätern der Gemeinde und von der Königlichen Behörde gern genehmigt worden. Durch Concentrirung der Mittel war es möglich, einen vollständigen Unterricht zu gewinnen und in mancher Hinsicht Ersparnisse möglich zu machen. Doch dürfte der ökonomische Vortheil, welchen die Anstalten aus der Vereinigung ziehen, der unbedeutendere sein. Leicht war der Haushalt zu Zeiten, wo die Preise der Bedürfnisse zum Theil um die Hälfte geringer gegen die jetzige Zeit waren, und wo es möglich war, Lehrer zu bekommen, die, wie einst Ehlers dem Könige Friedrich Wilhelm I. antwortete: „Wenn sie Nahrung und Kleider hätten, sich gern genügen ließen.“ Solche Zeiten konnten nicht dauern, und so leben die milden Stiftungen, für welche sich die Zahl der Aufnahmebedürftigen fortwährend mehrt, indeß die Schenkungen an dergleichen Anstalten sich bedeutend vermindert haben, mit der vorwärts eilenden und drängenden Zeit in einer eigenthümlichen Collision. Es wäre indeß eine Ungerechtigkeit, zu behaupten, daß diese geringere Theilnahme gegen die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten ein Zeichen der Abnahme des christlichen Gemeingeistes wäre. Dieser ist in der jetzigen Zeit wohl noch größer und lebendiger als früher; dafür sprechen die zahlreichen Hülfsanstalten der verschiedensten Art, die sich fast täglich bilden, um den Nothständen der Zeit Abhülfe zu bringen. Durch die übergroße Zahl dieser hülfebringenden Vereine, wozu die christliche Liebe gern und überall ihr Schärflein spenden will; durch die erhöhten Staats- und städtischen

Laſten zerſplittern ſich die Kräfte, und laſſen es nicht zu, ſich aller Orten mit eindringlicher Unterſtützung zu betheiligen. Dieſe Erſcheinung berührt allerdings die älteren Anſtalten um ſo fühlbarer, als ſie andere Zeiten und Zuſtände durchlebt haben. Es wäre zu wünſchen, daß der Mildthätigkeit weniger Gelegenheit geboten würde, ſich thätig zu zeigen; denn ſolche Erſcheinungen ſind immer ein Zeichen ungünſtiger Zeitverhältniſſe.

Eine der Hauptſorgen bei der Vereinigung war die Herſtellung eines für die Zwecke der Anſtalt ausreichenden Lokals. Glücklicherweiſe beſaß die Kirche in dem um das franzöſiſche Hospital befindlichen Garten einen vorzüglich geeigten Platz für das neue Gebäude der vereinigten Anſtalten. Es iſt ein Theil desjenigen Stück Landes, welches die Churfürſtin im Jahre 1687 dem franzöſiſchen Hospital ſchenkte, jetzt zwiſchen den Häuſern Nr. 126—129 der Friedrichs-Straße und dem Thierarzneiſchulgarten, zu ſeiner Zeit am Wege nach Spandau vor dem Oranienburger Thore gelegen. Man hat wohl damals nicht daran gedacht, welchen unſchätzbaren Werth dieſes Geſchenk ſpäter erhalten würde. Hier, fern vom Geräuſch der Straße, faſt inmitten von Gärten, iſt das neue Gebäude errichtet, und eben dieſe Abgeſchiedenheit, in der es ſich befindet, iſt Urſache, daß die wenigſten Bewohner Berlins etwas von dem Daſein der ſchönen Localität ahnen. Es iſt nach dem Plan des Bauinſpector Bürde hierſelbſt erbaut. Die Front ſeines Hauptgebäudes gegen Morgen gerichtet, hat es noch zwei Flügel von gleicher Höhe, ſo daß die Wohnräume ſowohl, wie die Corridore, in vielfältigſter Verbindung mit Licht und Luft ſtehen, und die Schulſäle dieſe Lebenselemente ſogar von drei Seiten empfangen können. Mit einer höchſt zweckmäßigen inneren Einrichtung verbindet das Gebäude ſehr gefällige, ſelbſt großartige äußere Formen und Dimenſionen; doch wird leicht ein Jeder, deſſen Sinn für Fortſchritte in jeder Beziehung geöffnet iſt, beim näheren Anblick die Ueberzeugung gewinnen, daß in dem neuen Hauſe nicht für das Auge, ſondern für den Nutzen überall geſorgt iſt, und daß die Rückſichts für das Wohl und die Geſundheit der Kinder, ſo wie

für die Tüchtigkeit in der Ausführung des Ganzen der leitende Grundsatz bei Herstellung des Baues gewesen ist. Das Gebäude kann mehr als 200 Zöglinge fassen, gegenwärtig nährt und erzieht es gegen 190 Kinder.

Die Verwaltungbehörden der beiden größeren Institute bestehen nach wie vor jede für sich; das Kinderhospital ressortirt unmittelbar vom französischen Consistorio. Auch die Capitalien bleiben getrennt. Eine neue General-Direction hat sich aus den Mitgliedern der Specialwerwerwaltung gebildet, und hat die Leitung der Gesammtanstalt.

Die Erziehung der Kinder ist gemeinschaftlich, nur die Beiträge zur allgemeinen Kasse werden nach der Anzahl der Kinder, welche jede Anstalt erziehen läßt, berechnet. Aus der alten Zeit hat die neue Anstalt die Sprache der Voreltern mit hinübergenommen, die mit besonderm Fleiße gelehrt wird, und namentlich den Mädchen von großem Nutzen sein kann, da sie bei ihrem Abgange häufig für Bonnendienste gesucht werden. Ein Inspektor*) leitet die Anstalt, und wird von vier Lehrern, zwei Erziehern und zwei Erzieherinnen in Erziehung und Unterricht unterstützt, welche letzteren auch Unterricht zu ertheilen haben. Die Knaben und Mädchen, jede Abtheilung in vier Klassen getheilt, werden getrennt unterrichtet. Die Knaben erhalten in allen Schulwissenschaften, selbst in der Physik und Gewerbkunde, ja in der Lateinischen Sprache Unterricht, wenn sie Fähigkeit und Neigung für die Studien an den Tag legen, und das Gymnasium besuchen wollen, wo sie durchweg in Quarta Aufnahme finden; die Mädchen aber erhalten, wenn sie sich durch Fleiß, Fähigkeit und Gesinnung auszeichnen, in der Kindererziehung besondere Anleitung. Daß hier nur von den Zöglingen der ersten Klasse die Rede sein kann, versteht sich wohl von selbst. Die meisten gehen in den Handwerker-, einige auch in den Kaufmannsstand über.

Zwei Prediger haben den Religionsunterricht, mit Ausnahme der Elementarklassen. Der wirthschaftliche Theil ist einem Oekomen anvertraut.

---

*) Der zeitige Inspektor ist der Prediger Fournier.

So darf dieſes Erziehungshaus die Hoffnung hegen, mit Gottes Hülfe und Segen die Theilnahme der Kirche, aus welcher es entſproſſen, ſo wie die aller chriſtlichen Menſchenfreunde mehr und mehr zu verdienen, welche die Hülfe, die hier der Armuth zu Theil wird, nicht nur anſehen als eine Pflicht, ſondern auch als eine Gnade von Gott, indem er uns Theil nehmen läßt am Darreichen ſeiner Gnade. Möge aber auch dieſe Zufluchtsſtätte für arme Kinder, wie ſie ſich nennt (Hospice pour les Enfans de l'Eglise du Réfuge), ein immer reicherer Quell werden herrlicher Gaben, leiblicher wie geiſtiger, und ſie ſtets darbieten im Namen deſſen, der die Kindlein zu ſich rief und ihnen nicht wehrete, damit es den Gebern und Empfängern gleich ſehr zum Nutzen gereiche und das Zeugniß Chriſti mehr und mehr zur That und Wahrheit werde, welches über dem Eingange des Erziehungshauſes geſchrieben ſtehet:

CELUI QUI REÇOIT UN DE CES PETITS EN MON NOM ME REÇOIT.

B. Anſtalten für die Ausbildung des geiſtigen Elements oder die Schulen der Kolonie.

Das Collège français.

Es war nichts natürlicher, als daß die Colonie, ſobald ſie anfing, ſich in ihrem neuen Vaterlande einheimiſch zu fühlen, an Gründung von Anſtalten dachte, die der Erziehung ihrer Jugend dienten. Beſonders war es ihr darum zu thun, eine gelehrte Anſtalt, wie ſie deren in Frankreich ſo viele und ausgezeichnete gehabt hatte, zu beſitzen, damit ſie die Männer, die jenen Anſtalten eine Zierde geweſen und zum Theil mit herübergekommen waren, für die Erziehung ihrer Kinder verwenden könnten, um Männer aus ihnen zu bilden, die das alternde Geſchlecht dereinſt auf eine würdige Weiſe erſetzen möchten.

Der Genehmigung und Unterſtützung des Hofes, deſſen Großmuth die Colonie ſo oft erfahren hatte, konnte ſie ſich um ſo eher verſichert halten, als ſie in dem Miniſter v. Spann-

heim einen eifrigen Beförderer ihrer Idee hatte, und als schon vor der Réfuge von dem großen Churfürsten zu Berlin eine Akademie zur Verbreitung der französischen Sprache gestiftet, und deren Reorganisation dem Charles Ancillon 1687 als Direktor übertragen worden war. Indessen wurde das Stiftungsdecret erst unter der folgenden Regierung, am 1. Dezember 1689, ausgefertigt, eine Summe von 540 Thlr. für Lehrerbesoldung, nebst 225 Thlr. für Miethe aus dem Staatsfond, mit Aussicht auf Erhöhung des Etats, ausgesetzt, und die Anstalt mit drei Klassen und vier Lehrern: Sperlette, Naudé, Collin, und Marion, Schreiblehrer, eröffnete. Schon im folgenden Jahre trat Ancillon vom Rectorate zurück und Audouy trat an seine Stelle, so wie 1695 für Sperlette der berühmte Chauvin gewonnen wurde, dessen Ruf, Umsicht und Thätigkeit die Einrichtung einer vierten Klasse herbeiführte. Von ihm rühren die Sabatinen her, öffentliche Versammlungen, wo in Gegenwart des Publikums über vorgelegte Thesen disputirt wurde. Von nachtheiligem Einflusse für das Gymnasium waren die verschiedenen Streitigkeiten, die sich innerhalb der Anstalt über Machtbefugnisse und religiöse Lehrsätze erhoben und die erst im Jahre 1703, wo der Hof mit einem neuen Statut dazwischen trat, aufhörten.

Da das Schullokal, in der Stralauer-Straße gelegen, ein sehr ungünstiges war, so befahl der König, für diesen Zweck das Haus des General Wangenheim, jetzt Niederlag-Straße Nr. 2., zu kaufen, und unterstützte das Unternehmen mit einem, dem bisher bezahlten Miethszins entsprechenden Capital von 4500 Thlr.; hierzu schoß das Konsistorium 1500 Thlr. bei, wofür es jedoch einen Theil des Hauses für sich in Anspruch nahm; den anderen Theil richtete man für eine größere Zahl von Klassen und Lehrerwohnungen ein. Nach dem neuen Statut wurde ein akademischer Rath, Conseil académique, eingesetzt, welcher aus dem Director, dem Professor der Philosophie und 7 andern Mitgliedern, 5 Laien und 2 Geistlichen bestand, von dem für die Colonie eingesetzten Staatsminister abhing und als letzte Instanz über alle Angelegenheiten des Gymnasii ent-

ſchied; auch erhöhte der Staat die Zuſchüſſe von 450 bis auf 912 Thlr. Dieſe Einrichtung in Verbindung mit der Vermehrung tüchtiger Lehrkräfte, de la Croze und Formey, ſtellten bald den früheren Ruf und Flor der Anſtalt wieder her, ſo daß die Zahl der Schüler ſchon im Jahre 1736 auf 51, in 6 Klaſſen vertheilt, geſtiegen war, während ſie 1703 nur die Höhe von 34 Zöglingen erreicht hatte. Der damalige Unterrichtsplan enthielt außer Schreiben und Rechnen, beides in eine Stunde vereinigt, Religion, Latein, Griechiſch, Rhetorik und Philoſophie, dieſe nur für die Selecta. Fertig Franzöſiſch leſen und ſchreiben waren Bedingung zur Aufnahme. Griechiſch begann, wie auch noch heut, in Quarta, und Lateinſprechen wurde als weſentlich angeſehen. Audouy ſtarb 1737 und Formey wurde ſein Nachfolger, der aber ſchon nach zwei Jahren, zum Nachtheil der Anſtalt, wieder abtrat; denn ſein Nachfolger Roſſal, aus Rückſicht auf ſeine lange Dienſtzeit gewählt, beſaß weder die gehörige wiſſenſchaftliche Bildung, noch die zu einer ſolchen Stellung nothwendige Energie und Umſicht, und ſo gerieth die Anſtalt wieder in Verfall, aus welchem die Wahl Naudé's, als Gehilfen, ungeachtet ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Eifers, ſie auch dann nicht wieder aufrichten konnte, als er ſeit dem Tode Roſſal's 1750, ſelbſtſtändig die Leitung übernahm. Mit der Wahl Erman's, 1766, begann für die Anſtalt eine neue Epoche der Entwickelung. Der neue, von ihm entworfene und vom Conseil académique genehmigte Unterrichtsplan, in welchem alle zu einer allgemeinen und wiſſenſchaftlichen Bildung erforderlichen Lehrgegenſtände aufgenommen waren, wurde in alle Klaſſen, ihrem Standpunkte entſprechend ein- und durchgeführt, und die Zahl der Klaſſen mit der Zeit bis auf 7 vermehrt. Beſonders wußte auch Erman für die Anſtalt neue Geldquellen, ohne welche die beſten Einrichtungen unvollkommen und mangelhaft in ihrer Ausführung bleiben, zu eröffnen. So erwarb er das Privilegium für den Druck und Betrieb franzöſiſcher Hand- und Schulbücher; ferner die Ueberſchüſſe aus dem Verkauf verfallener Pfänder des Adreßhauſes; dann führte er das Schulgeld für die Wohlhabenderen ein, und beſetzte die Lehrerſtellen

in den unteren Klaſſen mit den Zöglingen des theologiſchen Seminars gegen eine geringe Remuneration. Hiedurch wurden nicht nur hinreichende Geldmittel für Gehaltserhöhungen der Lehrer in den Oberklaſſen und für den Ausbau des Schullokals gewonnen, ſondern auch ein anſehnliches Kapital geſammelt. Außerdem erweiterte Erman auch den Lehrplan, in welchem neben der alten und neuen Geſchichte und Geographie, den römiſchen und griechiſchen Alterthümern, der franzöſiſchen Literatur allmählig auch die Mathemathik, 1768; die hebräiſche Sprache 1775; die Phyſik 1789 — in dieſem Jahre feierte die Anſtalt ihr hundertjähriges Jubiläum —; die deutſche Sprache und Literatur 1802, und das Zeichnen 1806, Raum gewannen. Im Jahre 1792 gründete er die Gymnaſial-Bibliothek, die jetzt mehr als 5000 Bände zählt. 1804 feierte Erman in der Eigenſchaft als Geiſtlicher ſein 50jähriges Jubiläum; 1813, ſeine Kräfte hatten ſichtlich abgenommen, erhielt er in dem Profeſſor Arlaud einen Gehilfen, und 1814 rief ihn der Tod von ſeinem Amte ab, das er mit unermüdlicher Thätigkeit und in ſegensreicher Wirkſamkeit faſt 48 Jahre verwaltet hatte. Erman fand nur 55 Schüler, im Jahre 1807 war ihre Zahl auf 180 geſtiegen, überhaupt waren unter ihm über 4000 derſelben gebildet worden; während von 1695 bis 1766 nur 1449 Zöglinge das Gymnaſium beſucht hatten. Nachdem der Profeſſor Arlaud das Direktorat interimiſtiſch 2 Jahre verwaltet hatte, wurde der Prediger Palmié, ſpäter Konſiſtorialrath, zum Nachfolger Erman's, 1817 erwählt. Unter ihm erhielt das Gymnaſium eine den Forderungen der Zeit entſprechende Einrichtung, ſo wie eine zweckmäßige Erweiterung des Lokals. Dies Letztere dadurch, daß ihm die Räumlichkeiten des 1812 aufgehobenen franzöſiſchen Gerichtshofes eingeräumt wurden.

Während der 20jährigen Verwaltung durch Palmié nahm die Frequenz*) der Schule außerordentlich zu. Im Jahre

*) An dieſer Zunahme hat die außerordentlich vermehrte Bevölkerung Berlins auch ihren Antheil.

1815 genoſſen 128, 1833, 280 Schüler hier Unterricht. Seit dem Tode Erman's 1814, bis zum Rücktritt Palmié's 1837 waren unter Arlaud 98, unter Palmié 1775 Zöglinge eingeſchrieben worden.

Im Jahre 1837 nahm Palmié aus Geſundheitsrückſichten ſeinen Abſchied, und der Prediger Fournier erhielt das Direktorat, das er mit großer Umſicht und Energie bis zum Jahre 1842 leitete. Inzwiſchen ward der Direktor Fournier zum Konſiſtorialrath der Provinz Brandenburg ernannt; und da beide Aemter wegen ihrer hohen Wichtigkeit und ihres zunehmenden Geſchäftumfanges in einer Perſon ohne Nachtheil des einen oder des andern ſich nicht mehr gut vereinigen ließen: ſo legte der Konſiſtorialrath Fournier, durch höhere Rückſichten geleitet und beſtimmt, ſein Amt als Direktor nieder, welches dem Profeſſor Dr. Cramer, der von mütterlicher Seite zur Colonie gehört, übertragen wurde. Unter dem Direktor Fournier wurden 263, unter dem Direktor Cramer bisher 700 Schüler aufgenommen.

Totalſumme aller Schüler, die vom Jahre 1695 bis zum Jahre 1851 in der Anſtalt aufgenommen worden ſind:

vom Jahr	1695—1766	1449	Schüler
" "	1766—1814	4002	"
" "	1814—1817	98	"
" "	1817—1837	1775	"
" "	1837—1842	263	"
" "	1842—1851	700	"
vom Jahr	1695—1851	8287	Schüler.

Dieſe Zahl iſt jedoch nicht ganz richtig, da von 1689 bis 1695 keine Liſten über die Schüler vorhanden ſind.

Das theologiſche Seminar.

Unmittelbar an das Collège ſchließt ſich als gelehrte Bildungsanſtalt das theologiſche Seminar, welches jedoch viel ſpäteren Urſprungs iſt. Anfänglich und bis über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinaus genoſſen diejenigen Jüng-

linge, die sich dem geistlichen Stand widmen wollten, ihre Vorbildung auf dem Collège, und erhielten dann ihre wissenschaftliche Ausbildung zu ihrem Amte durch die Prediger. Die Mittel zu ihrer Amtsvorbereitung wurden durch die Renten eines Legates des schon öfters genannten Horguelin auf Höhe von 1000 Thlrn. und eines jährlichen Zuschusses von 50 Thlrn. von Seiten des Hofes entnommen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Bildungsgang mit den Fortschritten und Forderungen der Zeit nicht mehr in Einklang stand, so daß das Konsistorium sich bestrebte, eine andere den Verhältnissen entsprechendere Ordnung herbeizuführen, weshalb es sich mit allen Kirchen des Landes in Verbindung setzte, um sie für die Realisirung eines Planes zu gewinnen, der zur Erhaltung und Belebung des altkirchlichen Geistes ein tiefgefühltes Bedürfniß geworden war. Alle Gemeinden traten mit Freuden der Absicht des Konsistorii, ein Seminar zu gründen, bei, und versprachen und leisteten thätige Unterstützung. Diese freiwilligen Unterstützungen werden noch heute geleistet, sie reichen aber natürlich nicht aus. Der von dem Prediger von Antières entworfene Plan wurde vom Konsistorio und den Familienvätern angenommen, und das Seminar am 5. Juli 1770 durch den Prediger Erman mit 3 Zöglingen, deren Zahl jedoch bald auf 9 stieg, eröffnet.

Nach dem Statute muß jeder, der in das Seminar aufgenommen sein will, das zwölfte Jahr zurückgelegt, und sich selbst für den geistlichen Stand bestimmt haben, oder von seinen Eltern oder seinem Vormunde dafür bestimmt sein. Die Zahl der Zöglinge ist auf 15 beschränkt, und sie treten entweder als Pensionaire ein, oder sie finden, wenn den Eltern dazu die Mittel gebrechen, oder sie in einem Institute erzogen worden sind und glückliche Anlagen zeigen, unentgeltliche Aufnahme. Diesen wird Alles, selbst die Kleidung gereicht. Haben diese Letzteren die Wohlthat bis zu ihrem 18. Jahre genossen, und während dieser Zeit Talente und Fähigkeiten an den Tag gelegt, so müssen sie ein feierliches Versprechen ablegen, bei ihrer späteren Anstellung den Kirchen des Landes vor jeder fremden den Vorzug zu geben, oder das Seminar sofort verlassen.

Mit der Gründung der Universität zu Berlin 1810 trat ie neue Epoche für das Seminar ein; denn seit dieser Zeit issen die Zöglinge ihr Triennium auf der Universität absol:t haben, bevor sie zum Examen zugelassen, und zu einem nte befördert werden können. (Unbeschadet ihrer Rechte, kön- die Theologen auch ihre Studien in Genf vollenden.) durch hat das Seminar einen Theil seiner ursprünglichen estimmung aufgegeben, doch hat der jedesmalige Vorsteher : Obliegenheit, neben der Ueberwachung der jungen Leute re Studien zu leiten, Repetitionen mit ihnen zu halten und einigen Zweigen der Theologie selbstständigen Unterricht zu theilen. Der zeitige Vorsteher ist der Herr Prediger Henri.

Die Pepinière

er Bildungsanstalt für Kantoren und Lehrer wurde schon 78 gegründet, und ward mit der Ecole de Charité, wenigns äußerlich verbunden. Sie ward zur Aufnahme von 6 Zögngen bestimmt, von denen 4 unentgeltlich, 2 aber als Pensionire aufgenommen wurden. Ihre Entlassung resp. Anstellung folgte erst nach zurückgelegtem 21sten Jahre. Dies Institut stand in seiner Eigenschaft als Bildungsinstitut bis zur ründung des Stadtseminars in Berlin, seitdem sendet die olonie ihre jungen Leute, die sich dem Lehrfache widmen wol:, und ihre Vorbildung entweder auf dem Collège, oder in ier Präparanden-Anstalt erhalten haben, hierher. Die Fonds ier Anstalt werden auf ihre Ausbildung verwendet, so daß noch immer als Unterstützungsinstitut besteht.

Außer diesen Instituten hat die Kolonie in der neusten it noch eine höhere Knaben- und Töchterschule auf der Kögsstadt und die sogenannte Domschule auf der Friedrichsstadt gründet. Diese letztere ist ursprünglich von dem früheren hulvorsteher Guinard gegründet.

C. Wohlthätigkeitsanstalten im engern Sinne.

Das Maison française (Große Friedrichsstraße Nr. 61).

Dieses Haus verdankt einzig und allein seinen Ursprung

der Munifizenz des großen Kurfürſten, der es auf Anſuchen des Marſchalls von Schomberg 1687 für die Flüchtlinge gleichſam als eine Herberge einrichten ließ. Hier fanden alle aus Frankreich neuangekommenen, mittelloſen Réfugiés ſo lange Aufnahme und Unterhalt, bis ſie die Mittel zu ihrer eigenen Exiſtenz gefunden hatten. Jetzt exiſtirt das Haus nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, ſondern es iſt aller Beſitz in eiſerne Fonds verwandelt, von deren Intereſſen verſchämte Arme, namentlich die Hinterbliebenen von Kirchenbeamten, Lehrern und Kantoren u. ſ. w., ſowohl in als außerhalb Berlin unterſtützt werden.

Das Hoſpital (Friedrichsſtraße Nr. 129).

Dieſe Stiftung iſt wenig jünger als die vorige; denn ſchon im Jahre 1687 intereſſirte ſich die Kurfürſtin Dorothea lebhaft für eine ſolche Anſtalt, und ihr vornehmlich verdankt die Kolonie die Entſtehung, weil ſie es war, die den Réfugiés den bedeutenden Grund und Boden ſchenkte. In welchem Jahre aber das Hoſpital erbaut wurde, iſt nicht genau bekannt, und es herrſcht ſogar die Meinung, daß es ſchon vor der Réfuge gegründet wäre. In der Folge erhielt es eine bedeutende Erweiterung, 1733 ſogar eine eigene Kapelle und ſpäter durch Vermittelung des Predigers Palmié eine Orgel. In das Hoſpital werden alte und ſchwache Perſonen unentgeltlich, aber auch Penſionaire aufgenommen, arme Kranke aber bis zu ihrer Geneſung; den völlig Armen wird auch Kleidung gegeben. Mit demſelben wurde ſpäter ein Kleinkinder-Hoſpital verbunden — jetzt im Hospice — endlich nimmt man auf Verlangen der Eltern ſolche junge Leute auf, deren Lebenswandel ein unregelmäßiger iſt. Früher befand ſich auch eine Inſpektion für Seidenkultur in dem Hauſe.

Das Hoſpital hat ſeinen eigenen Prediger, Arzt und Chirurgus und einen Oekonomie-Inſpektor. Die Gebäude ſind weitläuftig und räumlich genug, um eine Zahl von 120—130 Perſonen aufzunehmen; gegenwärtig befinden ſich 32 Männer und 52 Frauen darin.

Maison du Réfuge (Friedrichsstraße Nr. 61).

Die nach der Schweiz, namentlich nach dem Kanton Bern geflüchteten Franzosen fanden hier keine bleibende Stätte. Der Kanton konnte ihnen die nöthigen Subsistenzmittel nicht bieten, weshalb der Rath die Fremdlinge aufforderte, sich einen andern Zufluchtsort zu wählen. Wohin anders konnten sie ihre Blicke richten als nach Brandenburg, deren Herrscher ihren dorthin vorausgezogenen Leidensgefährten so viele Beweise der Großmuth gegeben hatten. Sie entsandten daher schon im Jahre 1698 Jacques Bariac, den Marquis von Rochegude und Frédéric de Loriol de la Grivellière an Friedrich I. ab, um wegen ihrer Aufnahme Unterhandlungen anzuknüpfen. Friedrich I. empfing sie mit allen Zeichen der sichtbarsten Theilnahme, und versprach ihnen, da er eine gar sonderbare Commiseration, wie es in einer Urkunde von 1699 heißt, für ihr Unglück empfinde, nach besten Kräften für sie Sorge tragen zu lassen; die geringen Leute unter ihnen auf einige Monate zu *logiren*, dieselben auch mit etwas Bauholz und Ländereien zu versehen, und ihnen überhaupt Exemptionen, Immunitäten und andere Beneficia wie allen Kolonisten gnädigst verleihen zu wollen. Da jedoch, so heißt es weiter, die Niederlassungen und Einrichtungen der früher Eingewanderten ein so Großes erfordert habe, so sei es ihm eine pure, lautere Unmöglichkeit, für sich allein alle diese Ausgaben zu bestreiten, und sie möchten sich auch an andere Europäische Puissancen, absonderlich an diejenigen wenden, so ihre Etablirung in seinen Staaten ihnen vorgeschlagen hätten; übrigens wolle er auch in seinem Lande eine allgemeine Kollekte veranlassen.

Die Beiträge zu dieser Kollekte müssen nicht unbedeutend gewesen sein, denn sie reichten nicht nur aus, die Familien nach Stand und Verhältniß zu etabliren, sondern die aus ihrer Mitte erwählte Kommission fand darin auch die Mittel, ein Haus für die Aufnahme ihrer Bedürftigen zu erstehen — es ist eben daselbst, wo das Maison française — Ländereien anzukaufen, und einen Fond zu gründen, aus dessen Einkünften noch bis

auf dieſen Tag ihren Armen die nöthige Hilfe gewährt werden kann. Das Stiftungspatent datirt vom 8. April 1700 und enthält die ausdrückliche Beſtimmung, daß dies Haus den aus der Schweiz Eingewanderten oder ihren Nachkommen zur Zufluchtsſtätte dienen ſoll; jedoch mit der Klauſel, daß, wenn die Mitglieder ausgeſtorben ſeien, dieſe Anſtalt mit ihren Einkünften an die andern Réfugiés oder ihre Nachkommen übergehen ſolle. Zu dem Vermögen des Hauſes gehört auch ein Ackerkompler von 7 Hufen Land, der zu Neuhaldensleben den 10. Juli 1699 für die Summe von 600 Thlrn. aus den Kollektengeldern erſtanden und unter die Réfugiérs parcellirt wurde, wofür die Beſitzer einen jährlichen Kanon von 3 Pf. pro Morgen zu entrichten haben; wodurch angedeutet werden ſoll, daß die zeitigen Beſitzer nur Nießbraucher, aber nicht Eigenthümer ſind.

Wir laſſen hier noch einige Reglements, wie ſie bei Gründung des Hauſes aus der Kurfürſtlichen Kanzlei für daſſelbe hervorgegangen ſind, folgen.

Das Maison du Réfuge war keinesweges zur Aufnahme einer beſtimmten Claſſe von Leuten z. B. Alter und Schwacher, beſtimmt, ſondern die urſprüngliche Beſtimmung war eine ganz eigene, auf ſozialiſtiſchen Grundſätzen beruhende; daher nahm es Leute aller Stände und jeden Alters, ja, ganze Familien auf.

So heißt es darin: Die Direktores ſollen unter den Leuten, die darein aufgenommen worden, einen Pourvoyeur oder Einkäufer der Eßwaaren und anderer benöthigten Sachen, auch die Aufſicht über das Brau- und Backweſen zu führen, beſtellen, und ihm ein oder mehr Leute zur Hülfe in bedürfenden Fällen geben.

Ferner haben die Direktores auch ein Weib über die Küche, Leinen, Geräthe, Betten, meubles und anderen zum Hôtel gehörigen Sachen, zu ernennen, welche als Gouvernante den Mägden ihre arbeit im hauſe zuzuweiſen und zu überwachen habe.

So werden beſagte Direktores auch Jemand auszuſehen haben, welcher geſchickt ſey, die Jugend in der Gottesfurcht

und Religion zu unterweiſen, Teutſch und Franzöſiſch ſchreiben und leſen zu lehren, ſie wohl und ſittlich Ihrem captu nach zu erziehen, dieſelben auch, ſowol als erwachſene leute in derjenigen Arbeit, welche man machen zu laſſen, nöthig hat, zu inſtruiren, auch die erforderlichen geräthſchaftlichen Stoffe und materialien, ſo dazu nöthig, zu reichen.

Die Mannsperſohnen ſollen von den Weibern abgeſondert logirt werden, des wollſtandes halber, und ſo viel des Hauſes gelegenheit zuläſt.

Alle im Hôtel befindlichen Leute, ohne Unterſchied des alters, geſchlechts und condition oder herkommens, müſſen insgeſammt zur Arbeit, jeder nach ſeinem vermögen angehalten werden, es ſei in Beſtellung der Gärten, im nähen des Hausgeräths, Stricken oder andern Werken, wozu man ſie geſchickt findet, worüber gewiſſe Inspectores zu ſetzen, welche einem jeden ſein tagewerk zu theilen, in denen dingen, ſo ſie noch nicht können, unterweiſen, und daß ſie nicht müßig acht geben ſollen, ſondern dahingegen dieſelben zu ſteter arbeit anhalten, ohne vor ihre aufſicht, fleiß und Unterweiſung einigen recompens zu hoffen, und es ſolle dies ganz von der Willkühr der Direktores abhangen; ebenſowenig können die arbeitsleute für die gelieferten Arbeiten weder das gantze noch einen theil des gewinſtes, der dem Hauſe zufällt, beanſpruchen, ſondern es wird den Direktores freigeſtellt, davon ſoviel als ihnen billig dünkt, denſelben zuzuwenden.

Alle in dem Hauſe aufgenommene Perſohnen ſollen ohne Unterſchied geſpeiſet, gekleidet, mit warmen Stuben, Wäſche und ſonſt benöthigtem unterhalt verſehen werden, die gantze Zeit über, welche ſie darin ſich aufhalten.

Diejenigen Perſohnen aber, ſo mit ihrer gantzen Familie darein logiren, ſollen nach der ohrtsgelegenheit à parte geſpeiſet und logiret werden, einzelne leute aber an Mannsperſohnen, Jungens, Weiber und Mägdchens ſollen, ein jeder nach ſeinem Geſchlecht, à parte logirt und geſpeiſet werden, damit alle confusion zu verhüten, denen oeconomis aber ſoll, auf wes arth ſie an jeder Tafel tractiren ſollen, vorgeſchrieben werden.

Dann folgen noch eine Menge von Hausregeln über Auf-

ſtehen und Schlafengehen für die Sommer- und Winterzeit, über Erholungsſtunden, Mittagsmahlzeit, über Hausandacht und Kirchenbeſuch, über das Ausgehen und die Zeit der Rückkehr, über Ueberwachung der Sittlichkeit und Beſtrafung jeglicher Unſitte.

Sollten leute den nahmen Gottes blasphemiren, oder wider die heiligen zehn gebothe wiſſentlich oder hartnäkigt ſündigen, ſollen ſie der Juſtitz ausgeantwortet und nach göttlichem und weltlichen rechten mit ſcharffer ſtrafe belegt werden.

Wenn einige auf ſchwören oder fluchen, lügen, faule worte und ungeziemliche reden, gezänke oder injurien betreten würden, ſo ſollten ſie auf die erſte klage von den Directoribus hart censuriret werden, im wiederholungsfall mit ſchimpff aus dem hauſe gejagt werden.

Das Vermögen, welches Jemand mit in das Haus brachte, gehörte bei ſeinem Tode, und ſogar auch dann, wenn er wieder austrat, dem Hauſe.

Cölln an der Spree den 9. Juni 1700.

Die damaligen Direktoren waren:

Merian, Mailette, de Buy, Duneau, Michel.

Das Orangenhaus, Maison d'Orange.

Dorotheenſtraße Nr. 26.

Die Herrſchaft Oranien, im ſüdlichen Frankreich gelegen, kam 1544 durch Erbſchaft an das Haus Naſſau, an Wilhelm I., den Statthalter der Niederlande und den Befreier Hollands vom ſpaniſchen Joche. Wie die Talente und hohen Tugenden des Vaters, der 1584 zu Delft ermordet wurde, ſo ging auch die Statthalterwürde auf deſſen Söhne Moritz und Friedrich Heinrich und des letzteren Nachkommen Wilhelm II. und III. über. Ein volles Jahrhundert leitete dieſes Heldengeſchlecht die Angelegenheiten des Vaterlandes, und vertheidigte, wie anfangs gegen Spaniens Tyrannei, ſo ſpäter gegen Ludwig XIV. erdrückende Uebermacht ſiegreich die Rechte und Unabhängigkeit Hollands.

Wilhelm III. ward erſt nach dem Tode ſeines Vaters

geboren, und die Wittwe, welche nach der Regentſchaft ſtrebte, in der Großmutter des Kindes aber eine Rivalin fand, zog unkluger Weiſe Ludwig, der ſchon damals mit der Vernichtung der Reformirten in Frankreich umging, in ihr Intereſſe. Mit leichter Mühe eroberte Ludwig das Ländchen Oranien, den Heerd der Reformation im ſüdlichen Frankreich. Durch den Frieden von Nimwegen 1678 erhielt Wilhelm III. auf kurze Zeit das Land zurück, dann, als er 1689 ſeinen Schwiegervater, auf Wunſch der engliſchen Nation, vom Throne geſtoßen, und ihn ſelbſt beſtiegen hatte, bemächtigte ſich Ludwig von Neuem des Landes, und ließ 13 Jahre lang die Reformirten all die Verfolgungen erleiden, die ihre Glaubensgenoſſen in Frankreich erfahren hatten. Erſt mit dem Frieden von Ryswik 1697, durch welchen Wilhelm III. die Herrſchaft zurückerhielt, hörten auch die Verfolgungen auf. Unglücklicher Weiſe ſtarb Wilhelm III. 1702 kinderlos, und das Land, das nach dem Teſtamente Friedrich Heinrichs an Preußens König, Friedrich I., hätte fallen müſſen, ward dem franzöſiſchen Prinzen Conti zu Theil, der es, wider ſeinen Willen, an Ludwig, gegen andere Beſitzungen in Frankreich, abtreten mußte. Hierbei war es Ludwig XIV. keineswegs um Vergrößerung ſeines Landes, ſondern nur darum zu thun, auch hier die Reformation zu unterdrücken. Indeſſen mußte er ſich bequemen, den Reformirten eine Friſt von 3 Monaten zur Auswanderung zu geſtatten, während welcher Zeit ſie ihre Angelegenheiten, Verkauf ihrer Güter, in Ordnung bringen konnten. Dieſe Vergünſtigung war jedoch nur eine ſcheinbare, denn die Katholiken kauften nichts, und die Juden, die ſich hier ſehr redlich zeigten, durften nur Mobilien, aber keine Häuſer nnd liegenden Gründen erſtehen, die der Staat im Betrage von 4 Millionen Livres einzog. Faſt aller Mittel beraubt, ergriffen ſechszehnhundert der Unglücklichen den Wanderſtab und begaben ſich, nicht auf geradem Wege, denn das geſtattete die Regierung nicht, ſondern auf einem Umwege von wenigſtens 50 Meilen, nach der Schweiz. Friedrich I. lud ſie ein, ſich in ſeinem Lande niederzulaſſen; ſechshundert Perſonen folgten dem Rufe. Die Mittel zur Reiſe und Niederlaſſung wurden durch Kollekten

beſchafft, die in den proteſtantiſch-deutſchen Ländern 25,000 Thaler, in England, wo die Königion Anna, die Mutter des Volkes, regierte, das die Orangeois als engliſche Unterthanen betrachtete, 96,000 Thlr. ergaben. Dieſe letzte Summe wurde in verſchiedenen Zeiträumen, 1704, 1707 und 1709 dem engliſchen Geſandten am hieſigen Hofe, Lord Raby, überſandt, der davon gegen 16,000 Thlr. nach der Schweiz für die dort zurückgebliebenen Orangeois ſchickte. Die übrigen Gelder wurden theils zu ihren Niederlaſſungen in Magdeburg, Burg, Halberſtadt, Brandenburg und beſonders zu Berlin, theils zur Beſchaffung von Kleidern, theils zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauſes zur Aufnahme für Kranke und Bedürftige verwandt, überdies noch eine Summe niedergelegt, von deren Zinſen bis auf den heutigen Tag die Armen unterſtützt werden. Der König Friedrich I. bewilligte dem Hauſe alle die Privilegien und Freiheiten, deren ſich die übrigen milden Stiftungen überhaupt erfreuten, und außerdem noch aus den königlichen Forſten 30 Haufen Holz jährlich. Durch die Gnade und Großmuth Friedrich Wilhelms II. wurde das alte baufällige in der Dorotheenſtraße gelegene Haus 1792, größer und bequemer aufgeführt.

Das Haus wurde 1708 den 16. Juli eröffnet. Der engliſche Geſandte Raby entwarf die Statuten, welche der König Friedrich I. beſtätigte. Nach denſelben hat der jedesmalige engliſche Geſandte am hieſigen Hofe die Generalaufſicht über das Haus, und ernennt, mit königlicher Beſtätigung, die Direktoren, welche gehalten ſind, über die Verwaltung des Hauſes, Verwendung der Gelder Rechenſchaft abzulegen, und ohne Zuſtimmung des Geſandten keine Veränderungen in Bezug auf das Haus eintreten zu laſſen. Die erſten Direktoren des Hauſes waren: von Lubières, von Alançon, von Baufain, Petit, Prediger, von Weert und Serres, Advokaten. Ueber die unbedeutenderen wohlthätigen Veranſtaltungen ſiehe weiter unten das Diakonat.

Verwaltungsbehörden in der Colonie.

Wenn Richelieu die politiſche und Ludwig XIV. die kirchliche Freiheit der Reformirten in Frankreich vernichtete, ſo erhielten die Réfugiés beides in Brandenburg durch das Edict von Potsdam zurück; ſie bildeten hier eine unabhängige und nach eigenen Inſtitutionen ſich ſelbſt regierende Gemeinſchaft, einen Staat im Staate, wie früher in Frankreich. Für Brandenburg konnte dieſe Stellung zum Staate von keinem nachtheiligen Einfluß werden, denn einmal fehlte ihnen bei ihrer geringen Zahl die materielle Macht — eigene Truppen und Feſtungen — dann ſtanden ſie auch in unmittelbarer Abhängigkeit der Landesfürſten, und endlich lag es auch nicht im Sinn und Charakter der Réfugiés, eine renitente Stellung, wozu ſie in Frankreich durch die Maßregeln der Regierung herausgefordert waren, gegen dieſe je einnehmen zu wollen, und ſo müſſen wir es als einen hohen Grad politiſcher Weisheit Friedrich Wilhelms anſehen, daß er ihnen ihre Inſtitution garantirte, weil er dadurch, ohne den Staat zu gefährden, die Fremdlinge mit ſtarken Banden an das neue Vaterland und an das Herrſcherhaus feſſelte; denn nichts iſt und bleibt dem Menſchen theurer, als was ihm Herkommen und Gewohnheit überliefert haben.

Länger als ein volles Jahrhundert verblieb in dieſer unabhängigen Stellung die Kolonie, deren Mittel- und Vereinigungspunkt das franzöſiſche Oberkonſiſtorium und das Obertribunal waren. Erſt in neuerer Zeit, vor ungefähr 40 Jahren, wurde das Erſtere aufgehoben und deſſen Geſchäfte den Spezialkonſiſtorien übertragen, die franzöſiſchen Gerichte aber ſammt und ſonders aufgelöſt, und die Gemeindemitglieder unter die allgemeine Landesgerichtsbarkeit geſtellt, und ſomit der äußere politiſche Verband zerriſſen, die innere religiöſe Gemeinſchaft aber erhalten, deren Grund ſo feſt iſt, daß alle Veränderuugen, welche durch die Zeit in allen Staaten, mehr oder minder tiefgreifend, herbei geführt worden ſind, ihn nicht zu erſchüttern vermochten.

Dieſe innere Geſtaltung der Kirchengemeinde beruht auf der Kirchendisciplin:

1) La discipline ecclesiastique des Eglises reformées de France, 30. Août 1666; abgedruckt in Mylius;
2) auf den durch die Regierung beſtättigten Geſetzen und Beſchlüſſen der Gemeinde, abgedruckt unter dem Titel: Réglemens pour la Compagnie du Consistoire de l'Eglise française 1791, und
3) auf den Stiftungsurkunden über die milden Anſtalten, deren Inhalt zum Theil in die vorerwähnten Reglements aufgenommen iſt.

Aus allen dieſen Geſetzen und Beſtimmungen weht nur ein Geiſt, der Geiſt der chriſtlichen Bruderliebe, und aus ihm erklärt ſich auch der Charakter der Kolonie und ihrer Inſtitutionen, der in ſeinen Grundzügen noch unverändert ſich erhalten hat. Dieſem Geiſte verdankt es auch die Kolonie, daß ihr durch die königlichen Erlaſſe vom 18. Februar und 30. Oktober 1809, und vom 3. Februar 1812 ihre Verfaſſung von Neuem gewährleiſtet worden iſt.

Dieſe garantirte Verfaſſung beſtimmt:

1) Daß die milden Stiftungen, Armen- und Erziehungsanſtalten ihre bisherige Verfaſſung erhalten, und die Vorſteher dieſer Stiftungen, Armen- und Erziehungsanſtalten wie bisher nur der Gemeinde verantwortlich ſein ſollen;
2) daß die Hülfsbedürftigkeit und Dauer der Unterſtützungen vom Gemeinde-Konſiſtorium beſtimmt, und die vorhandenen Kapitalien und ſonſtigen Beſitzungen dieſer milden Stiftungen und Anſtalten in keinem Falle zu andern Zwecken verwendet, und eben ſo wenig die Vorſteher genöthigt werden ſollen, Perſonen, die nicht zur Gemeinde gehören, in dieſe Anſtalten aufzunehmen; daß es
3) in Bezug der Rechnungsabnahme und der zu ertheilenden Decharge bei der bisherigen Obſervanz verbleiben ſoll, und wonach der Gemeinde Rechnung zu legen; und
4) daß die Konſiſtorien die Familienväter der Gemeinde nach

der vorgeſchriebenen Form verſammeln ſollen, um über neue Anlagen oder außerordentliche Ausgaben ihre Einwilligung nachzuſuchen.

Die eigentlich kirchliche Seite der Gemeindeverfaſſung iſt durch dieſe vorgedachten Geſetze nicht berührt worden.

Die nächſte Auctorität in der Kirchengemeine iſt die Gemeine ſelbſt, ſie verwaltet jedoch in gewöhnlichen Verhältniſſen nicht unmittelbar, ſondern durch Beauftragte, Prediger, Anciens und Anciens diacres.

In Berlin*) zerfällt die Gemeine in 3 Kirchſpiele, jedes dieſer 3 Kirchenkonſiſtorien mit zwei Predigern, 4 Aelteſten und 8 Armenpflegern, welchen beſtimmte Quartiere der Parochie zugetheilt ſind; ein Laie iſt Sekretair dieſes Kirchen-Konſiſtoriums. Die Aelteſten und Armenpfleger haben den Kirchendienſt und die Armen- und Krankenpflege in ihrem Quartiere; im Kirchenkonſiſtorium, welches ſich Sonntags nach der Predigt verſammelt, werden Vorberathungen und Beſchlüſſe über Armen-, Kranken- und allgemeinere Angelegenheiten gepflogen, und die Geſuche der Gemeindemitglieder angehört. Die ſämmtlichen Kirchſpielsprediger nebſt dem Prediger des Hoſpitals, die ſämmtlichen Aelteſten und Armenpfleger nebſt den aus den Laien erwählten Sekretairen und Kaſſenbeamten, event. unter Hinzutritt der Familienväter, bilden beſondere Körperſchaften mit beſtimmten Befugniſſen.

I. Das Diakonat.

Schon im Jahre 1699 ſchien es geeignet, die Verwaltung des Armenweſens einer beſonderen Körperſchaft zu überantworten, und dieſe Körperſchaft iſt es, die den Namen des Diakonats erhielt; zuſammengeſetzt iſt es aus den Anciensdiacres Almoſenpflegern, deren jedes der 3 Kirchſpiele 8 zu ſtellen hat, die ſich unter dem Vorſitz eines Predigers jeden

*) Die Verfaſſung der übrigen Kolonieen iſt, einige kleinen Unterſchiede abgerechnet, dieſelbe.

ersten und dritten Montag im Monat im Konsistorialzimmer versammeln und allmonatlich 3 Mitglieder aus ihrer Mitte in die Sitzungen des Mittwochs-Konsistoriums zu deputiren haben.

Die Unterstützungen, welche die französische Gemeinde ihren Armen gewährt, bestehen 1) in baarem Gelde, 2) in Brod, 3) in Suppe, 4) Holz, 5) in Medikamenten, 6) in unentgeldlicher Behandlung durch französische Armenärzte, 7) Kleidung und Bettzeug, 8) in der Aufnahme im Hospitale oder dem Kinder-Hospiz, 9) Schulunterricht, Schul- und Gesangbücher, 10) halbe oder ganze Freischule, 11) freies oder halbfreies Begräbniß. NB. mit Ausnahme von 9. und 10. gedachter Hilfe, welche die Schulvorstände bei der Generalversammlung beantragen, hat das Diakonat über alle Anträge zu berathen. Jeder Antrag um Unterstützung muß von dem Familienhaupte, oder für Unmündige vom Vormund, und zwar persönlich in den Sitzungen des Diakonats oder des betreffenden Kirchenkonsistoriums vorgebracht werden. In Krankheitsfällen sind jedoch die Diakonen berechtigt, die Anträge auf Untersuchung der Verhältnisse der Unterstützungsbedürftigen zu machen.

Ausgeschlossen von jeder Unterstützung des Diakonats sind:

a) Verschämte Arme, die zwar ärztliche Hülfe, aber nicht Medizin unentgeltlich erhalten;

b) Personen, die zum Maison d'Orange und Hôtel du Réfuge gehören.

Unterstützungsberechtigt sind dagegen solche Personen, die zur hiesigen französischen Gemeine gehören, und als solche im Kirchenregister eingetragen stehen. Ein hiesigen Ortes zurückkehrendes Mitglied der Gemeinde muß seinen Einiritt in den Verband wieder nachsuchen, bevor es auf Unterstützung Anspruch machen kann. Personen jedoch, die aus den Provinzen hierher kommen, und in die Kirchengemeinschaft eingetreten sind, können erst nach Verlauf eines Jahres die Unterstützung beanspruchen.

In der Regel beschränkt sich die Unterstützung des Diakonats auf das Weichbild der Stadt Berlin; daher müssen die Anträge von Personen außerhalb desselben von der General-

rsammlung bewilligt werden, deren Genehmigung auch außer-
m erforderlich ist:

a) bei außerordentlichen Gaben über 6 Thlr.;
b) bei allen fortlaufenden Unterstützungen;
c) bei Ertheilung des freien Holzes und
d) zur Aufnahme im Hospital auf Lebenszeit, so wie der Kinder im Hospiz.

Jeder auf Lebenszeit ins Hospital gesandte Arme, und eder, der fortlaufende Unterstützungen genießt, hat zuvor die ntsagungsakte zu unterschreiben, nicht aber sind die Pensionäre es Hospitals hierzu verpflichtet.

Alle Arme, die fortlaufende Unterstützungen erhalten haben, er die im Hospital sterben, haben freies Begräbniß; diese ergünstigung erstreckt sich auch auf solche, die zwar nicht fort-ufend unterstützt worden, aber doch erweislich arm sind, und enn nicht irgend eine Kasse zur Tragung der Kosten verbun-n ist; jedoch kann unter Umständen für diese Personen nur lbfreie Beerdigung eintreten.

Den durchreisenden Mitgliedern französischer Provinzial-emeinden, so wie den der hiesigen Gemeinde Angehörigen ird diesen bei ihrer Abreise unter Umständen Reisegeld, je-n ein Zehrpfennig vom Diakonat gereicht.

II. Das Mittwochs-Konsistorium.

Es besteht zunächst aus den Predigern und Kirchenältesten r Gemeinde; bei deren Versammlungen, die jeden Mittwoch achmittag um 2 Uhr unter dem Vorsitz eines Predigers be-nnen, aus jedem der drei Kirchspiele ein Armenpfleger ex ficio anwesend sein muß.

Zum Ressort des Konsistoriums gehören ausschließlich au-uf die Disciplin der Gemeinde, selbst in der allgemeinsten sitt-chen Beziehung, und die Feier des Gottesdienstes bezüglichen egenstände, also

a) die Reihenfolge der Predigten, b) die Kirchenzettel, c) die Aufgebote, d) [illegible] Bekanntmachungen von der Kanzel, e) Erlasse [illegible] sowie [illegible] Prediger, [illegible]

didaten und Kirchenbeamten betreffen, f) Prüfung behufs Aufnahme in den Gemeineverband, g) Sitterzeugniſſe, h) Geſuche um Freiſchule, welche die Generalverſammlung erſt auf Vorſchlag des Konſiſtoriums bewilligt.

III. Generalverſammlung.

Sie beſteht aus allen Predigern, Aelteſten, Armenpflegern und Beamten, nämlich 3 Schriftführern, dem Rendanten, dem Führer der Regiſter, dem Syndikus der milden Stiftungen.

Den Vorſitz führt jedesmal ein Prediger; nach der Reihenfolge wechſelt dies Amt von einer Sitzung zur andern, welche an jedem 2. 4. und 5. Montag des Monats um 3 Uhr ſtattfinden.

Alle wichtigen Gegenſtände müſſen, bevor ſie zur Berathung kommen, den beſtehenden oder eigends zu ernennenden Kommiſſionen zur Prüfung und Vorberathung übergeben werden.

Die genannten Kommiſſionen ſind:

a) für Bauten und Vermiethungen, b) Kirchenzettel, c) Hausbüchſen, d) Bäckerei und Suppenanſtalt, e) freiwillige Kollekte, f) Rechnungsprüfung, g) milde Stiftungen, h) Schulen und Pepinière, i) Spezialkommiſſionen der Domſchule, k) der Berliner Schulen, l) Kommiſſionen für Begräbniſſe, m) für den Armenetat, n) das Hoſpital, o) für Bücher, p) Kirchenplätze, q) Regiſtratur, r) Gemeindeliſten, s) Seminar, t) Tontine, u) Fonds- oder Kapitalverwaltung, v) Kleiderkammer, w) Deputirte bei der Ecole de Charité, x) beim Hospice, y) Hôtel de Réfuge, z) Waiſenhaus.

Die Unterſtützung verſchämter Armen erfolgt nur nach Genehmigung der Generalverſammlung; die hierüber von den einzelnen Kirchſpielen jährlich eingereichten Liſten werden gleichfalls von dieſer Verſammlung geprüft, und eine Generalliſte über dieſe Klaſſe der Armen in ein beſonderes Buch eingetragen.

Familien, von denen ein Mitglied im Hospital aufgenommen ist, oder fortlaufende Unterstützungen des Diakonats erhält, können nicht als verschämte Arme angesehen werden, sondern fallen dem Diakonat zu; eben so auch diejenigen Personen, welche mit der ihnen aus milden Stiftungen gewährten Beihilfe nicht mehr auskommen können.

Wir müssen bemerken, daß die Kirchenverfassung, wie die Verwaltung in allen noch bestehenden Kolonieen mit unwesentlichen Unterschieden ein und die gleiche ist; was jedoch die Anstalten betrifft, so haben wir nur die Geschichte der in Berlin gegründeten mit aufgenommen, weil diese als die bekanntesten und bedeutendsten wohl von allgemeinerem Interesse sein möchten, und weil die Kolonie in Berlin, als die größeste, doch stets der Centralpunkt aller übrigen ist und bleiben wird.

Liste

der in den kurfürstlichen Ländern sich Anno 1697 u. 1700 befindenden französischen Exulanten, ohne die Offiziere und Soldaten.

	1697	1700
Berlin	4292	5869
Bucholtz	85	— —
Malchow	2	78
Pankow	13	— —
Cöpenick	25	46
Spandow	48	74
Schwedt	44	66
Bieraden	10	37
Straßburg	240	304
Gramzow	313	322
Amt Löckenitz	665	626
Amt Chorin	292	431
Prenzlau	293	407
Neustadt a. Dosse	35	53
Stargardt	84	145
Colberg	10	— —
Stolpe	12	— —
Angermünde	62	103
Burg	122	200
Brandenburg	107	106
Halle	462	726
Magdeburg	1087	1303
Stendal	117	203
Amt Ruppin	81	— —
Frankfurt	150	207

	1697	1700
Königsberg	241	414
Duisburg	37	38
Cleve	61	47
Emrich	45	42
Wesel	717	475
Soest	28	47
Bernau	— —	87
Oranienburg	— —	38
Rheinsberg und zugehörige Oerter	— —	104
Müncheberg	— —	110
Mannheimer Colonie zu Magdeburg	700	1739
Halberstadt	— —	227
Neu-Haldensleben	— —	170
Summa	9780	14,484

Liste der Kolonieen in der Provinz Brandenburg, Pommern, Sachsen und Preußen im Jahre 1852: Berlin, Potsdam, Prenzlau, Schwedt, Straßburg, Angermünde, Gramzow, Bergholz, Groß-Ziethen, Battin, Buchholz, Stettin, Magdeburg, Königsberg. Es ist einerseits zu bemerken, daß fast jede der Hauptkirchen mehrere Filiale hat, welche in der alten Liste als selbstständige Kolonieen aufgeführt, hier aber weggelassen worden sind, andererseits haben sich viele Gemeinden mit den deutsch-reformirten verbunden, woraus sich die bei weitem geringere Zahl der jetzt noch bestehenden Kolonieen erklärt.

Gedruckt bei Robert Genrich in Berlin.

Verbeſſerungen.

Seite	5	Zeile	13	von unten	lies gerichtetes ſtatt gerichteten.
-	17	-	10	- -	- Kirche ſt. Kirchen.
-	41	-	1	- oben	- ihm ſt. ihnen.
-	44	-	15	- hinter	Vergehen lies als.
-	71	-	2	- oben	- 1662 ſt. 1562.
-	76	-	15	- -	- war ſt was.
-	83	-	11	- unten	- wurde ſt. wurden.
-	130	-	14	- oben	- dem ſt. den.
-	131	-	7	- unten	- Geiſter ſt. Geiſtes.
-	143	-	13	- oben	- Marmite ſt. Mannite.
-	149	-	18	- -	- ſeine ſt. ſeine.
-	150	-	16	- unten	- ausübten ſt. ausübte.
-	151	-	7	- oben	- vortheilhaft ſt. Vortheilhaft.
-	153	-	4	- unten	- ſchiffbaren ſt. ſchiffbarem.
-	153	-	3	- oben	- die ſt. der.
-	177	-	2	- unten	- die ſt. der.
-	188	-	9	- oben	- Löcknitz ſt. Lanknitz.
-	210	-	2	- unten	- Diakonatshaus ſt. Diakoniſſe
-	211	-	15	- oben	- Euler ſt. Eules.
-	220	-	1	- unten	- Tournier ſt. Fournier.
-	229	-	13	- unten	- haben ſt. habe.